

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Hebels rheinländischer Hausfreund

1885

[urn:nbn:de:bsz:31-261913](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-261913)

Sonnen- und Mondfinsternisse.

Im Jahre 1885 werden zwei Sonnen- und zwei Mondfinsternisse eintreten; nur die erste Mondfinsterniß wird bei uns theilweise beobachtet werden können.

Die erste Sonnenfinsterniß ist eine ringförmige; sie tritt am 16. März nachmittags 3 Uhr 52 Min. ein und endet um 8 Uhr 48 Min. abends mittlerer Karlsruher Zeit. Dieselbe ist nur sichtbar in Nordamerika, im nördlichen Theil des atlantischen u. stillen Ozeans, im Eismeere, auf den Aleuten u. einigen australischen Inseln.

Die erste Mondfinsterniß beginnt am 30. März nachmittags 3 Uhr 32 Min. und endet um 6 Uhr 44 Min. abends. In der Mitte derselben um 5 Uhr 8 Min. ist ihre Größe 0,883 des Durchmessers. Der Mond geht an diesem Tage bei uns um 6 Uhr 25 Min. auf, so daß diese partielle Finsterniß nur noch 20 Minuten lang bei uns beobachtet werden kann. Dieselbe kann außerdem in Ost- und Mitteleuropa, in Asien, Afrika und Australien gesehen werden.

Die zweite Sonnenfinsterniß am 8. September ist eine totale. Sie fängt an abends 7 Uhr 11 Min. und endet um 11 Uhr 36 Min. nachts. Dieselbe ist nur auf den Inseln des südlichen stillen Weltmeeres sichtbar; die zentrale Verfinsternung ist hauptsächlich auf Neuseeland bemerkbar.

Die zweite Mondfinsterniß ist eine partielle und ereignet sich am 24. September zwischen 6 Uhr 54 Min. und 9 Uhr 56 Min. morgens. Sie ist bei uns nicht sichtbar, weil der Mond schon um 5 Uhr 45 Min. früh in unserer Gegend untergeht. Dagegen kann sie die westlichste Grenze Europas und Afrikas, Amerika und Ost-Australien sehen.

Von den vier Jahreszeiten.

Man hat das Jahr in vier Jahreszeiten eingetheilt: Frühling, Sommer, Herbst und Winter.

Der Winter hat bereits im vorigen Jahre begonnen, als die Sonne am 21. Dezember (1884) vormittags 9 Uhr 32 Min. 12 Sek. sich zum Zeichen des Steinbocks (♋) neigte. Der Frühling wird am 20. März um 11 Uhr 36 Min. 43 Sekunden mittags eintreten, wenn die Sonne das Zeichen des Widders (♈) und somit den Aequator erreicht; Tag und Nacht werden gleich sein.

Der Sommer nimmt seinen Anfang am 21. Juni um 7 Uhr 25 Min. 2 Sekunden morgens. Die Sonne hat das Zeichen des Krebses (♋) erstiegen und ist unserm Scheitel am nächsten. Es erfolgt der längste Tag und die kürzeste Nacht und dann die Sonnenwende.

Der Herbst beginnt mit dem Eintritt der Sonne in den Aequator und zwar in das Zeichen der Waage (♎) am 22. September 9 Uhr 54 Min. 38 Sekunden abends und erzielt zum zweiten Male Tag- und Nachtgleichheit.

Der Winter erfolgt am 21. Dezember nachmittags 3 Uhr 1 Min. 12 Sekunden beim Eintritt der Sonne in das Zeichen des Steinbocks (♋).

Die Hundstage beginnen am 23. Juli und enden am 23. August.

Die Venus (♀) ist Morgenstern und wird am 7. Mai Abendstern.

Zwischen Mars und Jupiter gibt es jetzt 237 Planetoiden oder Asteroiden.

Hundertjähriger Kalender für das Jahr 1885.

Die Alten schrieben jedem Jahre einen Regenten unter den Planeten zu; das Jahr 1885 wird von der Venus (♀) regiert. Die Venus ist das hellste und schönste Gestirn am Himmel. Schon die ältesten Dichter besingen den Glanz derselben. Von allen Planeten kommt sie der Erde am nächsten und war der erste Stern, welcher als Wandelstern von den Alten erkannt wurde. Der Philo-

sofoph und Mathematiker Pythagoras war der erste, welcher

sand, daß Abendstern und Morgenstern, der Hesperos und der Phosphoros der nämliche sei. Das Licht der Venus ist blendend weiß und so intensiv, daß es unter Umständen Schatten wirft. Sie kann allein ohne Fernrohr mit der Sonne zugleich gesehen werden. In ihrer unteren Konjunktion, wo sie zwischen Sonne und Erde steht, ist sie nur 40 Millionen km, in der obern Konjunktion, wo sie hinter der Sonne steht, aber 256 Millionen km von der Erde entfernt. Die Bahn der Venus hat nur sehr geringe Excentricität, so daß sie fast einem Kreise gleicht. Ihre mittlere Entfernung von der Sonne ist 108 Millionen km; der Durchmesser beträgt 12,700 km. Die Masse dieses Planeten ist $\frac{1}{10}$ der Erdmasse und das Volum $\frac{1}{10}$ des Erdvolums, so daß die Dichtigkeit der Venus $\frac{1}{8}$ von der Dichtigkeit der Erde ist. Die Umlaufzeit ist 224,695 Tage. Die Venus hat Phasen wie der Mond; Galilei nahm dieselben sofort nach der Erfindung des Fernrohres wahr. Durch die deutlich wahrnehmbare Dämmerung erkannte schon im vorigen Jahrhunderte Schröter, daß die Venus eine Atmosphäre hat, die aber doppelt so dicht ist, als jene der Erde. Richte Punkte, die man auf der Nachtseite der Venus erblickt, deuten auf hohe Berge. Zur Axendrehung braucht sie 23 Stunden 21 Minuten und 22 Sek. In ihrem größten Glanze strahlt die Venus, wenn sie 40 Grad von der Sonne entfernt ist. Abplattung an den Polen ist noch nicht bemerkt worden. Im Jahre 1885 ist die Venus Morgenstern bis zum 7. Mai, wo sie Abendstern wird. Am 31. Januar früh 2 Uhr steht sie im absteigenden Knoten, am 6. März 11 Uhr mittags in der Sonnenferne, am 28. März beim Mars, gelangt am 6. Mai abends 6 Uhr in die obere Konjunktion mit der Sonne, trifft am 7. Juni abends 10 Uhr mit dem Saturn zusammen. Sie erreicht am 26. Juni abends 9 Uhr die Sonnennähe, begegnet am 6. August früh 8 Uhr dem Jupiter und kommt am 17. Oktober früh 3 Uhr zum zweitenmale in die Sonnenferne. Die Venus erhielt als Planetenzeichen, das Zeichen eines Spiegels mit der Handhabe (♀), dem Attribute der Schönheit. In der Alchemie gab man dem Kupfer das Zeichen der Venus als Symbol, weil die alten Spiegel von Kupfer waren und Venus aus dem Schaume des Meeres bei der Insel Cypern emporstieg, welche Insel durch ihren Reichtum an Kupfer berühmt war.

Jahreswitterung.

Das Jahr 1885 ist heiß und feucht.

Witterung der Jahreszeiten.

Der Winter ist trocken mit mäßiger Kälte, gegen das Ende rauh und kalt.

Der Frühling tritt spät ein, ist mäßig warm aber naß.

Der Sommer ist schwül und naß, so daß um die Zeit der Heu- und Fruchternte Regen zu befürchten ist.

Der Herbst ist anfangs warm und schön, aber kurz; bald kommt rauhe Luft und Schnee, so daß die Felder früh zu bestellen sind.

Der Winter beginnt früh und ist trocken kalt.

Charakter der Monate.

Januar: kalt mit Regengüssen und Wind;

Februar: Regen und Schnee, windstill;

März: Schnee, Wind und rauh;

April: unbeständig, rauh und windig;

Mai: warm, naß, ruhig;

Juni: warm, schön und feucht;

Juli: Regen mit Gewitter und Sturm;

August: Regen, Wind und warm;

September: kühl, feucht und windig;

Oktober: trocken, kühl und rauh;

November: trüb, Schnee und Frost;

Dezember: kalt, trocken und hell.

Januar oder Wintermonat.



Wochentage.	Protestantischer	Kathol.	mond
1 Donnerstag.	Neujahr Jesus	Neujahr B. Christi	☾
2 Freitag	Abel	Macarius Abt	☾
3 Samstag	Gordius	Genovefa J.	☾
1.	Prot. { I.: Philippus und der Kämmerer. Akt. 8, 26-40. II.: Die Taufe Jesu. Joh. 1, 29-34. Kathol. Rückkehr in das Land. Matth. 2, 19-23.		
4 Sonntag	2. n. W. Titus, G.	S. n. N. Titus	☾
5 Montag	Simeon d. fr. G.	Simeon, Telesph.	☾
6 Dienstag	Erscheinung Chr.	Heil. Dreikönige	☾
7 Mittwoch	Wittkind	Lucia	☾
8 Donnerstag.	Severinus	Erhard, Sever.	☾
9 Freitag	Katharina Zell	Julianus	☾
10 Samstag	Paulus, Einfielder	Agathon	☾
2.	Prot. { I.: Das Evangelium eine Kraft Gottes. Röm. 1, 16-21. II.: Die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt. 1. Mos. 15, 1-6. Kathol. Jesu 12 Jahre alt. Luk. 2, 42-52.		
11 Sonntag	3. n. W. Mathilde	1. n. Ep. Hyginus	☾
12 Montag	Johann Chast.	Ernst Abt, Arkad.	☾
13 Dienstag	Hilarius	Hilarius	☾
14 Mittwoch	Felix	Hilar., Felix N.	☾
15 Donnerstag.	Johann Laski	Maurus, Paul	☾
16 Freitag	Georg Spalat.	Marcellus, P.	☾
17 Samstag	Antonius	Antonius Einf.	☾
3.	Prot. { I.: Gott ist Licht. 1. Joh. 1, 5-10. II.: Besserung des Lebens. Jer. 7, 1-17. Kathol. Hochzeit zu Kana. Joh. 2, 1-11.		
18 Sonntag	4. n. W. Brisca	Namen Jesu-J.	☾
19 Montag	Martha, Sara	Marius, Martha	☾
20 Dienstag	Fabian u. Sebast.	Fabian u. Sebast.	☾
21 Mittwoch	Agnes	Agnes, J. Meinrad	☾
22 Donnerst.	Vincentius	Vincenz, Anast.	☾
23 Freitag	Jesaias	Maria Bern.	☾
24 Samstag	Timotheus	Timotheus B.	☾
4.	Prot. { I.: Geistlich gekümt sein ist Leben. Röm. 8, 1-6. II.: Bund Gottes mit Abraham. 1. Mos. 17, 1-9. Kathol. Heilung von Aussätzigen. Matth. 8, 1-13.		
25 Sonntag	5. n. W. Pauli B.	3. n. Ep. Pauli B.	☾
26 Montag	Polykarp, B. v. S.	Polykarpus	☾
27 Dienstag	Joh. Chrysostomus	Joh. Chrysof. B.	☾
28 Mittwoch	Karl der Große	Karl der Große	☾
29 Donnerst.	Konstantin	Franz von Sales	☾
30 Freitag	Abelgunde	Martina, Belg.	☾
31 Samstag	Birg. Hans S.	Petrus Nol	☾

Anmerkung: Vom 1. Adv. 1884 wird in der evangelisch-prot. Kirche Badens über die 2 Epistelreihen gepredigt, oder freie Texte. Vom 1. Advent 1885 über die 1. Evangelienreihe.

Mondphasen.

Letztes Viertel am 8. um 4 Uhr 10 M. früh (Schnee und Sturm), Neumond am 16. um 9 U. 10 M. morgens (Regen u. Schnee), Erstes Viertel am 24. um 2 Uhr früh (Harter Frost), Vollmond am 30. um 4 Uhr 52 Min. abends (Schnee und Wind).

☾ Mond geht aufwärts am 14. ☽ abwärts am 28.

Planetenlauf.

Die Sonne tritt am 1. in die Erdnähe. Merkur ist fast das ganze Jahr nicht sichtbar, da er in den Sonnenstrahlen verschwindet. Venus ist Morgenstern und glänzt früh 5 Uhr schon im Südosten. Mars im Schützen ist beim Tag am Himmel. Jupiter steigt 9 Uhr abends schon im Osten herauf. Saturn steht nachts 10 Uhr im Meridian.

Tageslänge.

Am 1. 8 St. 16 Min.	Am 11. 8 St. 38 Min.
" 4. 8 St. 16 "	" 18. 8 St. 58 "
Am 25. 9 St. 20 Min.	

Witterungsbericht nach dem 100jähr. Kalender.

Am Anfang kalt, den 4. und 6. Regengüsse, vom 9. an mittelfalt, am 11. Regen, den 23. Wind, Schnee und Nebel bis zum Schluß.

Bauernregeln.

Ein schöner Januar bringt ein gutes Jahr. Morgenröthe im Januar, deutet auf viele Gewitter im Sommer; viel Schnee viel Heu, aber wenig Korn. Lanzen im Januar die Mücken, muß der Bauer nach dem Futter gucken. — Vinzenzen Sonnenschein, bringt viel Korn und Wein. Wie das Wetter am Marius (2.) war, so wirds im September trüb oder klar. — Fabian Sebastian (20.) läßt den Saft in die Bäume gahn. — Sankt Paulus klar (25.) bringt gutes Jahr; hat er Wind, regnets geschwind; ist Nebel stark, fällt Krankheit den Sarg; wenns regnet und schneit, wird theuer 's Getreid; doch Gott allein wendet alle Pein.

Jahrmärkte.

- | | |
|--|--|
| 2. Dreifach Schw., Hilzingen | 8. Bräuntlingen Schw., Freiburg B., Rastatt B., Salem Schw., Schönau i. W. B. |
| 5. Adelsheim Schw., Haslach (Amt Wolfach) B., Heitersheim Bk., Kenzingen Schw., Leopoldshafen B. Schwein, Neßkirch B., Neckargemünd Schw., Forzheim Bk., Untermittighausen Schw. | 12. Bretten B., Bühl B., Randerh. B., Köffingen Schw., Meringen Schw., Stühlingen Bk. |
| 7. Konstanz Schw., Bollberg Schw., Adolfszell B., Schopshausen B. | 13. Birkheim B., Mannheim B., Mischbach B., Sindolsheim B., Stodach Schw., Wehr B., Wentheim Schw. |
| | 15. Eppingen B., Rehl St. |

Februar oder Chaumonat.



Wochentage. **Protestantischer** **Kathol.** Mond

5. Prot. *L: Christi Armuth unser Reichthum. 2. Kor. 8, 1-9.
R: Jesus der Heiland. Matth. 8, 14-17.*
Kathol. *Die Arbeiter im Weinberge. Matth. 20, 1-16.*

1 Sonntag	Septuag. Ignat.	Septuag. Ignat.	M O N D
2 Montag	Maria Reinigung	Maria Lichtmeß	
3 Dienstag	Blasius	Blasius B. M.	
4 Mittwoch	Rabanus, Maurus	Andreas, Cor. B.	
5 Donnerstag	Adelheid, Phil. J.	Agatha J.	
6 Freitag	Amandus	Dorothea	
7 Samstag	Romuald	Richard	

6. Prot. *L: Christus ist mein Leben. Phil. 1, 15-24.
R: Nakt uns mit ihm ziehen. Joh. 11, 7-16.*
Kathol. *Vom Sämann. Luk. 8, 4-15.*

8 Sonntag	Seraq. Salomon	Seraq. Joh. v. M.	M O N D
9 Montag	Apollonia	Alto, Apollonia	
10 Dienstag	Wilhelm	Scholastika, J.	
11 Mittwoch	Theodor	Euprosina	
12 Donnerstag	Johanna Grey	Eulalia, jap. Mart.	
13 Freitag	Benignus, Jordan	Gregor II. Agapus	
14 Samstag	Valentinus	Christian	

7. Prot. *L: Gott hat uns nicht gegeben d. Geist d. Furcht. 2. Tim. 1, 7-14.
R: Der Knecht ist nicht größer, denn sein Herr. Joh. 15, 17-20.*
Kathol. *Der Blinde am Wege. Luk. 18, 31-43.*

15 Sonntag	Thomih Faust.	Quinq. Her.-F.	M O N D
16 Montag	Juliana	Juliana J. M.	
17 Dienstag	Konstantia	Fastnacht Fintan.	
18 Mittwoch	Simeon, B., Konf.	† Aschermittw.	
19 Donnerstag	Susanna	Mansuetus, R.	
20 Freitag	Eucharis	Cleutherius	
21 Samstag	Cleonore, Meinrad	Verulus, Cl.	

8. Prot. *L: Das Wort am Kreuze. 1. Kor. 1, 17-24.
R: Der Knecht weicht nicht vor Schmach. Jes. 50, 4-9.*
Kathol. *Verführung Jesu. Matth. 4, 1-11.*

22 Sonntag	1. Invoc. Petri St.	1. Invoc. P. St.)	M O N D
23 Montag	Reinhard	Seren. Milbert.	
24 Dienstag	Matthias, Ap.	Matthias Ap.	
25 Mittwoch	Nestor	† I. Duat. Walb.	
26 Donnerstag	Alexius	† Mechtilb	
27 Freitag	Zusius	† Leander, B.	
28 Samstag	Roman	† Romanus, Abt	

Es schuf sich der Schmerz in den Augen
Zur Vinderung einen Kanal,
Da rieseln die Perlen und fühlen
Des Wusens verzehrende Qual.
Doch bietet unzähligen Leiden
Kein linderndes Rinnsal sich dar
Es fließen nur äußere Zähren,
Die innere Thräne bleibt starr.

Mondphasen.
Letztes Viertel am 6. nachts um 11 Uhr 17 Minuten (klar mit Frost), Neumond am 15. um 2 Uhr 2 Min. früh (Schnee), Erstes Viertel am 22. um 11 Uhr 11 Min. mittags (starker Wind).
☾ Mond geht aufwärts am 11, ☽ abwärts am 24.

Planetenlauf.
Die Venus bewegt sich über den Steinbock hinweg und geht 3 Uhr nachmittags unter. Mars ist nicht sichtbar, da er mit der Sonne auf und unter geht. Jupiter im Löwen steht als glänzendes Gestirn die ganze Nacht am Himmel. Saturn ist bei Sonnenuntergang fast schon im Meridian und bis 4 Uhr morgens zu beobachten.

Tageslänge.
Am 1. 9 St. 42 Min. Am 15. 10 St. 32 Min.
" 8. 10 St. 8 " " 25. 10 St. 48 "

Witterungsbericht nach dem 100jähr. Kalender.
Vom 1. bis 6. Nebel und Regen, am 8. kalt, vom 9. bis 12. trüb, dann hell vom 13. bis 16., dann Regen und Schnee vom 19. bis 22., am Ende Eis und kalt.

Bauernregeln.
Wie der Februar, so der August. — Wenn am 2. Hornung die Sonne scheint, gerathen die Erbsen wohl. Matheis bricht Eis, hat er feins, so macht er eins. Wenn im Hornung die Schnaden geigen, müssen sie im März schweigen. Petri Stuhlfeier kalt, die Kält noch länger anhält. Je stürmischer um Lichtmeß, je sicherer ein schönes Frühjahr. — Heftige Nordwinde am Ende Februar, vermelden ein fruchtbares Jahr; wenn Nordwind aber im Februar nicht will, so kommt er sicher im April. — Wenns friert auf Petri Stuhlfeier, friert es noch 14mal heuer. — Trockne Fasten gutes Jahr. — Wie Aschermittwochen sich stellt, so die ganze Fasten sich hält.

- Jahrmärkte.**
- 2. Meßkirch B.
 - 3. Adelsheim AB, Gernsbach B, Galsach (Amt Wolfach) B, Heitersheim BR, Kenzingen Schw, Konstanz B-Schw, Krozing. AB-Schw, Mannheim Milchvieh u. B, Mosbach B, Pforzheim B-R, Riehen R, Riegel AB-RSchw, Stodach B-Schw, Thingen AB.
 - 4. Borberg Schw, Rültsheim B-Schwein, Radolfszell B, Schopheim B.
 - 5. Bonndorf B-Schw, Emmendingen BR-Schw, Rehl Stadt Schw, Leopoldshafen B-Schw, Salem B-Schwein, Windischbuch R.
 - 6. Breisach Schw, Hitzingen B-Schw.
 - 7. Adelsheim Schw, Bretten B, Eubigheim R, Kandern B, Böfingen Schw, Merding. Schw, Neckargemünd Schw, Stühlingen B-Schw, Ulm (N. Oberkirch) B-Schw, Unterwittigh. Schw.

Tag	Anmerkungen für Familien-Ereignisse, Geschäft- und häusliches Leben.	Tag	Kassa-Buch.	Einnahm.		Ausgaben	
				M	S	M	S
10.	Geislingen VSchw, Mosbach V, Sindolsh. V, Wehr RW, Wentheim Schw.						
11.	Eitenheim RWSchw.						
12.	Eigeltingen RWSchw, Freiburg V, Raftait V, Schönan i. V. V, Waldshut RWSchwein-Frucht.						
13.	Affamstadt Schw, Erzingen RW, Eittingen RW, Krantheim R, Meßkirch V, Mosbach R, Müll-						
14.	heim V, Neckargemünd R, Osterburken Schwein, Rosenberg V, Schlieng. RWSchwHolzgerirr, Tauberbischofsdm. RWSchwein.						
15.	Waldkirch R, Zell i. W. R.						
16.	Rheinbischofsbd. R, Schwarzach (N. Bühl) R, Stein RW, Stodach VSchw, Tauberbischofsheim V, Wilferdingen V, Zell i. W. V.						
17.	Bruchsal V, Rörrach R (2), Ra-						
18.	dolfszell V, Wilferdingen R (2).						
19.	Almenningen RW, Engen VSchw, Eppingen V, Kehl Stadt Schw, Rörrach V, Mosbach V, Wöfzingen R.						
20.	Bühl R m. V am 2. Tag (2).						
21.	Durlach RW, Eubigheim Schw, Haslach (N. Wolfach) RW, Raden-						
22.	burg R, Leuzkirch R, Möhringen RWSchw, Schliengen V.						
23.	Bräunling. RWSchw, Etklingen R, Hans- u. Flachsm. Grokeidolz-						
24.	heim V, Rippdenheim R, Pfullen-						
25.	dorf RWSchw, Singen (N. Kon-						
26.	stanz) VSchwein, Staufeu RW-						
27.	Frucht- u. Rittm.						
28.	Bretten R, Donaueschingen V-						
29.	Schw, Ueberlingen V.						
30.	Engen VSchwein, Oberkirch V, Weingarten R (2).						
31.	Tengen VSchw.						

März oder Frühlingsmonat.



Wochentage. **Protestantischer** **Kathol.**

9. Prot. *L.:* Gott unser Trost in Trübsal. 2. Kor. 1, 3-7.
R.: Die auf den Herrn harren. Jes. 40, 26-31.
 Kathol. Verklärung Christi. Matth. 17, 1-9.

1 Sonntag	2. Remin. Albinus	2. Remin. S.	☾
2 Montag	Louise	Simplicius, B.	
3 Dienstag	Titian	Kunigunde Kaiser.	
4 Mittwoch	Adrian	Kasimir, p. Pr.	
5 Donnerst.	Friedrich, Wal.	Friedrich	
6 Freitag	Fridolin, Säd.	Fridolin	
7 Samstag	Perpet. u. Felicitas	Thomas v. Aq.	

10. Prot. *L.:* Das theure Blut Christi. 1. Petr. 1, 13-21.
R.: Dieser ist des Todes schuldig. Jerem. 26, 7-16.
 Kathol. Jesus treibt Teufel aus. Luk. 11, 14-28.

8 Sonntag	3. Oculi Zachar.	3. Oculi Joh.	☾
9 Montag	40 Ritter	Franziska, Wit.	
10 Dienstag	40 Märt. Alex.	40 Märtyrer	
11 Mittwoch	Cyrril., Eulog.	Mittefasten	
12 Donnerst.	Gregor I.	Gregor d. Gr.	
13 Freitag	Ernst, Euphrosia	Theodora, Cyrril.	
14 Samstag	Mechtilde, Zachar.	Mathilde, Leo	

11. Prot. *L.:* Welch' eine Liebe. 1. Joh. 3, 1-6.
R.: Ihr werdet in eurer Sünde sterben. Joh. 8, 21-30.
 Kathol. Jesus speist 5000 Mann. Joh. 6, 1-15.

15 Sonntag	4. Vätare Christoph	4. Vätare Longin.	☾
16 Montag	Henriette	Heribert B., Jul.	
17 Dienstag	Patricius	Patricius, Ger.	
18 Mittwoch	Eduard, Alexander	Narzissus, Cyrril.	
19 Donnerst.	Josef	Josef, Nährv. Jesu	
20 Freitag	Hubert	Frühlings-Anf. Cleuther.	
21 Samstag	Benedikt	Benedikt Drbst.	

12. Prot. *L.:* Das gute Bekenntniß. 1. Tim. 6, 12-16.
R.: Die Kinder des Lichtes. Joh. 12, 27-36.
 Kathol. Die Juden wollen Jesus steinigen. Joh. 8, 46-59.

22 Sonntag	5. Jud. Geburtsf. d. deutsch. Kais. W.		☾
23 Montag	Eberhard	Viktorian, Frum.)	
24 Dienstag	Gabriel	Simon	
25 Mittwoch	Maria Verkünd.	Maria Verkündig.)	
26 Donnerst.	Emanuel	Ludger	
27 Freitag	Ruprecht	7 Schmerzen M.	
28 Samstag	Gideon, Malchus	Sixtus, Guntram	

13. Prot. *L.:* Ist Gott für uns. Röm. 8, 31-39.
R.: Gott der Erlöser Israels. Jes. 41, 8-14.
 Kathol. Jesu Einzug in Jerusalem. Matth. 21, 1-9.

29 Sonntag	6. Palmf. Gustaf.	6. Palmf. Gustaf.	☾
30 Montag	Guido	Quirinus.	
31 Dienstag	Benjam, Amos	Balbina, Benjam.	

Mondphasen.

Vollmond am 1. um 4 Uhr 34 M. früh (Wind und Regen), Letztes Viertel am 8. um 7 Uhr 28 Min. abends (klares Wetter), Neumond am 16. um 6 Uhr 11 Min. abends (sehr veränderlich), Erstes Viertel am 23. um 4 Uhr 57 Min. abends (klare Tage), Vollmond am 30. um 5 Uhr 14 Min. abends (schönes Wetter).

☾ Mond geht aufwärts am 10, ☽ abwärts am 25.

Planetenlauf.

Venus tritt am 27. mit dem Mars in Konjunktion und verschwindet in den Sonnenstrahlen. Mars erreicht mit der Sonne den Meridian, so daß er unseren Blicken entzogen ist. Saturn ist am 13. mit der Sonne in Quadratur; er geht erst nachts 2 Uhr unter. Jupiter gewährt die ganze Nacht durch einen herrlichen Anblick. Um die Monatsmitte glänzt das Zodiaklicht.

Tageslänge.

Am 1. 11 St. 20 Min.	Am 15. 12 St. 8 Min.
" 8. 11 St. 42 "	" 22. 12 St. 24 "
	Am 29. 12 St. 52 Min.

Witterungsbericht nach dem 100jähr. Kalender.

Vom 1. bis 6. rauh und windig, 8. bis 17. kalt, den 19. Wind, Schnee und Regen, den 22. bis zum Ende trüb und warm.

Bauernregeln.

Viel und langer Schnee viel Heu, aber mager Korn und dicke Spreu. — Märzschnee thut Frucht und Weinstock weh; Märzstaub bringt Gras und Laub. — Donnerstags im März, schneit's im Mai. — Wie's im März regnet, wird's im Juni wieder regnen. — Märzdonner bedeutet ein fruchtbares Jahr. — Kasser März, trockener April, das Futter nicht gerathen will, kommt dazu ein kalter Mai, gibt es wenig Frucht, Wein und Heu. — So viel im März Regen dich plagen, so viele Gewitter nach hundert Tagen. — Ist es um Judica feucht, so bleiben die Kornböden leicht. — Ist's am Josefstag (19.) klar, so folgt ein fruchtbares Jahr. — Ist an Ruprecht (27.) der Himmel rein, so wird er's auch im Juni sein. — Karfreitag-Regen bringt ein frucht. Jahr zuwegen.

Jahrmärkte.

2. Adelsheim Schw. Haslach (N. Wolsch) B. Heitersheim W. Reßf. B. Neckargemünd Schw. Pforzheim W. Pfullend. ABB Schw. Unterwittighausen Schw.	3. Adelsheim AB. Durlach R. Emmendingen ABB Hans-u. Fruchtm. Endingen R mit B Schw Hans am 1. Tag (2), Gersbach B. Griesen AB Schw. Kenzingen
---	---

April oder Ostermonat.



Wochentage.	Protestantischer	Kathol.	Mond
1 Mittwoch	Theodora	Hugo, Theodor	☾
2 Donnerst.	Gründonnerstag	Gründonnerstag	☾
3 Freitag	Karfreitag	Karfreitag	☾
4 Samstag	Ambros	Karsamstag	☾
14.	Prot. { X.: Ist Christus nicht auferstanden. 1. Kor. 15, 12-21. Y.: Die Auferstehung Jesu. Matth. 28, 1-10. Kathol. Auferstehung Jesu. Marc. 16, 1-7.		
5 Sonntag	Osterfest	Heil. Osterfest	☾
6 Montag	Ostermontag	Ostermontag	☾
7 Dienstag	Eberhard, Luisa	Hermann, Petr.	☾
8 Mittwoch	Apollonius	Dionysius	☾
9 Donnerstag	Bogislaus	Maria Kleopha	☾
10 Freitag	Daniel	Pompejus, M.	☾
11 Samstag	Julius	Leo I. d. Gr., P.	☾
15.	Prot. { X.: Das Bild des himmlischen Menschen. 1. Kor. 15, 35-44. Y.: Der Sohn macht lebendig. Joh. 5, 19-24. Kathol. Jesus kommt bei verschlossenen Thüren. Joh. 20, 19-31.		
12 Sonntag	1. Quasim. Eustor.	1. Quasim. W. S.	☾
13 Montag	Patricius	Hermendgild	☾
14 Dienstag	Tiburtius	Tiburtius	☾
15 Mittwoch	Simon Dach	Anastasia	☾
16 Donnerstag	Aaron	Martialis, Kalirt.	☾
17 Freitag	Rudolf	Rudolf, Anizetus	☾
18 Samstag	Valerian	Cleutherius, Ulm.	☾
16.	Prot. { X.: Halt im Gedächtniß Jesum Christum. 2. Tim. 2, 8-14. Y.: Wer bis ans Ende beharrt. Matth. 10, 16-22. Kathol. Vom guten Hirten. Joh. 10, 11-16.		
19 Sonntag	2. Misser. Mel.	2. Misser. Tim.	☾
20 Montag	Sulpitius	Casarius	☾
21 Dienstag	Anselm Canter.	Anselm, Adolar	☾
22 Mittwoch	Lothar	Lothar	☾
23 Donnerstag	Georg, Ritter	Georg, Achill.	☾
24 Freitag	Albert	Fidelis v. Sigmar.	☾
25 Samstag	Markus, Evang.	Markus Ap. u. Ev.	☾
17.	Prot. { X.: Der Herr über Leben und Tod. Röm. 14, 7-9. Y.: Herr, wer wird wohnen in deiner Hütte. Ps. 15. Kathol. Ueber ein Kleines. Joh. 10, 16-22.		
26 Sonntag	3. Jubilate Cletus	3. Jubilate Hildeg.	☾
27 Montag	Trudpert	Trudpert	☾
28 Dienstag	Theodor	Vitalis, Theodor	☾
29 Mittwoch	Sibilla	Petrus, M., S.	☾
30 Donnerst.	Georg Calirtus	Katharina	☾

Jeder Rückweg scheint kürzer als der Hinweg; so auch das Altwerden. Man kann letzteres nur dadurch um seinen Schein betrügen, daß man es als „Hinweg“ betrachtet.

Mondphasen.

Sechstes Viertel am 7. um 3 Uhr 17 Min. nachmittags (Regen und Sonnenschein), Neumond am 15. um 6 Uhr 15 M. morgens (Regen), Erstes Viertel am 21. um 11 Uhr 54 Min. nachts (klare Tage), Vollmond am 29. um 5 Uhr 48 Min. früh (regnerische Tage).

☾ Mond geht aufwärts am 8 ☾ abwärts am 19.

Planetenlauf.

Venus verschwindet in den Sonnenstrahlen. Mars ist um Mittag schon im Meridian, so daß er sich um Mittag unseren Blicken entzieht. Jupiter steht nachts 10 Uhr im Meridian, ist somit die ganze Nacht als hellglänzendes Gestirn am Himmel sichtbar. Saturn geht um Mitternacht unter.

Tageslänge.

Am 5. 13 St. 12 Min. | Am 19. 13 St. 56 Min.
 „ 12. 13 St. 36 „ | „ 26. 14 St. 18 „

Witterungsbericht nach dem 100jähr. Kalender.

Am 3. Schnee, dann sehr veränderlich bis 15., von da schön, am 22. Regen und Wind, dann Reif und Frost, am 29. schön und warm.

Bauernregeln.

Ist es am Palmtag schön, so folgt ein gutes Jahr. — Der April ist nicht zu gut, er schneit dem Bauern auf den Hut. — Dürrer April ist nicht des Bauern Will; Aprilenregen ist ihm gelegen. — Märzten trocken, Aprilten naß, fällt des Bauern Scheuer und Faß. — Wenn die Reben um Georgi sind noch blutt und blind, so soll sich freuen Mann, Weib u. Kind. — Auf nassen April folgt trockener Juni. — Aprilenschnee dünget, Märzenschnee frißt. — Bringt Rosamunda (2.) Sturm und Wind, so ist Sibylle (29.) uns gelind. — Ist Martus (25.) kalt, so ist auch die Wittwoch kalt. — So lange die Frösche vor Georgi (23.) quacken, so lange müssen sie nach Georgi schweigen.

Jahrmärkte.

1. Boxberg Schw, Aehl Stadt Schw, Radolzell B.
2. Bischofsheim A, Offenbungen A Schw, Oppenau A, Seelbach A, Stodach B Schw, Todtnau A (2), Willingen A B Schw, Wiesloch A (2), Zell a. S. A B.
3. Gizingen B Schw, Mehlfisch B.
4. Heilshausen A, Hilsbach A, Aehl Stadt A.
5. Achern A (2), Dittigheim A, Eubigheim A, Haslach (A. Wolf.) B, Heitersheim B B, Kenzingen Schw, Konstanz B Schw, Mosbach A, Neckar-
6. bischofsheim A, Offenbungen A Schw, Oppenau A, Seelbach A, Stodach B Schw, Todtnau A (2), Willingen A B Schw, Wiesloch A (2), Zell a. S. A B.
7. Achern A (2), Dittigheim A, Eubigheim A, Haslach (A. Wolf.) B, Heitersheim B B, Kenzingen Schw, Konstanz B Schw, Mosbach A, Neckar-
8. Hörden A B, Mülsheim B, Pforzheim B B, Schopf. B.
9. Bonndorf B Schw, Bräunlingen B Schw, Königshin. Schw, Lauda Schw, Leopoldshafen B Schwein.

Tag	Anmerkungen für Familien-Ereignisse, Geschäfts- und häusliches Leben.	Tag	Kassa-Buch.	Einnahm.		Ausgaben	
				M	S	M	S
9.	Salem AB Schwein, Schönau i. W. B.	21.	Stodach B Schw, Zell i. W. B				
10.	Breisach Schw.	22.	Bergbauden R, Donaueschingen R B Schw Samenm, Gengenbach R Schw, Gdrtwihl AB Schw, Grafenhausen R, Stodach AB Schw.				
13.	Adelsheim Schw, Bretten B, Bahl B, Randern B, Löfingen Schw, Merchingen Schw, Neckar-gemünd Schw, Schönau i. W. R (2), Thengen AB, Unterwittighausen Schw.	23.	Freiburg Messe mit B am Neb-donnerstag (10).				
14.	Adelsheim AB Farren, Mannheim Milchvieh u. R, Wehr B.	24.	Durlach AB, Epsenbach R, Eubigheim Schw, Hüngeheim R, Rastatt R Bretter Schw mit B am 2. Tag (2), Säckingen AB, Schliengen B, Stühlingen AB, Tauber-bischofsheim R Schw, Windisch-buch R.				
		25.	Geisingen B Schw, Kenzingen AB Schw, Pfullendorf AB Schw, Singen (A. Konstanz) B Schw.				
		26.	Bretten R, Igenheim R mit Schw am 1. Tag (2), Ueberlingen B.				
		27.	Neuenburg R (2), Oberkirch R (1 1/2), Thengen AB Schw.				
		28.					
		29.					
		30.					

Maï oder Sonnemonat.



Wochentage.	Protestantischer	Kathol.	Mond	
1 Freitag	Phil., Jak., Walp.	Philipp, Jakob Ap.	F	
2 Samstag	Athanas., Sigm.	Athanasius, B.	F	
18.	Prot. I: Christus in uns. Gal. 2, 17-21. II: Jesus der Weinstod. Joh. 15, 1-7. Kathol. Christi Heimgang. Joh. 16, 5-14.			
3 Sonntag	4. Cant. Mon. M. A.	4. Cant. † Auff.	M O N D P H A S E N	
4 Montag	Florian	Monika, M. d. A.		
5 Dienstag	Gottlob, Friedrich.	Pius V., P.		
6 Mittwoch	Johann Damask.	Johann v. d. lat. Pf.		
7 Donnerst.	Otto d. Gr., G.	Stanislaus B.		
8 Freitag	Medarda	Michael Erschein.		
9 Samstag	Gregor v. Naz.	Gregor v. Naz.		
19.	Prot. I: Wir wissen nicht, was wir beten sollen. Röm. 8, 26-30. II: Das Gebet im Kämmerlein. Matth. 6, 5-8. Kathol. Gebet im Namen Jesu. Joh. 16, 23-30.			
10 Sonntag	5. Rogate Gordian.	5. Rogate † Woche		W I T T E R U N G S B E R I C H T
11 Montag	Luiſe	Mamertus B.		
12 Dienstag	Pankratius	Pankraz, M.		
13 Mittwoch	Servatius	Servaz, B.		
14 Donnerst.	Christi Himmelf.	Himmelf. Christi		
15 Freitag	Moses	Pius P., Soph.		
16 Samstag	Perigrinus	Johannes v. Nep.		
20.	Prot. I: Das vollkommene Mannesalter Christi. Eph. 4, 11-16. II: Der rechte Weg. Jes. 30, 19-21. Kathol. Verheißung des heil. Geistes. Joh. 15, 25-37; 16, 1-4.			
17 Sonntag	6. Gaudi Job.	6. Gaudi Pasch.	B A U E R N E G E L N	
18 Montag	Liborius	Benanz M.		
19 Dienstag	Karoline	Petrus Cölestin		
20 Mittwoch	Athanas. Valer. S.	Bernhard		
21 Donnerst.	Konstant. d. Gr.	Konstantin		
22 Freitag	Helene	Julia J., Helene		
23 Samstag	Hieron. Savon.	† Desiderius		
21.	Prot. I: Die Einheit des Geistes. 1. Kor. 12, 1-11. II: Der Geist des Herrn. Jes. 39, 25-29. Kathol. Wer mich liebet. Joh. 14, 23-21.			
24 Sonntag	Pfingstsonntag	Heil. Pfingstfest	J A H R M Ä R K T E	
25 Montag	Pfingstmontag	Pfingstmontag		
26 Dienstag	Beda, Eduard	Philippus Nereus		
27 Mittwoch	Luc., Joh. Calvin	H. Quatember		
28 Donnerst.	Wilhelm	German B.		
29 Freitag	Christiana	† Theodosia M.		
30 Samstag	Wigand, Hieron.	† Felix P.		
22.	Prot. I: Der apostolische Truh. 2. Kor. 13, 11-13. II: Ruhet Gott ist kein Gott. 3. J. 45, 5-8. Kathol. Mir ist gegeben alle Gewalt. Matth. 28, 18-20			
31 Sonntag	Trinitatisfest	1. Dreifaltigkeitsf.		

Mondphasen.

Letztes Viertel am 7. um 9 Uhr 17 Min. morgens (Wind und Regen), Neumond am 14. um 3 Uhr 51 Min. nachmittags (veränderliche Lage), Erstes Viertel am 21. um 6 Uhr 19 M. morgens (Regen und Sturm), Vollmond am 28. um 9 Uhr 5 M. nachts (freundliche Frühlingstage).

☾ Mond geht aufwärts am 4. ☽ abwärts am 17.

Planetenlauf.

Venus tritt am 4. in obere Konjunktion mit der Sonne und steht hinter ihr; erst gegen das Monatsende tritt sie aus dem Sonnenglanze heraus. Mars verweilt noch während des Tages über dem Horizont. Jupiter steht am 17. mit der Sonne in Quadratur, geht somit am Mittag auf und um Mitternacht unter. Saturn geht nachts 11 Uhr unter.

Tageslänge.

Am 3. 14 St. 40 Min. | Am 17. 15 St. 18 Min.
" 10. 14 St. 58 " | " 24. 15 St. 40 "
Am 31. 15 St. 54 Min.

Witterungsbericht nach dem 100jähr. Kalender.

Schön bis 7., dann Regen bis 17., worauf Wind und schönes Wetter wechselt, am 25. kühl bis 29., dann schön und freundlich.

Bauernregeln.

Abendthau und kühl im Mai, Bringet Wein und vieles Heu. — Schöne Eichelblüth im Mai, Bringt ein gutes Jahr herbei. — Servaz, Pankraz, Bonifaz, Seht die drei Eispatronen an, Sollten dem Winzer nicht im Kalender stan. — Trockner Mai, dürres Jahr. — Viel Gewitter im Mai, singt der Bauer Zuchhei! — Auf trockenen Mai kommt nasser Juni herbei. — Wenn am 1. Mai Reif fällt, so geräth die Frucht wohl. — Pankraz u. Urban (25.) ohne Regen, folgt ein großer Weinsgen. — Vor Servaz kein Sommer, nach Servaz kein Frost. — Maikäferjahr ein gutes Jahr. — Sae Kettich im wässrigten Zeichen des wachsenden Monds. — Regen am Himmelfahrtstag, zeigt schlechte Heuernte an. — Rasse Pfingsten sette Weihnachten. Grünt Eiche vor der Eiche, dann hält der Sommer Wäsche; die Eiche vor der Eiche, dann hält der Sommer Bleiche.

Jahrmärkte.

- | | |
|---|--|
| 1. Breisach Schw. Buchen R. Dertingen R. Ettenheimmünster (Gem. Münsterh.) R. Schw. Gillingen R. Schw. Jmmenstaad R. Lauda R. | Schw. Döfingen R. Schw. Mannh. Neße (14). Schenkzell R. Stebbach R. Bilingen R. R. Schw. Waldkirch R. Waldshut |
|---|--|

Juni oder Brachmonat.



Wochentage.	Protestantischer	Kathol.	Monb
1 Montag	Nikodemus	Pamphilus, P.	☾ ☽ ☾ ☽ ☾ ☽
2 Dienstag	Marzellinus	Marzellinus	
3 Mittwoch	Cornelius, Clotil.	Klotilde	
4 Donnerst.	Karpasius	Fronleichnamfest	
5 Freitag	Winfried † 755	Franciscus	
6 Samstag	Norbert	Bonifazius	
23.	Prot. { L.: Die überchwengliche Erkenntn. Jes. Chr. Phil. 3, 7-11. R.: Erhöhung durch Demüthigung. Giod 22, 23-29. Kathol. Vom großen Abendmahl. Luf. 14, 16-24.		
7 Sonntag	1. n. Tr. Paul G.	2. n. Pf. Robert	☾ ☽ ☾ ☽ ☾ ☽ ☾
8 Montag	Medardus	Medardus, B.	
9 Dienstag	Primus u. Felician	Primus, Felician	
10 Mittwoch	Friedrich Barbar.	Margaretha, Dnuf.	
11 Donnerst.	Jduna, Barnabas	Barnabas Ap.	
12 Freitag	Renata	Herz Jesufest	
13 Samstag	Tobias	Antonius v. Padua	
24.	Prot. { L.: Die himmlische Berufung. Phil. 3, 12-16. R.: Wir sollen die Herrlichkeit Jesu sehen. Joh. 17, 24-26. Kathol. Vom verlorenen Schaf. Luf. 15, 1-10.		
14 Sonntag	2. n. Trin. Elis.	3. n. Pf. Basil.	☾ ☽ ☾ ☽ ☾ ☽ ☾
15 Montag	Beit	Vitus u. M.	
16 Dienstag	Justina	Benno B., Luitg.	
17 Mittwoch	Volkmar	Adolf	
18 Donnerst.	Arnulf	Maurus Paula	
19 Freitag	Protasius	Gervasius u. Pr.	
20 Samstag	Silverius	Silverius P. M.	
25.	Prot. { L.: Die christliche Standhaftigkeit. Kol. 1, 18-23. R.: Weiche nicht weder z. Rechten noch z. Linken. Jof. 1, 6-9. Kathol. Fischzug Petri. Luf. 5, 1-11.		
21 Sonntag	3. n. Tr. Sommer-Anfang	4. n. Pf.	☾ ☽ ☾ ☽ ☾ ☽ ☾
22 Montag	Justinus	Paulinus	
23 Dienstag	Basilus	Ebeltrudis J.	
24 Mittwoch	Johann d. Täufer	Johann d. T.	
25 Donnerst.	Augsburger Conf.	Wilhelm Abt.	
26 Freitag	Jeremias	Johannes u. P.	
27 Samstag	7 Schläfer	† Crescenzius	
26.	Prot. { L.: Die Glaubenszuversicht. Jof. 1, 2-12. R.: Der Gerechte lebt seines Glaubens. Sabaf. 2, 1-4. Kathol. Der Pharisäer Gerechtigkeit. Matth. 5, 20-24.		
28 Sonntag	4. n. Tr. Jren.	5. n. Pf. Leo	☾ ☽ ☾
29 Montag	Peter und Paul	Peter und Paul	
30 Dienstag	Pauli Gedächtniß	Pauli Gedächtniß	

Wir sollen uns so behandeln, wie es von einem berühmten Arzte gesagt wurde: "Die Unheilbaren seiner Kranken verloren das Leben, aber die Hoffnung nie!"

Monophysen.

Septes Viertel am 6. um 12 Uhr 38 M. nachts (schöne warme Tage), Neumond am 12. um 11 Uhr 16 Min. nachts (heiße Sommertage), Erstes Viertel am 19. um 2 Uhr 23 M. nachmittags (veränderliches Wetter), Vollmond am 27. um 11 Uhr 52 Min. mittags (Gewitter mit Hagel).

☾ Mond geht aufwärts am 1., ☽ abwärts am 14.
☽ aufwärts am 28.

Planetenlauf.

Venus ist bereits Abendstern, geht aber bald nach der Sonne unter. Mars steigt kurz vor der Sonne als rothes Gestirn im Osten herauf. Jupiter ist um 6 Uhr abends im Meridian und sinkt um Mitternacht im Westen hinab. Saturn am 19. in der Sonnenkonjunktion geht mit ihr auf und unter.

Tageslänge.

Am 7. 16 St. 6 Min. | Am 21. 16 St. 18 Min.
" 14. 16 " 12 " | " 28. 16 " 18 "

Witterungsbericht nach dem 100jähr. Kalender.
Schön bis zum 21., dann Gewitter und Regen bis an den Schluß.

Bauernregeln.

Juni feucht und warm, macht den Bauern nicht arm. — Donner't's im Juni, so geräth das Korn. — Wenn im Juni Nordwind weht, das Korn zur Ernte trefflich steht. — Ist es Corpus Christi (Fronleichnam) klar, bringt es uns ein gutes Jahr. — O heiliger Beit (15.) o regne nicht, daß es uns nicht an Gerst' gebracht. — Vor Johannistag keine Gerste man loben mag. — Verblüht der Weinstock im Vollmondlicht, er vollen feisten Traub' verspricht. — Wie's wittert auf Medardustag (8.), so bleibt's sechs Wochen lang darnach. — Maien kühl, Brachmonat naß, füllt des Bauern Scheuer und Faß. — Am St. Johannis-Abend (24.) leg' die Zwiebeln in ihr kühles Beet.

Jahrmärkte.

1. Aach (N. Stodach) AWR, Adelsheim Schw, Haslach (Amt Wolfach) B, Heiligkreuzsteinach R, Heiterstheim WR, Marzdorf K, Meßkirch B, Nedargemünd Schw, Pforz WR, Singen (N. Konstanz) AWR, Schw, Unterwiltighausen Schw.
2. Bruchsal R, Gerspolsgeß, Breiterm (2), Gersbach B, Kenzingen Schw, Konstanz
3. Ditzingen Schw, Emmendingen WR, Rehl Stabl Schw, Nedargemünd B, Offenburg WR, Farrenm. m. Vott, Rabolfs, B, Schopfheim B.
4. Schw, Fahr B, Mannheim Milchvieh u. R, Mönchweiler R, Schopf. R (2), Stodach B, Schwein, Wallbarn Wallfahrtsmesse (20).
5. Breisach Schw, Hil-

Juli oder Heumonat.



Wochentage.	Protestantischer	Kathol.	Mond
1 Mittwoch	Theobald, Simeon	Theodor, Abt	☾
2 Donnerst.	Maria Heimsuch.	Maria Heims.	☾
3 Freitag	Cornelius	Eulogius, Frenäus	☾
4 Samstag	Ulrich v. Hutten	Ulrich B.	☾
27.	Prot. { L: Die Weltliebe. 1. Joh. 2, 14-17. Kathol. { L: Das Gastmahl der Weisheit. Ep. Gal. 9, 1-11. Jesus speiset 4000 Mann. Mat. 8, 1-9.		
5 Sonntag	5. n. Tr. Anselm	6. n. Pf. Blut	☾
6 Montag	Isaias	Jesaias, Prop.	☾
7 Dienstag	Willibald B. v. G.	Willibald B. Goar	☾
8 Mittwoch	Kilian Ap. v. F.	Kilian B.	☾
9 Donnerst.	Cyrellus, Zeno	Nikolaus, Anatol.	☾
10 Freitag	Amalia, Jak.	7 Brüder, A.	☾
11 Samstag	Pius, Placidus	Pius P., B.	☾
28.	Prot. { L: Die Arbeit. 1. Thess. 4, 9-12. Kathol. { L: Das Stillesein und Hoffen. Jes. 30, 15-18. Von den falschen Propheten. Matth. 7, 15-21.		
12 Sonntag	6. n. Tr. Heinrich	7. n. Pf. Joh. G.	☾
13 Montag	Margaretha	Anakletus, P. M.	☾
14 Dienstag	Bonaventura	Bonaventura B.	☾
15 Mittwoch	Grober. Jerusal.	Aposteltheilung	☾
16 Donnerst.	Ruth, Anna	Maria v. B.	☾
17 Freitag	Arnold, Arthur	Alexius	☾
18 Samstag	Rosina	Kamillus, Gebh.	☾
29.	Prot. { L: Die gottselige Genußsamkeit. 1. Tim. 6, 6-11. Kathol. { L: Der reiche Jüngling. Matth. 19, 16-26. Vom ungerechten Verwalter. Luk. 16, 1-9.		
19 Sonntag	7. n. Tr. Rufina	8. n. Pf. Skap.	☾
20 Montag	Elias	Margaretha, J.	☾
21 Dienstag	Praxedis, Eber.	Arbogast, Praxed.	☾
22 Mittwoch	Mar. Magdalena	Maria Magdalena	☾
23 Donnerst.	Apollin. Hundstage-Anf.	Apollin.	☾
24 Freitag	Thom. v. K., Ch.	Bernard Markg.	☾
25 Samstag	Jakobus, Apostel	Jakob, Ap. (14 N.)	☾
30.	Prot. { L: Das königliche Geheh der Liebe. Jak. 2, 11-12. Kathol. { L: Die dienende Liebe. Matth. 20, 24-28. Jesus weint über Jerusalem. Luk. 19, 41-47.		
26 Sonntag	8. n. Trin. Anna	9. n. Pf. Anna, M.	☾
27 Montag	Martha	Pantaleon M.	☾
28 Dienstag	Pantaleon	Nazarius M.	☾
29 Mittwoch	Beatriz	Martha	☾
30 Donnerst.	Abdon, Joh. B.	Abdon u. Sennen	☾
31 Freitag	Germ., Thrasjbul	Ignatius Loyola	☾

Das Kleinliche macht den Fluch des Lebens aus. Die ärmlischen Sorgen des Tages, des Körpers, reiben uns auf. Darum nährt den göttlichen Theil eurer Natur: den Trieb der Bewunderung.

Mondphasen.

Letztes Viertel am 5. um 1 Uhr mittags (Regen und Wind), Neumond am 11. um 5 Uhr 50 Min. früh (Regen), Erstes Viertel am 19. um 1 Uhr 53 Min. nachts (Regen mit Schauer), Vollmond am 27. um 2 Uhr 56 Min. früh (sehr veränderlich).

☾ Mond geht abwärts am 11. ☽ aufwärts am 24.

Planetenauf.

Venus im Sternbild des Löwen geht bald nach der Sonne unter. Mars beim Orion tritt am 2. in den aufsteigenden Knoten und erscheint bald nach Mitternacht am Osthimmel. Jupiter bewegt sich im Löwen beim Regulus vorbei und sinkt 1 Stunde nach der Sonne im Westen hinab. Saturn erscheint früh 3 Uhr am östlichen Horizont und hat dabei seinen höchsten Stand am Himmel. Die Sonne ist am 3. in der Erdferne.

Tageslänge.

Am 5. 16 St. 12 Min.	Am 19. 15 St. 56 Min.
„ 12. 16 „ 6 „	„ 26. 15 „ 36 „

Witterungsbericht nach dem 100jähr. Kalender. Regen und Gewitter, von 15. bis 17. schön, dann Regen bis 26., dann schön, am 28. und 30. Gewitter, am 31. schön.

Bauernregeln.

Baut Ameis' große Haufen auf, folgt lang' und strenger Winter drauf. — Dampft Strohdach nach Gewitterregen, kommt Wetter dann auf andern Wegen. — Was der Juli nicht kocht, kann der September nicht braten. — Wie der Juli, so der nächste Januar. — Wenn Maria im Regen über's Gebirge geht (Maria Heimsuchung), so kehrt sie im Regen wieder (es regnet 40 Tage). — An Margarethen-Lage (20.) ist Regen eine Plage. — Vincenzen (19.) Sonnenschein, füllt die Fässer mit Wein. — Warme helle Jakobi, kalte Weihnachten. — Hundstage hell u. klar, deuten auf ein gutes Jahr.

Jahrmärkte.

- | | |
|--|---|
| 1. Bözberg Schw. Radolfzell B. Schopfheim B. Schwehingen K. | W Schw. Haslach (Mit Wolfach) K. Heitersheim W. Leopoldsdorf. W Schw. Neßfisch B. Nedarfem. Schw. Pforzheim W. Unterkirchhausen Schw. |
| 2. Ballenberg K. Emmendingen W Schw. Rehl Stadt Schw. Lauda K Schw. Salm W Schw. Stodach K Schw. | 7. Renzingen Schw. Ronfanz W Schw. Ralsch (N. Ettlingen) K u. Fohlenn. Mannheim Milsch. Destringen K (2). Stodach W Schw. |
| 3. Breisach Schw. Hilzingen W Schw. Kiran (N. Lörach) B. | 8. Ettenheim W Schw. |
| 6. Adelsheim Schw. Engen K. | |

August oder Erntemonat.



Wochentage.	Protestantischer	Kathol.	Mond
1 Samstag	Petri Kettenfeier	Petri Kettenfeier	☾
31.	Prot. { L.: Die Weisheit von oben. Jak. 3, 13-18. R.: Wisset ihr nicht, was Geistes Kinder ihr seid. Luk. 9, 51-56. Kathol. { Phariseer und Zöllner. Luk. 18, 9-14.		
2 Sonntag	J. n. Tr. Gustav	10. n. Pf. Portiunk.	☾
3 Montag	Augustus	Auff. d. hl. St. ☾	☾
4 Dienstag	Perpetua	Dominitus B. ☾	☾
5 Mittwoch	Oswald Evang. S.	Oswald, M. Schn. ☾	☾
6 Donnerstag	Verkärung Christi	Verkl. Chr., Afra ☾	☾
7 Freitag	Donatus	Rajetan ☾	☾
8 Samstag	Cyriacus	Cyriac. (14 N.) ☾	☾
32.	Prot. { L.: Darreichung des Glaubens in der Tugend. 2. Petr. 1, 2-11. R.: Der rechte Gottesdienst. Mich. 6, 1-8. Kathol. { Vom Taubstummen. Mark. 7, 31-37.		
9 Sonntag	10. n. Tr. Erich	11. n. Pf. Mar. S. ☾	☾
10 Montag	Lorenz	Laurentius, M. ☾	☾
11 Dienstag	Hermann	Tiburt., Susan. ☾	☾
12 Mittwoch	Klara, Ubele	Klara, J. ☾	☾
13 Donnerstag	Hildebrand	Hippol. u. Kassian ☾	☾
14 Freitag	Eusebius	Eusebius P. ☾	☾
15 Samstag	Maria Aufnahme	Maria Himmelf. ☾	☾
33.	Prot. { L.: Erbanung im Glauben. Judä 17-25. R.: Das Haus auf Fels und Sand. Matth. 7, 24-29. Kathol. { Der barnbergige Samariter. Luk. 10, 23-37.		
16 Sonntag	11. n. Tr. Rochus	12. n. Pf. Joachim ☾	☾
17 Montag	Bertram	Hyacinth ☾	☾
18 Dienstag	Agapetus	Helena, Kaiser. ☾	☾
19 Mittwoch	Sebalbus	Sebalb, Abt ☾	☾
20 Donnerstag	Bernhard	Bernhard ☾	☾
21 Freitag	Hartwig	Joh. Franz Anast. ☾	☾
22 Samstag	Thimotheus	Thimotheus M. ☾	☾
34.	Prot. { L.: Die Obrigkeit ist Gottes Ordnung. Röm. 13, 1-7. R.: Gerechtes Gericht. 5. Mos. 1, 9-18. Kathol. { Die zehn Aussägigen. Luk. 17, 11-19.		
23 Sonntag	12. n. Tr. Hundstag-Ende. 13. n. Pf.		☾
24 Montag	Bartholomäus	Bartholomäus, Ap. ☾	☾
25 Dienstag	Ludwig	Ludwig König ☾	☾
26 Mittwoch	Samuel	Zephyrinus P. ☾	☾
27 Donnerstag	Gebhard	Josef Calaf. Gebh. ☾	☾
28 Freitag	Augustinus	Augustinus B. ☾	☾
29 Samstag	Johann. Enthaupt.	Johannes Enth. ☾	☾
35.	Prot. { L.: Die Ehe. Eph. 5, 22-32. R.: Segen der Frommen. Ps. 128. Kathol. { Gottes- und Mamonsdienst. Matth. 6, 24-34.		
30 Sonntag	13. n. Tr. Rebekka	14. n. Pf. Schubeng. ☾	☾
31 Montag	Raymund	Raymund, Isab. ☾	☾

Monophasen.

Letztes Viertel am 3. um 10 Uhr 50 Min. nachts (schöne heiße Tage), Neumond am 10. um 12 Uhr 48 Min. mittags (veränderliches Wetter), Erstes Viertel am 17. um 2 Uhr 1 Min. nachmittags (klar und warm), Vollmond am 25. um 5 Uhr 58 Min. abends (heiße Tage mit Gewitter).

☾ ab geht abwärts am 8, ☽ aufwärts am 20.

Planetenauf.

Venus tritt am 6. mit dem Jupiter in Konjunktion, so daß nun Merkur, Venus u. Jupiter zugleich von den Sonnenstrahlen bedeckt sind. Mars leuchtet mit seinem rötlichen Schein schon um Mitternacht im Osten. Saturn steht am 6. beim Mars bei den Zwillingen und geht somit um Mitternacht auf. Am 10. fallen Sternschnuppen mit dem gemeinsamen Ausstrahlungspunkt im Perseus (Lorenzi-Strom).

Tageslänge.

Am 2. 15 St. 16 Min.	Am 16. 14 St. 28 Min.
" 9. 14 " 54 "	" 23. 14 " - "
Am 30. 13 St. 34 Min.	

Witterungsbericht nach dem 100jähr. Kalender. Regen bis 9., dann ein paar schöne Tage, hierauf Regen bis zum 22., schön bis 25., dann Regen.

Bauernregeln.

Starke Thau im August verkünden gutes Wetter. — Nach Laurentzi (10.) ist's nicht gut, wenn 's Rebholz jetzt noch treiben thut. — Nordwind im Augustmonat, bringt gut Wetter in das Land. — Sind Laurentzi und Bartholomäi (24.) schön, ist guter Herbst vorherzusehen. — Ist's in der ersten Augustwoche heiß, so bleibt der Winter lange weiß. — Hitze am St. Dominikus (4.), ein strenger Winter kommen muß. — Wie das Wetter an Kassian (13.), so hält es mehrere Tage an. — Himmelf. Maria (15.) Sonnenschein, bringt gerne viel und guten Wein. — Am Augustin (28.) ziehen die Wetter hin.

Jahrmärkte.

3. Adelsheim Schw. Engen B. Schw. Haslach (Ami Wolfsch.) B. Heitersheim B. Kleinlaufenburg B. Mehrfird B. Redargemb. Schw. Pforzheim B. Unterwittighausen Schw.
4. Kenzingen Schw. Konstanz B. Schw. Mannheim Milchvieh u. R. Sinsheim Schw.
4. Stodach B. Schw.
5. Boyberg Schw. Rilsheim B. Schw. Maltersdingen B. Radolzell B. Schopfheim B. Staufen B. Frucht u. Wittm. Wolfach R.
6. Emmendingen B. Schwein. Herrisfried B. Rehl St. Schw. Lauda Schw. Leopoldsh. B. Schw. Ober-

September oder Herbstmonat.



Wochentage.	Protestantischer	Kathol.	Mond
1 Dienstag	Aegidi	Aegidius, A. (14N.)	☾
2 Mittwoch	Lea u. Rahel	Veronika, St.	☾
3 Donnerst.	Manfuetus	Trenäus, Ser.	☾
4 Freitag	Ida	Rosalia J.	☾
5 Samstag	Nathanael	Laurentius J.	☾
36.	Prot. { Kathol. {	Z.: Eltern- und Kindespflichten. Eph. 6, 1-4. B.: Wo der Herr nicht das Haus baut. Pf. 127. Der Jüngling von Rain. Luf. 7, 11-16.	
6 Sonntag	14. n. Tr. Zachar.	15. n. Pf. Magnus	☾
7 Montag	Regina	Regina, J. M.	☾
8 Dienstag	Mariä Geburt	Mariä Geburt	☾
9 Mittwoch	Geburtsf. d. Großherzogs v. Baden		☾
10 Donnerst.	Jodokus, Nikolaus	Nikol. v. Toledo	☾
11 Freitag	Protus, Joh.	Felix u. Regula	☾
12 Samstag	Guido, Tob.	Guido	☾
37.	Prot. { Kathol. {	Z.: Pflichten der Diensthöten. Eph. 6, 5-9. B.: Treue im Kleinen. Luf. 16, 10-13. Vom Wasserfüchtigen. Luf. 14, 1-11.	
13 Sonntag	15. n. Tr. Matern.	16. n. Pf. Mar. M.	☾
14 Montag	Cyprian	† Erhöhung	☾
15 Dienstag	Nikodemus	Nikomedes	☾
16 Mittwoch	Euphemia	† III. Quat. C.	☾
17 Donnerst.	Lambert	Lambert	☾
18 Freitag	Titus Ev.	† Josef v. Rupert.	☾
19 Samstag	Markolf	† Januarius	☾
38.	Prot. { Kathol. {	Z.: Christus ein Sohn über sein Haus. Hebr. 3, 1-6. B.: Christus der Welt Heiland. Joh. 4, 39-42. Das vornehmste Gebot. Matth. 22, 34-46.	
20 Sonntag	16. n. Tr. Magd.	17. n. Pf. Eustach.	☾
21 Montag	Matthäus	Matthäus, Ap.	☾
22 Dienstag	Moriz	Herbst-Anfang	☾
23 Mittwoch	Thekla	Linus	☾
24 Donnerst.	Gerhard	Maria v. Lohn	☾
25 Freitag	Rupert	Kleophas	☾
26 Samstag	Lioba in Tauberb.	Thomas v. Villan.	☾
39.	Prot. { Kathol. {	Z.: Die heilige Schrift. 2. Tim. 3, 10-17. B.: Suchet in der Schrift. Joh. 5, 39-47. Vom Sichtbrächigen. Matth. 9, 1-8.	
27 Sonntag	17. n. Tr. Damian	18. n. Pf. Cosmas	☾
28 Montag	Wenzel	Benzeslaus K. M.	☾
29 Dienstag	Michael	Michael Erzengel	☾
30 Mittwoch	Hieronymus	Hieronymus B.	☾

Immer aufmerksam, immer denken, immer lernen, darauf beruht der Anteil, den wir am Leben nehmen. — das erhält die Strömung des uns fern und bewahrt es vor Fäulnis. Und so gut wie vom „Lieben und Irren“ läßt es sich sagen: „wer nicht mehr strebt, wer nicht mehr lernt, der lasse sich begraben.“

Mondphasen.

Sechstes Viertel am 2. um 5 Uhr 49 Min. früh (Regen), Neumond am 8. um 9 Uhr 18 Min. abends (schöne Herbsttage), Erstes Viertel am 16. um 6 Uhr 49 Min. morgens (Wind u. Regen), Vollmond am 24. um 8 Uhr 28 Min. abends (kühle aber schöne Tage).

☾ Mond geht abwärts am 4. ☽ aufwärts am 17.
☾ abwärts am 30.

Planetenauf.

Venus erscheint am 12. im aufsteigenden Knoten und steht bei Tag am Himmel. Mars im Krebs wird um Mitternacht sichtbar und steht um 9 Uhr im Meridian. Jupiter ist am 8. in Konjunktion mit der Sonne, geht also mit ihr auf und unter.

Tageslänge.

Am 6. 13 St. 2 Min.	Am 20. 12 St. 4 Min.
13. 12 „ 34 „	27. 11 „ 30 „

Witterungsbericht nach dem 100jähr. Kalender.

Von Anfang bis zum Herbst schönes Herbstwetter, den 17. bis 19. trüb, vom 20. bis 25. kühl und feucht, von da an wieder schön.

Bauernregeln.

Wenn im September Donner und Bliz dir dräuen, magst nächstes Jahr an Obst und Wein dich freuen. — We: der Hirsch an Egidi (1.) in die Brunst wohl geht, so das Wetter nach vier Wochen noch steht. — So viele Tage vor Michaeli (29.) Reif, so viele Tage nach Georgi Eis. — St. Michel-Wein ist Herren-Wein, St. Gallus-Wein ist Bauern-Wein. — Spät Rosen im Garten, läßt schönen Herbst erwarten. — Bläst Jakob weiße Wölckchen auf, wird Schnee und Winterblüthen d'raus. — Nach September-Gewittern, wird man im Hornung vor Schnee und Kälte zittern. — Am September-Regen ist dem Bauern viel gelegen. — Auf warmen Herbst folgt meist langer Winter. — Ist Egidi (1.) ein heller Tag, ich dir schönen Herbst anfang'. — Wie sich's Wetter an Mariä Geburt (8.) thut verhalten, so soll sich's weiter vier Wochen noch gestalten. — So viel Reif und Schnee vor Michaelis, so viel nach Wallburgis.

- ### Jahrmärkte.
- Erzingen AB, Gernsbach B, Gersbach BSchafn, Gernsbad BSchw, Grünfeld K, Kenzingen Schw, Konstanz BSchw, Mannheim Miksch, Schriesheim BR, Stetten a. t. M. AB-Schw, Stodach BSchw.
 - Borberg Schwein, Donau-erschingen Hfzohlemm, Firtswangen K, Rüsheim BSchw, Radolfzell Holzggschirm, Schopfheim B.
 - Emmendingen BSchw, Rehl Stadt Schw, Kirchen (N. Vörrach) B, Rauba

Oktober oder Weinmonat.



Wochentage.	Protestantischer	Kathol.	Mond
1 Donnerstag.	Nemigius	Nemigius B.	☾
2 Freitag	Bollrad	Leodegar B.	☾
3 Samstag	Erwald	Lucretia	☾
40.	Prot. L.: Der Welt Weisheit ist Ehorheit. 1. Kor. 3, 18-23. R.: Im Namen Gottes werfen wir Panier auf. Ps. 20. Kathol. Selig der Leib, der dich getragen. Luk. 11, 21-23.		
4 Sonntag	18. n. Tr. Franz	19. n. Pf. Rosentr.	☾
5 Montag	Placidus	Placidus	
6 Dienstag	Fides	Bruno	
7 Mittwoch	Spez, Theodor B.	Juditha, Sergius	
8 Donnerstag.	Marzellinus	Brigitta B.	
9 Freitag	Dionysius	Dionysius Arn.	
10 Samstag	Justus Jonas	Franziskus Borgia	
41.	Prot. L.: Die Predigt. Röm. 10, 9-17. R.: Kein Prophet ist angenehm. Luk. 4, 22-30. Kathol. Des Königsjohn. Joh. 4, 46-53.		
11 Sonntag	19. n. Tr. Burch.	20. n. Pf. Beleg.	☾
12 Montag	Balthar	Maximilian B. B.	
13 Dienstag	Eduard	Coloman	
14 Mittwoch	Calixtus	Burkard	
15 Donnerstag.	Aurelia	Theresia B., F.	
16 Freitag	Gallus, am Bod.	Gallus Abt	
17 Samstag	Hedwig	Hedwig K. B.	
42.	Prot. L.: Die gegenseitige Erbauung. Hebr. 10, 19-25. R.: Den Bruder gewinnen. Matth. 18, 15-22. Kathol. Zachäus auf dem Feigenbaum. Luk. 19, 1-10.		
18 Sonntag	20. n. Tr. Algen. Kirchw.	21. n. Pf.	☾
19 Montag	Ferdinand	Petrus v. Alfant.	
20 Dienstag	Bendelin	Johannes Cant.	
21 Mittwoch	Ursula	Ursula, J., Pilar.	
22 Donnerstag.	Balduin	Callistus P., R.	
23 Freitag	Severin	Severin B.	
24 Samstag	Raphael, Erzengel Raphael, Erz-E.		
43.	Prot. L.: Die Sünden der Jungf. Jak. 3, 1-10. R.: Die Redenschafft von den Worten. Matth. 12, 23-37. Kathol. Vom Zinsgrochen. Matth. 22, 15-21.		
25 Sonntag	21. n. Tr. Leutfried	22. n. Pf. Crispin	☾
26 Montag	Amandus	Bonaventura	
27 Dienstag	Fruementius	Ivo, Sabina	
28 Mittwoch	Simon Judä	Simon Judä	
29 Donnerstag.	Gisela, Engelh.	Narciss. B., Euseb.	
30 Freitag	Hartmann	Eutropia, R.	
31 Samstag	Virgilius	† Wolfgang B.	

Wer gesund bleiben und es weiter bringen will, muß alle Thätigkeiten und Zustände in der Zeit wohl von einander zu sondern wissen. Einsamkeit ist sehr geübelich; aber in der Gesellschaft muß man nicht einsam sein wollen.

Mondphasen

Letztes Viertel am 1. um 12 Uhr 3 Min. mittags (Regen und Kälte), Neumond am 8. um 8 Uhr 6 Min. morgens (nebeliges rauhes Wetter), Erstes Viertel am 16. um 1 Uhr 54 Min. nachts (Schnee), Vollmond am 23. um 9 Uhr 57 Min. abends (klarer Wetter), Letztes Viertel am 30. um 6 Uhr 31 Min. abends (kalt und windig).

☾ Mond geht aufwärts am 15, ☽ abwärts am 28.

Planetenauf.

Venus ist am 16. in der Sonnenferne und tritt allmählig aus dem Sonnenstrahlen heraus. Mars im Krebs kommt um Mitternacht im Osten zum Vorschein. Jupiter tritt in die Jungfrau und geht früh 4 Uhr auf. Saturn in den Zwillingen ist am 1. in der Quadratur mit der Sonne und geht abends 9 Uhr auf; dabei weilt er am 20. in der Sonnennähe.

Tageslänge.

Am 4	10 St. 58 Min.	Am 18.	10 St. 2 Min.
" 11.	10 " 30 "	" 25.	9 " 54 "

Witterungsbericht nach dem 100jähr. Kalender.

Am 1. und 2. schön, den 3. Regen und Donner, dann unfreundlich bis zum 29. wo es friert, am 30. Schnee, am 31. Nebel.

Bauernregeln.

Warmer Oktober, kalter Februar. — Bringt der Oktober viel Frost und Wind, so find der Januar und Hornung gelind. — Viel Regen im Oktober, viele Winde im Dezember. — Wenn St. Gallus (16.) die Butten trägt, für den Wein ein schlechtes Zeichen schlägt. — Mit St. Gall, bleibt die Kuh im Stall. — Regen am Ende Oktober, verkündet ein fruchtbares Jahr. — Am St. Lukas-tag (18.) soll das Winterkorn schon in die Stoppeln gefäet sein. — Wie die Witterung hier wird sein, schlägt sie nächsten März ein. — Nichts kann mehr vor Haupen schützen, als Oktober-Eis in Pfützen.

Jahrmärkte.

1. Nach (Amt Stodach) RR, Rehl Stadt Schw, Lauda Schw, Salem Schw.	Vöfingen RWSchw, Mehkirch B, Mübringen RWSchw, Hedargemünd Schw, Forzheim WSchw, Schönan (Amt Heidelberg) R (2), Stählingen RB, Unterwiltighausen Schw, Böhrenbach RB.
2. Breisach Schw, Güzlingen Schw.	
3. Trüberg R.	
5. Adelsheim Schw, Affinstadt R, Grafenhausen R, Haslach (Amt Wolfach) R (3), Jgg. Jarrenm. m. Preisverteilung, Heitersheim WSchw, Leopoldshafen WSchw,	
6. Rehl Stadt R, Kenzingen Schw, Ro-Ranz WSchw, Lohr B, Langenbrücken R, Manheim Milchvieh.	

November oder Windmonat.



Wochentage.	Protestantischer	Kathol.	Mond
44.	Prot. { L.: Unentschiedenheit. 1. Röm. 18, 21. R.: Die Verführung. Mark. 13, 5-10. Kathol. Bergpredigt Jesu. Matth. 5, 1-12.		
1 Sonntag	22. n. Dr. Reform.	23. n. Pf. Allerh.	☾
2 Montag	Allerseele	Allerseele	
3 Dienstag	Birmin a. d. R.	Birminius, Jda	
4 Mittwoch	Sigmund	Carolus	
5 Donnerst.	Blandina	Zachar. u. Elis.	
6 Freitag	Gust. Adolf	Leonhard	
7 Samstag	Willibrord	Florent., Engelb.	
45.	Prot. { L.: Das Versäumen der göttl. Gnade. Hebr. 12, 11-16. R.: Thränenfaat und Freudenerte. Ps. 126. Kathol. Vom Samen und Unkraut. Matth. 13, 24-30.		
8 Sonntag	23. n. Trin. Willih.	24. n. Pf. Gottfr.	☾
9 Montag	Theodor	Theodor	
10 Dienstag	Martin Luther	Andreas, Avel.	
11 Mittwoch	Martin	Martin, Bischof	
12 Donnerst.	Jonas, Prophet	Martinus P.	
13 Freitag	Briccius	Dibakus	
14 Samstag	Petrus, Märtyr.	Elisabeth J.	
46.	Prot. { L.: Menschenwerk und Gotteswerk. Phil. 2, 12-18. R.: Gott, Du bist mein Gott. Ps. 63, 2-9. Kathol. Vom Senfkorlein. Matth. 13, 31-35.		
15 Sonntag	24. n. Dr. Erntefest	25. n. Pf. Dankfest	☾
16 Montag	Dthmar	Dthmarus, Ed.	
17 Dienstag	Hugo	Gregor d. Wunder.	
18 Mittwoch	Gottschalk	Otto	
19 Donnerst.	Elisabeth, Landgr.	Elisabeth Herzogin	
20 Freitag	Amos, Emilia	Felix v. Valois	
21 Samstag	Columban	Maria Opferung	
47.	Prot. { L.: Der Zeit wird von der obersten Kirchenbehörde bestimmt. R.: Vom Gräuel der Verwüstung. Matth. 24, 15-35.		
22 Sonntag	25. n. T. Buß-B.	26. n. Pf. Cäc.	☾
23 Montag	Klemens	Klemens	
24 Dienstag	Johann Knog	Johann v. Kreuz	
25 Mittwoch	Katharina, L.	Katharina	
26 Donnerst.	Konrad, Linus	Konrad B.	
27 Freitag	Günther	Valer., Virgilius	
28 Samstag	Sothenes	Albertus Magnus	
48.	Prot. { L.: Einzug Jesu in Jerusalem. Matth. 21, 1-9. R.: Der König der Ehren. Ps. 24. Kathol. Zeichen des jüngsten Gerichts. Luk. 21, 25-33.		
29 Sonntag	1. Adv. Noah	1. Adv. Satur.	☾
30 Montag	Andreas	Andreas, Ap.	

Das ganze Scheinmiff, sein Leben zu verlängern, besteht darin, es nicht abzukürzen.

Mondphasen.

Neumond am 6. um 9 Uhr M. abends (Frost und Wind), Erstes Viertel am 14. um 10 Uhr 33 Min. nachts (lares Wetter), Vollmond am 22. um 8 Uhr 13 Min. morgens (veränderlich), Letztes Viertel am 29. um 2 Uhr 31 Min. früh (kalt mit Schneefall).

☾ Mond geht aufwärts am 11, ☾ abwärts am 25.

Planetenauf.

Venus hat am 9. ihren tiefsten Stand, glänzt aber bis 7 Uhr am Abendhimmel. Mars im Löwen wird schon um Mitternacht sichtbar. Jupiter wird am 3. und 30. vom Monde bedeckt. Saturn geht 6 Uhr abends auf. Am 13. Sternschnuppenfall mit dem Ausgangspunkt im Löwen (Martini-Strom).

Tageslänge.

Am 1.	9 St. 10 Min.	Am 15.	8 St. 30 Min.
" 8.	8 " 50 "	" 22.	8 " 14 "
" 29.	8 St. 2 Min.		

Witterungsbericht nach dem 100jähr. Kalender. Früh und rauch bis 6., dann schön, den 9. kalt und Regen bis 17., am 18. Schnee bis zum Ende, zuletzt noch kalt.

Bauernregeln.

Ist Martinstag ein trüber Tag, folgt gelinder Winter nach. — St. Martinus (11.) setzt sich mit Dank schon auf die warme Ofenbank. — Katharein (25.) stellt Geigen und Pfeifen ein. — Wenn im November die Wasser steigen, so werden sie sich im ganzen Winter zeigen. — Wie der November, so der folgende Mai. — Bringt Allerheiligen einen Winter, so bringt Martini einen Sommer. — Kommt St. Martin mit Winterkalt, ist's gut, wenn halb ein Schnee einfällt; man hat ihn lieber dürr als naß, so hält sich's auch mit Andreas. — Wie's um Katharina (25.) trüb oder rein, so wird auch der nächste Hornung sein. — Andreas-Schnee (30.) thut dem Korne weh. — Der rechte Bauer weiß es wohl, daß im November man wässern soll. — Fällt vor Martini das Laub nicht ab, folgt gar ein schwerer Winter nach. — Am Allerheiligentag einen Span aus einer Buche gehauen; ist er trocken, bedeutet er einen warmen, ist er naß, einen kalten Winter.

Jahrmärkte.

- | | |
|---|---|
| 1. Karlsruhe Messe m. Möbelmarkt a. d. 3 ersten Tag. (9). | AB. Haslach (Ami Wolfach) |
| 2. Adelsheim Schw. Appenweier A Schw. Elmending. | B. Heidersheim W. R. Meßkirch B. Münsingen A (2). Hedargemünd Schw. |

Dezember oder Christmonat.



Wochentage.	Protestantischer	Kathol.	Mond
1 Dienstag	Arnold, Eligius	Eligius B., Longin.	☾
2 Mittwoch	Aurelia	Candidus, Aur.	☾
3 Donnerst.	Cassianus	Franz v. Xaver	☾
4 Freitag	Barbara	Barbara J. M.	☾
5 Samstag	Abigail	Petrus Chysolog.	☾
49.	Prot. { L.: Johannes der Täufer. Luk. 3, 2-14. R.: Das Reich Gottes ist Gerechtigkeit. Röm. 14, 16-19. Kathol. Johannes im Gefängniß. Matth. 11, 2-10.		
6 Sonntag	2. Adv. Nikolaus	2. Adv. Nikol.	☾
7 Montag	Agathon	Ambrosius, B.	☾
8 Dienstag	Martin Rinkart	Maria Empfängn.	☾
9 Mittwoch	Benj. Schmolk	Leokadia	☾
10 Donnerst.	Eulalia	Melchiades P.	☾
11 Freitag	Adolf	Damafus P.	☾
12 Samstag	Gangolf	Adelheid Kaiserin	☾
50.	Prot. { L.: Johannes im Gefängniß. Matth. 11, 2-10. R.: Der Gläubigen Loblied. Jer. 12, 1-6. Kathol. Das Zeugniß Johannes. Joh. 1, 19-28.		
13 Sonntag	3. Adv. Odilia	3. Adv. Lucia J.	☾
14 Montag	Nikafius	Spiridion	☾
15 Dienstag	Christiana	Christiana	☾
16 Mittwoch	Adelheid	IV. Duat. Euf.	☾
17 Donnerst.	Lazarus	Ottilia, J.	☾
18 Freitag	Wunibald	Maria Erwart.	☾
19 Samstag	Clemens, M.	Nemesius	☾
51.	Prot. { L.: Er ist mitten unter euch getreten. Joh. 1, 19-28. R.: Der neue Bund. Jerem. 31, 31-34. Kathol. Stimme in der Wüste. Luk. 3, 1-6.		
20 Sonntag	4. Adv. Abraham	4. Adv. Achilles	☾
21 Montag	Thomas	Winter-Anf. Thom.	☾
22 Dienstag	Beata, Bertha	Flavianus	☾
23 Mittwoch	Dagobert	Viktoria, J. M.	☾
24 Donnerst.	Adam u. Eva	Adam u. Eva	☾
25 Freitag	Christtag	Heil. Weihnachtstf.	☾
26 Samstag	Stephan	Stephan, Erzm.	☾
52.	Prot. { L.: Simeons Lob- und Danklied. Luk. 2, 25-35. R.: Der Eingang zum ewigen Reich. 2. Petr. 1, 10-15. Kathol. Simon und Anna. Luk. 2, 33-40.		
27 Sonntag	1. n. W. Johannes	S. n. W. Johan.	☾
28 Montag	Unschuldige Kinder	Unschuld. Kind.	☾
29 Dienstag	Jonathan	Jonathan	☾
30 Mittwoch	David, Kön. u. Pr	David	☾
31 Donnerst.	Schlussgottesdienst	Dankgottesd. Silb.	☾

Das Leben ist kein Traum. Es wird nur zum Traume durch die Schuld des Menschen, dessen Seele dem Rufe des Erwachens nicht folgt.

Mondphasen.

Neumond am 6. um 1 Uhr 50 Min. mittags (Schnee u. Sturm), Erstes Viertel am 14. um 9 Uhr 55 Min. abends (Schnee u. Regen), Vollmond am 21. um 9 Uhr 33 Min. abends (klar mit Frost), Letztes Viertel am 28. um 1 Uhr 35 Min. mittags (Regen und Wind).

☾ Mond geht aufwärts am 6, ☾ abwärts am 22.

Planetenauf.

Venus hat den scheinbar größten Abstand von der Sonne und ist nach Sonnenuntergang noch 4 Stunden am Abendhimmel. Mars im Löwen ist in der Quadratur mit der Sonne, geht um Mitternacht auf und Mittags unter. Jupiter ist am 26. ebenso in der Sonnenquadratur. Saturn erreicht am 26. die Opposition mit der Sonne und geht bei ihrem Untergang auf und bei ihrem Aufgang unter. Sonne am 31. in der Erdnähe.

Tageslänge.

Am 6.	7 St. 54 Min.	Am 21.	8 St. — Min.
" 13.	" 7 " 56 "	" 28.	" 8 " 10 "

Witterungsbericht nach dem 100jähr. Kalender. Kalt bis 8., dann Regen, am 10. Frost bis ans Ende.

Bauernregeln.

Kalter Dezember, fruchtbares Jahr, sind Genossen immerdar. — Kalter Christmonat mit viel Schnee, bringt viel Korn auf Berg und Hbh. — Je trüber das Wetter bei Dezemberschnee, je besseres Jahr in Aussicht steht. — Mehr Kälte als der Fichtenbaum, erträgt der Rebstock lobesam, wenn im Christmonat trocken er eingefriert. — Stürmet es zur Weihnachtszeit, gibt es viel Obst. — Grüne Weihnachten, weiße Ostern. — Dezember veränderlich und lind, ist der ganze Winter ein Kind. — Donner im Winter-Quartal, bringt uns Kälte ohne Zahl. — Bläst der Wind am Stephanstage (26.) recht, so wird der Wein im nächsten Jahre schlecht. — Grünen am Christtage Feld und Wiesen, wird sie zu Ostern Frost verschließen; hängt zu Weihnachten Eis an den Weiden, kannst zu Ostern Palmen schneiden. — Wenn es um Weihnachten feucht und naß, so gibt es leeren Speicher und Faß.

Jahrmärkte.

- Graben R (2), Hüfingen R. u. Schafm, Sinsheim B. Schw. Seim, Kenzingen Schw. Sonntag, Schwein. Vadenburg R. Schw. Markt. dingen R. Mannh. W. adv.
- R u. Schafm, Sinsheim B. Schw. Sackach Schw. Borberg Schw. Radolfzell B. Schw. B. Steinbach R mit B am 2. Tag (2).

Tag	Anmerkungen für Familien-Ereignisse, Geschäft- und häusliches Leben.	Tag	Kassa-Buch.	Einnahm.		Ausgaben	
				M	S	M	S
3.	Wonnendorf WSchwein, Emmendingen WSchw, Nehl Stadt Schw, Kenzingen WSchw, Leopoldshafen WSchw, Oberkirch R (1/2), Salem WSchw, Sulzfeld RW, Wiesloch R m. Hansm am 1. Tag (2).	8.	Pforzheim RW, Pfullendorf R WSchwein, Unterwittighausen Schw.	14.	Bretten W, Bühl W, Randern W, Merchingen Schwein, Osterburken R, Stühlingen WSchw.	22.	Mühlheim W, Osterburken Schw, Ruck R, Tauberbischofsheim R WSchw, Wilkingen RWSchw, Zaisenhäuser R.
4.	Breisach Schw, Furtwangen R, Hilzingen WSchw.	9.	Durlach R, Emmendingen RW, Rhanf- u. Fruchtln, Ueberlingen RW, Honfischsm. (2), Waldshut R W Schw Fruchtln., Weinheim R Hanfm.	15.	Geislingen WSchw, Vahr R (2), Sindolshelm W, Stodach W, Schw, Wehr W Zell i. W. B.	23.	Koch (Amt Stodach) RW, Waldshut RW Schw Fruchtln.
5.	Neersburg R.	10.	Bräunlingen WSchw, Freiburg W, Neßkirch RW, Gelp, Rastatt W, Schönau i. W. R.	16.	Bruchsal W, Eitenheim RW, Schw, Radolfzell W.	28.	Durlach RW, Engen WSchwein, Eubigheim Schw, Griesen RW, Schw, Hornberg R, Lauda R Schw, Köffingen RW Schw, Mörchingen RW Schw, Schiltach R, Schw, Weigern R, Triberg R.
7.	Koch (A. Stodach) RW, Hanfm, Adelsheim Schw, Haslach (A. Wolfach) W, Heitersheim RW, Schw, Holzgehirr, Neisten- u. Abweram, Neßkirch W, Neckar- gemünd Schw, Ruzloch RW, Hanf.	11.	Mannheim Christmesse (14).	17.	Eppingen W, Nehl Stadt Schw, Kropfingen WSchw, Körrach W, Wolfach R.	29.	Pfullendorf WSchw.
				18.	Ihengen WSchw.	30.	Donaueshing. WSchw Ueberlingen W.
				21.	Affamstadt Schw, Wddigheim R, Ettlingen RW, Hanf, Flachs, Gernsbach R, Hagau R, Konstanz RW Schwein, Neßkirch W.		

Seit 18 Rheinländischer Hausfreund.

Genealogie.

A. Des großherzoglichen Hauses Baden.

Friedrich Wilhelm Ludwig, Großherzog von Baden, Herzog von Zähringen u. c., geboren am 9. September 1826, folgte seinem Vater als „Regent“ an Stelle seines Bruders am 24. April 1852 und nimmt den Titel „Großherzog von Baden“ am 5. September 1856 an; General-Inspekteur des XIV. und XV. Armeekorps (Baden und Elsaß-Lothringen), General der Kavallerie, Chef des 1. Badischen Leib-Grenadier-Reg. Nr. 109, des 1. Bad. Leib-Dräger-Regiments Nr. 14, Chef des preuß. Rheinischen Infanterie-Regiments Nr. 7 und des k. k. Österreich. Infanterie-Regiments Nr. 50, vermählt am 20. September 1856 mit Ihrer königlichen Hoheit der Prinzessin Louise Marie Elisabeth, geboren den 3. Dezember 1838, Tochter Seiner Majestät des deutschen Kaisers, Königs Friedrich Wilhelm I. von Preußen.

Kinder:

Friedrich Wilhelm Ludwig Leopold August, Erbgroßherzog, Markgraf von Baden und Herzog von Zähringen, geb. den 9. Juli 1857, Major à la suite des 1. Bad. Leib-Grenadier-Regiments Nr. 109 und des 1. preußischen Garde-Regiment zu Fuß.

Sophie Maria Viktoria, großherzoglich Prinzessin und Markgräfin von Baden, geboren den 7. August 1862, vermählt am 20. Sept. 1881 mit dem Kronprinzen Gustav Adolf von Schweden, Herzog von Vermland, geboren zu Schloss Drottningholm 16. Juni 1858.

Ludwig Wilhelm Karl Friedrich Berthold, großherzoglich Prinz und Markgraf von Baden, Herzog von Zähringen, Sekonde-Lieutenant im 1. Badischen Leib-Grenadier-Reg. Nr. 109, geboren den 12. Juni 1865.

Geschwister:

- Alexandrine Louise Amalie Friederike Elisabeth Sophie, großherzogliche Prinzessin und Markgräfin von Baden, geboren den 6. Dezember 1820, vermählt den 3. Mai 1842 mit Seiner Hoheit dem regierenden Herzog Ernst von Sachsen-Coburg-Gotha.
- Ludwig Wilhelm August, großherzoglicher Prinz und Markgraf von Baden, Herzog von Zähringen, geboren 18. Dezember 1829, kgl. preussischer General der Infanterie, Chef des 4. Badischen Infanterie-Regiments Nr. 112, vermählt am 11. Februar 1863 mit Ihrer kaiserlichen Hoheit der Prinzessin Marie Maximilianowa von Neuchâtenberg (griechischer Konfession); Kinder: 1) Marie, geboren zu Baden am 26. Juli 1865, 2) Maximilian, geboren zu Baden am 10. Juli 1867.
- Karl Friedrich Gustav Wilhelm Maximilian, großherzoglicher Prinz und Markgraf von Baden, Herzog von Zähringen, geboren den 9. März 1832, kgl. preussischer General der Kavallerie, Chef des 3. Badischen Dräger-Regiments „Prinz Karl“ Nr. 2, morganaustisch vermählt am 17. Mai 1871 mit Rosalie Louise Gräfin v. Rhena, geb. Freiin v. Bentf.
- Marie Amalie, großherzogliche Prinzessin und Markgräfin von Baden, geboren den 20. November 1834, vermählt am 11. Sept. 1858 mit Seiner Durchlaucht dem Fürsten Ernst von Leiningen.
- Cäcilie Auguste (jetzt Olga Feodorowna), großherzogliche Prinzessin und Markgräfin von Baden, geboren den 20. September 1839, vermählt mit Großfürst Michail Nikolajewitsch von Rußland, geboren den 25 (13.) Oktober 1832, Bruder des verstorbenen Kaisers von Rußland.

Vaters Geschwister:

- Wilhelm, geb. 8. April 1792, gest. 11. Oktober 1859. Töchter: 1. Sophie, geb. 7. August 1834, vermählt 9. November 1858 mit Fürsten Kolbemar zur Lippe; 2. Elisabeth, geb. 18. Dezember 1835; 3. Leopoldine, geb. 22. Februar 1837, vermählt 24. Sept. 1862 mit Fürst Hermann von Hohenlohe-Langenburg.
- Großherzog Karl, gest. 8. Dezember 1818, vermählt mit Stephanie, gest. 29. Jan. 1860; dessen Töchter: 1. Josephine, geb. 21. Oktober 1813, vermählt am 21. Okt. 1834 mit Karl Anton, Fürsten von Hohenlohe-Sigmaringen; 2. Marie, geb. 11. Oktober 1817, Großkreuzdame des Maltheerordens, vermählt 23. Februar 1843 mit Archibald, Herzog von Hamilton, Marquis von Douglas u. Ghybeseale, gest. 15. Juli 1865.

B. Der übrigen deutschen und außerdeutschen Staaten.

Bayern: 75864 qkm, 5,24,778 Einwohner. König Ludwig II., geboren 25. August 1845, seit 1864.

Belgien: 29455 qkm, 5,536,146 Einwohner. König Leopold II., geboren 9. April 1835, seit 1865.

Braunschweig: 3690 qkm, 349,367 Einwohner. Herzog Wilhelm, geboren 25. April 1806.

Bremen: 276 qkm, 156,229 Einwohner.

Bulgarien: Fürst Alexander, aus dem Hause Battenberg (Hessen), „Hoheit“, geboren 5. April (24. März) 1857 (protestantisch); erwählt und proklamirt als regierender Fürst mit dem Rechte der Erblichkeit durch die Notablenversammlung zu Tirnowa am 29. (17.) April 1879.

Dänemark: 38302 qkm, 1,169,039 Einwohner. König Christian IX., geboren 8. April 1818.

Deutsches Reich: 540 497 qkm, 45,194,172 Einwohner. Kaiser Wilhelm I., geboren 22. März 1797, vermählt mit Marie Louise Auguste Katharina, geboren 30. September 1811, Tochter des k. Großherzogs von Sachsen-Weimar; Kaiser seit 18. Januar 1871. Thronfolger Friedrich Wilhelm, Kronprinz des deutschen Reiches und von Preußen.

Elsaß-Lothringen: 14,503 qkm, 1,139,590 Einwohner.

Frankreich: 52452 qkm, 36,905,788 Einwohner. Grévy, Präsident, geboren 1813, seit 30. Jan. 1879 bis 1886.

Großbritannien: 314,950 qkm, 35,246,562 Einwohner. Königin Victoria, geboren 24. Mai 1819.

Griechenland: 65 229 qkm, 2,067,775 Einwohner. König Georg aus dem Hause Schleswig-Holstein-Glücksburg-Sondersburg, geboren 24. Dezember 1845, seit 1863.

Hamburg: 7410 qkm, 453,869 Einw.

Hessen: 7670 qkm, 956,340 Einw. Großherzog Ludwig IV., geb. 12. September 1837.

Italien: 296 323 qkm, 24,437,091 Einw. König Humbert, geb. 14. März 1844, seit 1878.

Niederrhein: 178 qkm, 9:21 Einw. Fürst Johann II. geb. 5. Oktober 1840.

Rippe-Deimold: 1189 qkm, 120,246 Einw. Fürst Waldemar, geb. 18. April 1824.

Rippe-Schaumburg: 310 qkm, 35,374 Einw. Fürst Adolf, geb. 1. August 1817.

Südbad: 299 qkm, 63,571 Einw.

Mecklenburg-Schwerin: 13,303 qkm, 577,055 Einwohner. Großherzog Friedrich Franz, geb. 28. Februar 1823.

Mecklenburg-Strelitz: 2930 qkm, 100,769 Einw. Großherzog Friedrich Wilhelm, geb. 17. Oktober 1819.

Monaco: 15 qkm, 7049 Einw. Karl III., geb. 8. Dezember 1835.

Montenegro: 9030 qkm, 236,000 Einw. Nikolaus I., geb. Okt. 1841.

Niederlande: 32,999 qkm, 4,060,580 Einw. König Wilhelm III., geb. 19. Februar 1817.

Oesterreich: 624,327 qkm, 37,754,972 Einw. Kaiser Franz Joseph I., geb. 18. August 1830, regiert seit 2. Dezember 1848.

Oldenburg: 6240 qkm, 337,478 Einw. Großherzog Peter, geb. 8. Juli 1827.

Portugal: 92 829 qkm, 4,745,124 Einw. König Don Louis I., geb. 31. Oktober 1838, seit 1861.

Preußen: 348,256 qkm, 27,279,111 Einw. König Wilhelm I., geb. 22. März 1797, seit 1861.

Reuß ä. L.: 316 qkm, 50,782 Einwohner. Heinrich XXII., geb. 28. März 1846.

Reuß j. L.: 826 qkm, 101,330 Einwohner. Heinrich XI., geb. 28. Mai 1831.

Rumänien: 129,947 qkm, 5,376,000 Einw. Fürst Karl von Hohenzollern-Sigmaringen, seit 20. April 1866.

Rußland: 21,7 Mill. qkm, 88 Mill. Einw. Kaiser Alexander III., Alexandrowitsch, geb. den 10. März (26. Februar) 1845, regiert seit 13. (1.) März 1881.

Sachsen: 14,993 qkm, 3,014,822 Einw. König Albert, geb. 23. April 1828.

Sachsen-Altenburg: 1323 qkm, 155,031 Einw. Herzog Ernst, geb. 16. September 1826.

Sachsen-Coburg-Gotha: 1978 qkm, 194,716 Einwohner. Herzog Ernst II., geb. 21. Juni 1818.

Sachsen-Meiningen: 2468 qkm, 207,075 Einw. Herzog Georg II., geb. 2. April 1826.

Sachsen-Weimar-Eisenach: 3593 qkm, 903,877 Einw. Großherzog Karl Alexander, geb. 24. Juni 1818.

San Marino: Republik mit 62 qkm, 7816 Einw. Wird von einem durch das Volk gewählten Rath, Zwölfern, regiert.

Schweden und Norwegen: 761,013 qkm, 6,335,800 Einw. König Oskar II., geb. 21. Januar 1829.

Schwarzburg-Rudolstadt: 942 qkm, 80,296 Einw. Fürst Georg, geb. 23. November 1838.

Schwarzburg-Sondershausen: 862 qkm, 71,107 Einwohner. Fürst Günther, geb. 24. September 1801.

Schweiz: 41,390 qkm, 2,846,102 Einw.

Serbien: 48,587 qkm, 1,700,211 Einw. König Milan Obrenowic, geb. 10. Aug. 1854, seit 1882.

Spanien: 508,067 qkm, 16,623,304 Einwohner. König Alfons XII., geb. 28. November 1857, seit 31. Dezember 1874.

Türkei: 3,686,300 qkm, 43 1 Mill. Einw. Sultan Abdül Hamid, geb. 16. Schaban 1268 (2. Sept. 1842), seit 1878.

Walded: 121 qkm, 56,722 Einwohner. Fürst Georg V., geb. 14. Januar 1831.

Württemberg: 19 504 qkm, 1,971,118 Einw. König Carl I., geb. 6. März 1829, seit 1-64.



Glück zum neuen Jahr!

„Bist Du geehrt und reich zumal,
Dann winkt der Freude Lustpokal:
Dich labt der Wein, Dir lacht die Kunst,
Und lockend winkt der Liebe Gunst.
Die weite Welt zu deinen Füßen
Ist zum Besitzen und Genießen. —
Du zögerst noch? — Ahnst Du Gefahren!
Doch davor kann ich Dich bewahren!“

Der Rechte spricht:

„Was führst Du da für Plunder mit?
Wirf ab die Last, sie hemmt den Schritt!
Ja selbst des Geldes Ueberschuß
Macht Dir nur Sorge und Verdruß.
Doch wird Dich bald, Du magst mir glauben,
Das tückische Geschick berauben:
Drum lehr' ich Dich, darf ich Dich führen,
Das Kunststück, gerne zu verlieren.“

„Und nah't der Armuth bitter Noth,
Und hast Du keinen Bissen Brot;
Dann weiß ich einen reichen Mann;
Dem trag' ich deine Dienste an.
Laß ihm des Mammons schwere Sorgen;
Du aber lerne ihm gehorchen.
Der Arbeit folgt auf ihren Wegen
Des Himmels allerbesten Segen!“

„Nun freilich werfe keinen Blick
Auf solche, die im Sinnenglück
Und eitler Erdenherrlichkeit
Verschwelgen ihre Lebenszeit;
Denn allen wechlichen Genüssen
Wirst Du fortan entsagen müssen.
Doch helf' ich Dir, willst Du es wagen,
Dein Loos zufrieden zu ertragen.“

Da blickt der fluge Wandersmann
Bald den, bald jenen Führer an.
Dann läßt er alle beide steh'n,
Entschliesst sich, ganz allein zu geh'n.
Vertraut auf Gott im Himmel droben,
Will seine eig'ne Kraft erproben
Und wählt mit wohlbedachtem Schritte
Als Wanderpfad die gold'ne Mitte.

Zengerle.

Kennt Du die Pforte wunderbar?
Man tritt durch sie in's neue Jahr;
Denn hinter ihrer stolzen Pracht
Dehnt sich der Zukunft tiefe Nacht.
Ihr nah't ein Mann, sie zu passieren;
Doch schon will er den Muth verlieren:
Da sieht zur Rechten und zur Linken
Er freundlich einen Führer winken.

Der Linke spricht:

„Hör', guter Freund, was hast Du vor?
So arm wie Du, reist nur ein Thor.
Du bist ein Mann voll Kraft und Muth;
Du hast Verstand, gesundes Blut:
Hier liegt die Welt mit ihren Gaben,
Du kannst sie sammt und sonders haben;
Doch laß mich, so ist meine Bitte,
Als Führer lenken deine Schritte!“

„Hast Du erworben Gut und Geld,
So herrsche dann, wie's Dir gefällt;
Denn vor dem Reichen, hoch zu Ross,
Beugt willig sich der Menschen Troß.
Und strebst Du, lange zu regieren,
Mußt Du das Scepter weise führen:
Und das ist schwer; doch auf Bestragen
Will ich Dir das Geheimniß sagen.“

Glück zum neuen Jahre

wünscht Dir wiederholt der Rheinländ. Hausfreund und tritt mit diesem Gruße als alter Bekannter oder als neuer Gast über Deine Schwelle. Er weiß freilich, und hat's oft genug erfahren, daß es mit dem bloßen Wünschen nicht gethan ist: aber wenn er Dir nun doch aufrichtig alles Gute gönnt, warum sollte er's nicht sagen? Uebrigens kann er Dir auch das und jenes Mittel verrathen, mit dem Du viel dazu thun kannst, daß Dir das Jahr 1885 auch ein „glückseliges neues Jahr“ werde.

Schreibe also, das ist zum Exempel so ein Mittel, schon jetzt, da wo Dir der Hausfreund unter der Ueberschrift „Anmerkungen für Familienereignisse, Geschäfts- und häusliches Leben“ dazu Raum gelassen hat, gleich für das ganze Jahr alle Gedenktage Deiner glücklichen Vergangenheit ein. Besinne Dich gut und vergiß keinen; und wenn sich's dann jährt, feier's sammt den Deinen mit frohem Herzen: Du darfst auch mit dem Glas dazu anstoßen. Handle so nach dem alten Bibelspruch: „Lobe den Herrn, meine Seele, und vergiß nicht, was er Dir Gutes gethan hat“ und Du wirst sehen, das giebt Dir jedesmal wieder aufs Neue frischen Muth und frohe Zuversicht für die kommenden Tage.

Dann vergiß ferner nicht im Laufe des Jahres alles Neue fleißig hinzuzuschreiben, was Dich freut und des Erinnerens werth ist. Also zum Beispiel, wenn Du Dir etwa erst einen eigenen Hausstand gegründet, oder ein Kindlein hast taufen lassen, oder gar einem Sohn oder einer Tochter die Hochzeit gehalten, oder alte Schulden abgetragen, einen Acker oder sonst was Wichtiges gekauft und erworben hast, oder gar etwas geworden bist, als zum Beispiel Gemeinderath oder gar noch Bezirksrath, vielleicht sogar ein vornehmer Stadtrath, vom Hof-, Oberhof- und Geheimen Hofrath und solchen Dingen gar nicht zu reden: das kommt nur an gar wenig Auserwählte und die Schreibens nicht mehr in den Rheinländischen Hausfreund! Aber Du kannst auch hineinschreiben wie viel Deine Felder getragen, oder wenn die Reben im Frühling erfroren sind, oder lieber wann sie herrlich und reich geblüht haben und was so derart passiert, wovon man später noch manchmal redet und Du dann nicht mehr recht weißt, wie und wann es eigentlich war, wenn Du's nicht im Kalender aufgeschrieben hast. Auch soll's gut sein, wenn Du's sorgfältig einträgst, wenn unter Deiner Verwandtschaft, Freundschaft und Bekanntschaft irgend etwas von der Art geschehen ist, da man nach jetziger Mode gratuliren sollte, wenn es sich

jährt. Der Hausfreund kennt Einen, der kann das schon lange aus dem Fundament und hat stets ein Buch darüber geführt und es recht weit in der Welt gebracht — aber freilich nicht gerade damit allein. Aber Höflichkeit und Freundlichkeit sind ein guter Vorspann, wenn's den Berg hinaufgeht. Der Hausfreund hat auch schon lange das Papier zurecht gemacht — aber dann macht er immer wieder Kalender und vergißt's sammt den Gratulationen, und wenn er einmal daran denken will, fällt's ihm doch nicht recht ein, denn weil er nun grade 80 Jahre alt wird, ist sein Kopf voll alter Geschichten und Erinnerungen wie eine Kumpellammer — aber gerade deswegen ist's so schwer darin zu finden, was man gerade haben sollte. Also folge seinem Rath und nicht seinem Beispiel und schreib' Alles auf in Deinen Kalender: 'S soll gut sein!

Der Hausfreund hat Dir aber weiter auch ein „Kassabuch“ in den Kalender gedruckt. Es ist gut, wenn man's jederzeit übersichtlich vor sich hat, was man sich selber kostet. Man überdenkt's dann vielleicht, ob's nicht zuviel ist. Da sollte denn freilich Deine Einnahme unter allen Umständen „relativ groß“ sein, wie die Gelehrten sagen: d. h. größer als Deine Ausgaben, sonst ist's gefehlt und wenn Du der Rothschild selber wärst. Das ist der einzige Weg zum Erwerb und ein jährliches „Defizit“ der gewisste Weg zur Armuth. Wenn Du aber sinnlos in den Tag lebst und nicht behalten hast: 9 von 7 kann ich nicht oder denkst: so leih' ich eins, dann kannst Du auch vom lieben Gott nicht fordern, daß er Deine Rechnung wieder in's Blei bringt, denn Gottes Segen ruht auf dem Rechtthun, aber nicht auf dem Schlechtthun oder dem Nichtstun.

In dem Stück hatte der Adlerwirth Gscheidtle ganz recht, aber der Herr Pfarrer freilich dann auch wieder. Als die nämlich miteinander durch die dünnen und mageren Aecker am Brehmenrain schritten, meinte der Pfarrer, da wäre denn doch ein besonderer Wittgang wohl am Plage, und weil der Adlerwirth that, als hätt' er's nicht verstanden, denn der Gscheidtle war sehr freisinnig, fast demokratisch, aber nicht ganz, so setzte der ebenso weltkluge als gottesgelehrte Herr Pfarrer — es giebt nämlich manchmal auch solche, wie wohl sie raar sind — ein wenig anzüglich hinzu: „Mit unseren Paramenten und der neuen Fahne, die Eure brave Frau gestiftet hat, da können wir uns schon vor den Dünkelsbachern da drüben sehen lassen!“ Aber der Adlerwirth wehrte mit beiden Händen ab und plakte los: „A bewahr', a bewahr', Herr Pfarrer! Do helst's Bette nix, do mueß Mist her!“ Der Hochwürdige bückte

sich schnell nach einem hübschen Kieselstein am Wege, denn es lächerte ihn gar sehr, aber das schenkte ihm und der Gscheidele sollte es nicht sehen. Dann aber sah er den Ablerswirth freundlich an und sagte: „Wißt Ihr was, lieber Gscheidtle? Ihr habt schon recht, aber 's Gscheidtste wäre vielleicht: Das Eine thun und das Andere nicht lassen; doppelt genäht hält am besten!“

Mach's auch so, lieber Leser: Thue Du zuerst das Deine und bitte dann noch Gott um seinen Segen, den Dir auch der Hausfreund herzlich wünscht: dann ist vielleicht auch das am besten besorgt und doppelt genäht, was Du im neuen Jahr beginnen wirst.

Wenn Du Dir nun so im Laufe des Jahres Alles derart in Deinen Kalender eingetragen, wirf ihn nicht am letzten Dezember achtlos und undankbar hinweg. Es wäre doch schade um Alles, was darinnen steht. Hebe ihn nur sorgfältig auf, es soll Dich nicht gereuen.

Ich weiß wohl, in den nächsten Jahren wirst Du ihn vielleicht noch ein oder das andere Mal hervorsuchen und etwas nachsehen wollen, was Das oder Jenes gekostet hat und dergleichen. Aber wenn es dann ein halbes oder ein ganzes Duzend sind, dann wirst Du sie aufspaden und abseits legen in eine Kammer oder einen Gerumpelschrank. Das schadet den alten Kalendern nichts: sie werden im Liegen nur besser, wie der gute kräftige Wein. Und dann kommt schon einmal die Zeit, da auch Du, wie die alten Leute, die Du darüber oft genug ausgelacht hast, von der „guten alten Zeit“ redest. Und dann holst Du wohl auch einmal die alten Kalender wieder hervor und hast Deine stille Freude an ihnen.

Ja die „gute alte Zeit!“ So lange wir noch jung und frisch, sorglos und hoffnungsfreudig in die Welt schauen, ist es für uns alle eine gar schöne Zeit. Je heißer aber der Tag, je düsterer der Abend des Lebens wird, um so lebendiger wird auch in uns die Erinnerung an den hellen, sorgenlosen Morgen unseres Lebens. Davon hat schon der Prediger Salomo ein gar schönes Wort geschrieben:

Es zieht Dich hinab in's ewige Haus,
Schon naht sich Dein Leichengeleite;
Es zerreißt die silberne Kette der Kraft,
Des Lebens goldene Schaal' zerbricht,
Der Gimer am Brunnen verlegt
Und das Rad, das ihn hob, zerbricht;
Der Staub wird wieder zur Erde,
Davon er genommen ist;
Der Geist aber kehret zu Gott,
Der ihn gegeben hat.

Es sind aber nicht nur die Lasten und Breiten des Alters, das Verfliegen der Lebensquelle, die

uns bedrücken; es sind auch die schmerzlichen Erfahrungen und Enttäuschungen des Lebens. Denn je älter der denkende Mensch wird, um so deutlicher wird er gewahr, daß die Welt doch anders ist, als sie seinem jugendlichen Geist und Herzen erschien. Er hat erfahren müssen, daß es doch nicht gerade die Edelsten und Besten sind, die das Meiste gelten und erreichen in der Welt, sondern daß die Pfliffigsten und Verschmitztesten fast immer wenigstens den Rahm der zeitlichen Erfolge und des materiellen Gewinnes abschöpfen. Und was er früher als reine Begeisterung, edle Tugend, treue Liebe und aufrichtige Frömmigkeit in Ehrfurcht bewundert hat, das hat sich nachträglich oft als eine schlechte Vergoldung erwiesen, unter der mehr und mehr gemeine Eitelkeit, niedrige Gesinnung, Selbstsucht und trügerischer Sinn als Grundlage gemein hervortreten. Ja, je reifer wir werden, um so deutlicher erkennen wir die Fehler der Menschen und die Schäden der Zeit und sie wollen uns immer weniger gefallen. Genau besehen, ist es zwar allezeit eine „böse Zeit“; aber es ist auch allzeit eine gute Zeit. Ja das Gute liegt Dir oft so nahe — Du mußt es eben nur zu finden wissen.

Es ist für Dich noch immer eine schöne Zeit, wenn Du nicht selbst an Geist und Liebe arm geworden; wenn Du zufrieden bist mit Deinem Loose und Du nicht mehr scheinen willst, als Du nun einmal in Wahrheit bist, und nicht auch groß und dick thust und prahlst und schwindelst bis zuletzt die schillernde Seifenblase platzt und nur ein trüber Tropfen noch von ihr übrig bleibt.

Ja, es ist auch für Dich noch immer eine schöne Zeit, wenn Du Dir ein gutes Gewissen, einen frommen Sinn bewahrt hast und einen hellen, wißbegierigen Kopf, der allen Dingen gerne auf den Grund geht. O, es ist Dir selbst von Segen, wenn Du etwa kein so fertiges Mundstück hast wie so viele Wirthshaushelden und Volksbeglucker unsrer Tage, die der Welt ungefähr so viel nützen, als die Maikäfer dem Frühlingslaub der Zwetschgenbäume und über jeden Sproß unseres deutschen Reiches mit ihren giftigen Zähnen herfallen und die gesunden Wurzeln unserer Volkskraft zernagen. Denke, daß es auch da besser ist, von edlen und bewährten Männern zu lernen, die die Sache verstehen, als gescheidter sein wollen wie die Gescheidesten. Für Dich ist's dann immer noch eine gute Zeit, so lange Du nicht auch unter die Unzufriedenen und Anspruchsvollen gerathen bist, die Alles am Besten haben wollen und überall ernten möchten, wo sie doch nichts gesät, und mit scheelem Blick auf jeden Zufriedenen schauen, weil sie die alte Wahrheit noch immer nicht ver-

siehen: „Zufriedenheit macht reich!“ Ach, schau' doch nur auf Alles, was Du hast und überzähl' es Dir alle Tage nur ein wenig: so bist Du wahrlich reich genug und kannst recht wohl zufrieden sein. Wenn Du aber freilich lieber auf das blickst, was Dein Nächster hat, und ihn um alles beneidest, was Dir fehlt: dann bist Du wohl recht arm und ein thörichter Narr dazu!

Drum bewahre Dir, lieber Leser, vor allem ein zufriedenes Herz, einen genügsamen und bescheidenen Sinn und ein fröhliches Gottvertrauen, dann wird das Jahr 1885 für Dich gewiß „ein glückseliges neues Jahr“ werden. Und wenn Du es ganz gut machen willst und es Dir nicht gar zu altfränkisch vorkommt in unserer neumodischen Welt, so halt' es mit dem alten frommen Liebe:

Sing', bet' und geh' auf Gottes Wegen,
Verricht' das Deine nur getreu
Und trau' des Himmels reichem Segen,
So wird er täglich bei Dir neu;
Denn welcher seine Zuversicht
Auf Gott setzt, — den verläßt Er nicht! — 1.

Leibgeding, ein böses Ding.

„Wär' Kindesdank Naturgesetz
Für das Familienleben:
Hält' Moses nicht das viert' Gebot
Dem Judenvolk gegeben.“



n einer Zeit, wie die heutige, wo Alles über die schwere Noth schreit und Erleichterung sucht durch Staats-hülfe u. Zoll-erhöhung, durch Beschränkung der Concurrenz und des Wuchers, ist es eine wahre Seltenheit, wenn man einmal einen zufriedenen, behäbigen Landmann findet, der stolz ist auf sein Bauernthum. Höchstens als

Bezirksrath oder als Landbote stößt einem ein „nothleidender Landwirth“ auf, der sich in seiner bedrängten Lage ein Bächlein angemäset und einen „Kummersepeck“ angelegt hat, sodas in der Commissions-sitzung der starkfüßige Lehnseffel unter seinem Gewichte extrahirt. Kommt so was vor, so wundert man sich selbst in der Residenz, und die Herren von der Regierung streichen sich behaglich den Bart, wenn sich nach langer Zeit wieder einmal ein solches Wunderthier sehen läßt. Ja, früher war das anders,

und wenn es heutzutage nicht mehr so ist — so trägt doch auch Mancher einen Theil der Schuld selbst und daß dem so ist, soll unsere Erzählung zeigen.

Es war ein schöner Herbstabend, von dem Tännicht zog mit dem leichten Abendwinde ein herzerguidender Harzduft, ein leichter Kohlengeruch von den Meilern mischte sich mit demselben, und ab und zu trug der Wind einen weißen Sommerfaden daher. Auf der breiten Erdrampe, welche zu der, im obern Stodwerke befindlichen Scheune eines großen Wälderhofes hinaufführte, stand der Brosibauer und betrachtete, die Umerpfeife im Munde, mit behaglichem Stolze sein Eigenthum. Das konnte er auch mit vollem Rechte. Der Brosihof war einer der schönsten auf dem Walde und unverschuldetes Eigenthum. Drüben an der Berglehne weidete unter der Aufsicht der Hirtenbuben eine stattliche Heerde, deren einzelne Häupter sich wie dunfle Punkte an der sonnbestrahlten Halde bewegten, über der Halde begann der Wald, auf welchem schon ein bläulicher Duft lag — es war weit, recht weit da hinüber und doch gehörte das Alles dem Brosibauer. — Hinter und unter ihm, in dem stattlichen Hofe, war es lebendig, der Koffer hatte die wohlgehaltenen Pferde am Brunnen und schäuferte mit den langgezopften Mägden; die Hähne gaderten und die Schweine, welche den Hauptwintervorrath in die Küche zu liefern hatten, grunzten in ihren Kobern. Unter dem schornsteinlosen Dach hervor drängte sich in blauen Wölkchen der Rauch und aus der Küche drang der appetiterregende Geruch von gebratenem Speck herauf, den der Brosibauer behaglich einfog. Ja, er war glücklich der Mann, denn das Alles war sein Eigenthum — unverschuldetes Eigenthum im Werthe von über hunderttausend Gulden. —

Auf dem Sträßlein, das zum Hofe führte, ertönte das Rollen eines herannahenden Wagens. Der Brosibauer beschattete mit der Hand die Augen und sah scharf hinab. Als der Korbwagen um die Biegung kam und der junge Mann, der die Kasse lenkte, ein paar Mal mit der Peitsche knallte, lachte der Brosibauer vergnüglich in sich hinein und stieg mit langen Schritten die Rampe hinab.

„He Frikli — Bischo scho do. I hätt denkt, s' wird öbbe dunkle bis d'heim kummsch!“

„He,“ meinte der Angeredete, ein flotter Burische mit schwarzem Schnurrbärtchen, dem man an der Haltung den gebienten Soldaten wohl ansah, „he — der Wälbi hat mi heimg'schickt. Erwär no zit gnue, het er gseit, zum Schmäzle ge, wammer z' Winterzit uf em Hof hinter'm Ofse hocket. D' Füertag will er aber uf de Brosihof cho un d' Sach fertig mache.“

„S'isch recht — s'isch recht, so kummt's in d' Ordniq,“ sagte der Alte und rieb sich vergnügt die Hände.

Das durfte er wohl, sein Sohn, der Frikli, kehrte als Bräutigam zurück. Seine Braut Breni, des Holzhändler Wälbi's Tochter, galt für das schönste Mädchen im Thale, und der Holzhändler hatte viele, viele Buben. Es war also eine Wälderheirath, wie sie im Buche steht, und alle Nachbarn waren neidig; die Alten auf den Brosibauer wegen des guten Schick's, den er mit der Schwiegertochter machte, die jungen Burische auf den Frikli wegen der Breni und noch viel ärger die Dirnen auf die Breni wegen dem Frikli, dessen schwarzer Dragonerschnauzer schon mancher in die Nase gestochen.

Nun wie der Frikli angefragt, der Wälbi kam am Feiertage, und nachdem die beiden Alten mit einem Krüge Wein und einer Schiefertafel über zwei Stunden lang in der Hinterstube mit einander gehandelt und

gerechnet hatten, war endlich die schwierige Sache ins Reine gebracht und der Tag der Hochzeit festgesetzt worden.

Frikli war des Prosibauern einziger Sohn. Freilich war auch noch eine schmutze Dirne im Hause, welcher die Wälderhaube und die langen blonden Zöpfe gar prächtig zu Gesicht standen und die Mancher, welcher in die Familienverhältnisse des Prosibauern nicht eingeweiht war, für die Bauerntochter hielt, um so mehr, als sie auch wirklich wie die Tochter des Hauses gehalten wurde. Es war das Rätterli, der Bäuerin Schwesterkind, das frühe verwaist, von Oheim und Tante aufgenommen und von Frikli wie eine Schwester betrachtet wurde. Das Rätterli war fast närrisch vor Freude, als es hörte, es komme eine junge Frau ins Haus. Jetzt bekomme es eine Kameradin, meinte es, und das sei viel werth auf einem so einsamen Hofe, wie der Prosibauer, wo die Hasen und Füchse einander gute Nacht sagten. — So waren lauter zufriedene Menschen auf dem Prosibauerhof.

Nun, wenn nur sonst die Hauptsache — d. h. die Gelbangelegenheit — in Ordnung ist, pflegt man auf dem Walde mit der Hochzeit nicht lange zu warten. Es taugt nichts, das Warten, meint der Walder —

„es chönt e Querständli derzwische cho.“ So wurde denn kaum ein Vierteljahr nach dem Verlöbniß die Hochzeit gefeiert — und was für eine Hochzeit.

Zentner von Weismehl wurden für Nudeln und Knöpfle, Kuchen und Guggelhuppe verabreicht, ganze Schweine und Ständen voll Sauertraut wurden hinuntergeschlagen und mit manchem Fasse Wein hinabgespült. — Drei Tage wurde getanzt und die Näherin, welche das Kleid und das Schappeli der Braut gefertigt, nahm allein an Trinkgeld bei siebenzig Gulden ein.

Es mochte etwa ein Jahr vergangen sein, seit das Breneli auf dem Prosibauerhof aufgezogen war, als der Bauer eines Abends fuchsteufelswild aus der Stadt zurückkehrte. Zum ersten Male in seinem Leben hatte er sich über den Köffel barbieren lassen, indem er einem Fuhrwerksunternehmer, ohne Unterhändler, ein großes Quantum Hafer geliefert hatte. Dieser hatte umgeworfen und der Prosibauer hatte in der Stadt erfahren, daß er kaum zwölf Prozent von seiner Forderung erhalten werde. Er war, wie gesagt, über alle Maßen erboßt und um so mehr, als ihn der Frikli, der den Gaulmann noch von der Cavallerie her kannte, gewarnt hatte und gerade dem Frikli konnte der Alte seinen dummen Streich nicht verheimlichen, denn das Hafergeld war schon lange zum Ankauf von zwei Pferden

bestimmt. Es war zum Schwerenothkriege! Es ist merkwürdig, so ein dummer Streich macht gewöhnlich gleich Junge — dem ersten folgt der zweite bald nach. Als der Frikli von der Geschichte erfuhr, machte er freilich nicht viel Worte. Er zuckte die Achseln und ließ nur vereinzelt Bemerkungen fallen, wie „Jo, so geht's wammer alt wird.“ — „Der Vater hat ebbe d' Schnid verlore“ — „Groe Hoor und alte Bei, blibet am aller beschte derhei“ Der Prosibauer ärgerte sich gründlich, allein er mußte dem Frikli Recht geben, er hatte es „dem schlichöhrige Chaibe“ gegenüber an der nöthigen Geriebenheit fehlen lassen, und das durfte einem echten und gerechten Walderbauern nicht passiren.

Wenige Tage darauf kam, wie durch Zufall, der Wäldi auf den Hof. Beim Essen hörte er durch den Frikli von der verteuflerten Historie. Er suchte den erbitterten Prosibauer zu trösten, indem er sagte, dergleichen sei ihm auch schon passirt, drum habe er einen jüngern Theilnehmer ins Geschäft genommen.

„Wammer alt wird, truckent's Gehirn ei, mer mueß

e Brille ha, . . . suchst luegt me übers G'fangbuch weg. Do g'hörn ebe jüngere Auge derzu, b'funders hitztag, wo die Welt voll Schpibube und Galgevögel lauft. Jo, wammer unfer Hergott e Sohn gehätt, wie Dir, do wär's mei Seel anderscht.“

Während des Mahls wurde tüchtig getrunken, und als sie nach dem Essen draußen unter dem Ahorn auf der Bank saßen, wurde es dem Prosibauer immer klarer ge-



Der Wäldi suchte den erbitterten Prosibauer zu trösten.

macht, daß es am Gescheidtesten wäre, wenn er sich zur wohlverdienten Ruhe setze und dem Frikli den Hof übergebe. Die Prosibauerin sprach auch zu, wo sie konnte — sie hatte sich im Leben in Küche und Stall genug abgerackert, und hoffte nun für den Abend ihres Lebens ein paar ruhige Stündlein zu erhaschen.

Auf den Prosibauer stürmte alles so ein, daß er schon an einem der nächsten Tage in die Stadt fuhr, um das Nöthige mit seinem Anwalte zu besprechen. Es traf sich gut, der vielbeschäftigte Doktor hatte gerade eine freie Stunde. Er hörte den Bauer ruhig an, und nahm aus der silbernen Dose Priße auf Priße, indem er von Zeit zu Zeit ein leises Knurren hören ließ. Als der Prosibauer geendet, klappte Doktor Friccius mit einem tüchtigen Schläge die Dose zu.

„Prosibauer, ihr seid so drei, vierundfünfzig schätz ich. He? — So ich habe recht. Gut, so geht meine Meinung dahin, ihr könntet die Wirthschaft noch recht wohl selbst betreiben, statt auf dem Altentheile zu sitzen. Meint ihr nicht?“

„Herr Doktor s' goht nimme. I ha zum G'schäft

de recht Kopf und die scharpe Auge nimme — i mein s' wär's Bescht, i ging uf's Sibding. I ha en brave Suh und e tüchtige Schwiegertochter — wa isch do z' risikre.

„Om — wie ihr meint Brosfibauer, ihr müht eure Leut besser kennen als ich. Noch eine Frage. Euer Hof ist untheilbares Hofgut.“ —

„He jo frili.“

„Habt ihr sonst noch Güter?“

„I ha no e Stück Wald, e paar Matte und e Berg-häuhle und mei Frau hat au no e paar Morgen Acker, die nit zum Hof g'höre.“ —

„So — hm ja. Hört meinen Rath. Wenn ihr euerm Sohn den Hof übergebt und aufs Leibgeding geht — Wald, Wiesen und Acker, was nicht zum geschlossenen Hofgut gehört, behaltet ihr euch vor. Es ist 'ne Birne für den Durst, sagt der Franzos — wer weiß wie's kommt. Habt ihr verstanden?“

„He frili — aber 's isch nit sölli Viel, die paar Stückli und i mein es sollt nit nöthig si.“ —

„Viel oder nicht viel — folgt meinem Rath.“

„No mintwege — i weiß, ihr sind e rechte Herr, der's guet meint. Mer wenn'ts so richte.“ —

Vierzehn Tage drauf hatte der Alte den Hof an seinen Sohn abgegeben und saß auf dem Leibgedinge. Er hatte sich Stube und Kammer, Kost und Wein, sogar die Ofenbank vorbehalten und der Frikli war nun Brosfibauer. Den Rath des Dr. Friccius hatte aber der Alte befolgt und trotz allem Wühlen und Bohren hatte er die paar, nicht zum geschlossenen Hofgute gehörigen Objekte behalten — darin war er ftienackig wie ein ächter, hagebüchener Wälder: „Doderbi blibts“ war seine Antwort gewesen. —

Breni, die junge Brosfibäuerin, stand beim laufenden Brunnen am Milchstübli und hantirte mit den Milchhäfen, die dort kühl gestellt waren. Ihr Mann kam eben über den Hof aus dem Stalle. Sie drehte sich um und winkte ihm.

„Frik — jeh isch es die recht Zit. Es Rätterli isch bim Lehrer und wartet d' Frau ab und die Alte sin in der Stube und esset z'nüne. Jeh gangich ni — du weiß was d' versproche hesch!“

„Sell halt i, do brucht's fei Stupse's, sagte brummig der Bauer und schritt zur Stube.

Die beiden Alten saßen am schweren, alten Eichentisch in der Eke unter dem Kruzifix, als der Sohn hereintrat und sich auf die Bank zu ihnen setzte.

„I hett was mit ouch z'rede Vatter.“

„Wa isch“ fragte der Vater, nicht wenig verwundert über den trockenen, geschäftsmäßigen Ton Frikli's.

„S isch weger em Rätterli.“

„Em Rätterli?“

„Jo — daß i's glei sag — 's cha so nit witer go — 's Rätterli mueß us em Hus — mer hend viel z'viel Wiberwölcher!“

Die Eltern waren starr vor Erstaunen. Die Mutter brach zuerst das Schweigen:

„Es Rätterli furt, es Rätterli — es isch jo wie di Schwester!“

„Schwester hi, Schwester her — es mueß us em Hus!“

Da warf der alte Brosfibauer das Brodmesser, mit dem er seither getrommelt, auf den Tisch und fuhr auf:

„Das ischt nüt — do ha i au no e Wort mitz'rede bim Blueß!“

Da schlug der Sohn die Faust auf, daß das Geschirr auf dem schweren Tisch erzitterte und schrie:

„Nüt hen er drinz'rede — ihr siße uf em Sibding und kriege iber Sach, wies usg'macht isch. Bum Rätterli

isch fei Red, es isch e Fremd's und soll si Brod verdiene im e Dienst — i habs bigott nit z'future!“

Ehe der Alte entgegenen konnte, nahm das Rätterli, welches unbemerkt ins Zimmer getreten und nun bleich wie die Wand am Tische stand, das Wort, indem sie den erzürnten Pflegevater sanft niederdrückte:

„Der Frikli het Recht, Vatter — er isch der Herr und i bin e Fremd's — i ha's schon lang an der Büeri g'merkt. I gang — morge scho. For de nächst Zit bin i bi der Lehreri und dann“

„Jo dann“ sagte mit tiefem Seufzer die Altbäuerin

„dann ch'asch in d'Stadt go diene, du lieber Gott!“

„Grad der wird mir helpe Mutter — er git mer d'Kraft. I will go mi Sache richte!“

Das Rätterli wartete keine Antwort ab. Der Frikli, den doch das Gefühl einer ungerechten Handlung überstam, schlich sich hinaus zu der den Ausgang der Sache erwartenden Breni, die Mutter weinte still vor sich hin und der Alt-Brosfibauer trommelte wieder mit dem Messer auf dem Tisch herum.

Am andern Morgen verließ das Rätterli den Brosfibhof und mit ihm war der Friede aus dem Hause gewichen.

Die beiden alten Leute waren mürrisch und unfreundlich gegen die junge Brosfibäuerin, welche sie ganz richtig als die Verursacherin des schroffen Vorgehens ihres Mannes erkannten. Beide kümmernten sich Nichts mehr um die Wirthschaft, was Breni am übelsten aufnahm, denn die rüstige und thätige Altbäuerin war ihr eine tüchtige Stütze gewesen. Sie rächte sich dadurch, daß sie den Leibgedingern nicht allein schlechteres und knapperes Essen aufstellte, sondern sie auch manchmal noch Stunden lang darauf warten ließ. Die Klagen der alten Leute wurden entweber mit Hohn aufgenommen, oder mit Stichelreden und Grobheiten erwidert. Der junge Brosfibauer ließ sich so wenig wie möglich sehen und stand in fortwährendem Streit mit den Diensthöfen, die den Alten sehr anhänglich waren — kurzum das Leben auf dem Brosfibhof wurde immer ungemüthlicher.

Das leierte den Sommer über so fort, als aber der Herbst kam, wurde, wie über Nacht, das Benehmen des Jungbauern und seiner Frau plötzlich freundlicher. Das Essen wurde wieder besser, die alten Leute wurden pünktlich bedient und die Breni schnurrte um dieselben herum wie eine schleichende Kage.

Die Mutter meinte, die Veränderung verdanke man dem Zuspruch des Herrn Pfarrers, aber der Vater, der schlüßhörige Wälder, sagte trocken: „Nein Mutter — das isch andersch, du wirsch sehe, sie wolle was.“

Und so kam es auch. Als der Alte einmal an einem schönen Herbsttage unter dem Ahorn saß — es waren gerade drei Jahre herum, seit er auf dem Altentheil war — und seine Ulmerpeife rauchte, trat der Frikli heran und setzte sich zu ihm:

„Vatter i chönnt en rechte Schick mache!“

„So,“ meinte der Alte kalt.

„Jo — d' Kirchmatte, die an unser Hof stoßet, sin feil!“

„So — d' no chauf se, wanns d'Geld hesch!“

„He — sell isch's ebe, i ha's nit. Aber de Graf möcht de obere Wald ha und des gäb en schöne Schillig.“

„So — hm. Min obere Wald meinsch?“

„He frili — s'isch jo ein Theil — i krieg en jo schpäter doch!“

„Glaub'ich?“ Rei Frikli, do werd nüt drus — verschtob'ich!“

„Vatter — i chönnt 12000 fl. ha!“

„Und wenn d' Hunderttausend überhäuft — i geb en nit her!“

„Vatter — isch das euer letscht Wort — bidentt's.“
„Nüt z'bedenke — er isch mer nit feil — Jez loß mer mi Ruhe!“

Der Wortwechsel war ziemlich laut geworden, so daß Breni, welche unter der Stallthür horchte, Alles wohl verstand. Als der Alte nach den letzten Worten sich herumdrehte und damit deutlich zeigte, er wolle von dem geplanten Handel nichts mehr wissen, stürzte sie vom Zorne übermannt hervor und überhäufte die alten Leute mit Schimpf- und Schmähreden. Der Altbauer hörte sie eine zeitlang ruhig an, als sie aber damit schloß, ihm vorzuwerfen, er wolle das vorbehaltene Gut dem „lüderlichen Weibsstück, dem Kätteri“ anhängen, da sprang er auf und wollte dem wüthenden Weibe zu Leibe, allein wie ein Blitz sprang der Frikli dazwischen und stieß mit geballter Faust dem Vater vor die Brust, daß dieser niederstürzte und im Falle mit der Stirn an die scharfe Ecke der Bank stieß. Da lag nun der alte Mann bewußtlos am Boden und

das rothe Blut strömte über die weißen Haare herab — wimmernd lag die Altbauerin neben ihm auf den Knien. Trostlos ging der Frikli mit seinem Weibe davon, ohne sich weiter um den Vater zu bekümmern.

Da war nun freilich an ein Verbleiben auf dem Prosihof nicht mehr zu denken. — Vater und Sohn standen sich vor dem Amtsgericht gegenüber, u. nur dem Zureden des wohlwollenden Richters war es zu danken, daß der Sohn einer längeren Gefängnißstrafe entging und ein Vergleich zu Stande kam, wonach

den alten Leuten bis zu ihrem Ableben, statt der Wohnung und Verpflegung, jedem 300 fl. im Jahre auszuzahlen waren. Das war nun freilich ein recht schlechtes Geschäft für den jungen Prosibauer, allein eine schlimmere Folge des bösen Streites war die, daß der Alte nun selbst den Wald an den Grafen um den Preis von 14000 fl. verkaufte, von welchem Gelde er einen guten Theil benutzte, um sich das Berghäusle wohnlich herzurichten und ein zweites Stockwerk darauf zu setzen. Wie zum Hohn sah nun das nette weiße Häuschen herab auf den Prosihof — ein Anblick, welcher der Breni jede Stunde vergiftete. Die alten Leute, welche bis zur Vollendung ihres neuen Heims im Gasthause gewohnt hatten, zogen ein, als der Mai ins Land gekommen war und die Waldkirchen ringsum in voller Blüthe standen. Es war, als sei der alte Prosibauer verjüngt worden, seit er nicht mehr auf dem Leibgeding saß. Er gab das unthätige Leben auf, trieb einen schwunghaften Holzhandel und jeden Samstag fuhr er auf seinem flotten Bernerwägeli zum Markte in

die Stadt. Die alte Prosibauerin freilich hatte weniger Elastizität — sie konnte den Prosihof nicht vergessen und ihren Sohn, den Frikli, trotzdem daß dieser sie und ihren Mann so schwer mißhandelt hatte. Oft saß die alte Frau zur Abendzeit auf einem Stein an der Waldecke, das Gebetbuch auf dem Schooß und schaute mit thranenden Augen hinunter auf den Prosihof, der da lag im Glanze der untergehenden Sonne. Sie fragte verstohlen die Dienstboten aus, wie es brunten gehe, und da hörte sie denn einen Bericht, der keineswegs geeignet war, ihr das Herz zu erleichtern. Die Breni, anstatt dem Frikli dankbar zu sein, daß er ihren Willen gethan und die eigenen Eltern mißhandelt und vertrieben hatte, wurde täglich giftiger und der Prosibauer hatte keine frohe Stunde mehr. Sie warf ihm vor, seine Dummheit und sein Unschick seien daran schuld, daß ihnen das schöne Stück Geld ausgekommen; wenn er es recht angefangen, so hätte der Alte den Wald abgetreten, er sei aber ein Tolpatsch und Lohse, der zu Nichts gut sei, als zum Essen und Tabäcken.

Um sich solchen Stichelreden, die ihm das Leben verbitterten, zu entziehen, saß der Prosibauer Tag für Tag im Wirthshaus und manchmal, wenn er mit schwerem Kopfe heimgekommen und die Bäuerin ihre böse Zunge gebraucht, kam es zu Handgreiflichkeiten und die Eheleute redeten oft wochenlang kein Wort miteinander. Dabei kam natürlich die Wirthschaft zurück u. die Dienstboten und Nachbarn prophezeiten nichts Gutes. Wenn nun der alten Prosibauerin solche Dinge zu Ohren kamen, weinte sie bitterlich, denn der Frikli war doch immer ihr liebliches Kind. Oft lag sie ihrem Manne an, er möge doch hinunter gehen und zum Frieden wirken. Da kam sie aber schön an und selbst der Pfarrer, der seine Ueberredungskünste versuchte, erhielt die Antwort: „Ganget selber hin und probirets. Was mi nit brennt, lösch i nit — und was sie uf em Prosihof tribet, brennt mi nit!“

Die alte Prosibauerin war solchem Kummer nicht gewachsen, er warf sie aufs Krankenlager, und nachdem sie kaum ein Jahr im neuen Hause gewohnt, trugen sie ihren irdischen Rest thalab zur Kapelle auf den Kirchhof. Das war nun freilich ein schwerer Schlag für den Altbrosibauer, aber er verwand ihn und seine Stimmung gegen die auf dem Prosihof wurde um kein Haar besser. Im Gegentheil, denn trotz der Mahnung des Geistlichen, hatte der Frikli seine alte Mutter auf dem Krankenbette nicht einmal besucht und bei der Beerdigung, welcher er, ohne sich mit dem ganzen Thal zu verfeinden, nicht ausweichen konnte, schritt er trotzig hinter seinem Vater her, ohne diesem ein Wort zu gönnen.



„Nüt hen er dring'rede — ihr siße uf em Sibding.“

Eines Tages, als der Frikli von der Stadt zurückkam, fand er seine Bäuerin in vollster Aufregung. Sie stürzte ihm entgegen und ehe er noch vom Wagen herabgestiegen war, schrie sie mit freischender Stimme:

„Weisch — 's Neusch, was der alt Tropf drobe ag'stellt het? Weisch es nit — so will i der's sage. Es Rätterli isch bi n'em und das isch no nit Alles. S' Rätterli hiroth em Lehrer si Sohn, de Uhrmacher vum Rüttliberg, und der alt Chaib hat en d'Wohnung im Oberstoc ge — do hoch jeh d'V'scheering. Schwäz au — du Valli — wa isch jeh?“

Ja, was ist jekt? Die Frage stieg auch dem Frikli auf, aber eine Antwort fand er nicht, als die, daß er und sein böses Weib den Alten mißhandelt und vertrieben. Was auch geschehen mochte, sie hatten es auf dem Gewissen. Da war einmal Nichts zu ändern.

Ja, der alte Brosibauer hatte das Rätterli und als sie sich verheirathete auch ihren Mann, den Uhrmacher, zu sich genommen und daran hatte er ganz klug gethan. Das junge Ehepaar waren friedfertige Leute und trugen ihn auf den Händen. Der Uhrmacher war ein gebildeter Mann, er war lange in England gewesen und verstand sein Geschäft wie Einer. Ueber den schweren Anfang hatte der Altbauer weggeholfen und jekt ging es rasch vorwärts und es mehrte sich die Habe. In dem Berghäuslein lebten frohe und zufriedene Menschen, während der Geist der Zwietracht und des Neides die Fundamente des Brosihofes unterwühlten und das stolze Bauerngut dem allmählichen Verfall entgegenführte.

Eines Tages sah der alte Brosibauer wieder beim Dr. Friccius auf der Schreibtube — er hatte sein Testament gemacht — sein Testament zu Gunsten Rätterlis. „Sie henn g'nug uf em Brosihof zum Bewuste, i will nit no meh ins Loch cheie. Es isch besser, es Rätterli überhumbt s' Restli, was i nit g'opfert ha!“

Da lachte der Doktor wieder mit seinem Advotatenlachen, klappte die silberne Dose zu und sagte:

„Brosibauer, ihr habt vollkommen recht und es ist gut, daß ihr noch was zu verschenten habt. Das Testament verwahren wir beim Gerichtsnotar und das Rätterli und ihr Mann erfahren Nichts davon. Also haltet reinen Mund. Die Hauptsache ist immer, das Heft in der Hand zu behalten und sich nicht eher entkleiden, als bis man zur Ruhe geht; denn „Leibge- ding, ein böses Ding!“

Merk es Dir, ergrauter Vater,
Sag' es auch dem Mütterlein;
Soll der späte Lebensabend
Ohne Nahrungsorgen sein,
Gebe die erworben Güter
Nicht zu früh den Kindern ab,
Sonst wirft Du zu ihren Sklaven
Und sie wünschen Dich ins Grab
Wer besitz, den wird man achten,
Kindesdank ist Seltenheit;
Brod zu betteln ist verschmächten,
Brod zu geben Seligkeit.

Wie der Abelsberger Gesangverein preisgekrönt worden ist.

Ein Geschichte aus jüngster Vergangenheit von P. K. Rosegger.

Die schöne Stadt Kramau liegt mitten in deutschen Landen. Sie ist ob ihrer Bierbässe weit und breit bekannt als Sängerstadt, weshalb ich sie nicht näher zu beschreiben brauche. Diese

Geschichte handelt von einem heißen Sängerkriege, der vor wenigen Jahren in Kramau stattgefunden.

Es hatte nämlich der weite Sängergau bei einem seiner vorhergehenden Lieberfeste beschloffen, in der schönen und allzeit sangbereiten Stadt Kramau ein großes Wetttsingen zu veranstalten, denn, sagten die Brüder, Kriege müße es auf Erden schon einmal geben, und da sei es besser, sie würden gesungen als geschlagen.

So erhielt auch der Abelsberger Männergesangverein „Orgel“ seine gebührende Einladung zum großen Wetttsing, denn die Abelsberger — das muß man wohl zugeben — haben seine Pfeifen in der Kehle und ihre Tenöre haben einen guten Klang weit über den Gau hinaus.

Hochgemuth rüsteten sich die Abelsberger zum Sängerkette, und von der Zeit, da die Proben angingen, trat eine strenge Disziplin in Wirksamkeit, die jedem Mitglied der „Orgel“ verbot, täglich mehr als zwei Humpen Bier zu trinken, länger, als bis zur Thorsperre außer Haus zu sein, zu jodeln, zu fluchen, zu politisiren und über die Gemeindezustände Zunge zu machen. Da gab es wohl auf der Welt kein ordentlicheres und friedlicheres Völklein, als die Abelsberger waren zur Zeit ihrer Vorbereitungen zum großen Sängerkette, und der alte Oberlehrer betheuerte in diesen Tagen wiederholentlich, daß man hier wieder sehen könne, was der Gesang auf den Menschen für eine unerhörte sittliche Wirkung übe.

Auf der Reise nach Kramau wurde die Disziplin noch verstärkt, doch machte das Reismarschallamt, welches seiner Obliegenheiten voll, im hintersten Waggon saß, bekannt, daß auf der Heimfahrt, wenn keine Ursache mehr sei die Stimmen zu schonen, zum Ersatz die lustigste Ungebundenheit plaggreifen dürfe. Da waren die sechsundachtzig Sänger wohl zufrieden und so fuhren sie gehobenen Herzens den Ehren entgegen, die sie im schönen Kramau erwarten sollten. Es war ihnen hinterbracht worden, daß die übrigen dreizehn Gesangvereine, welche an dem Kampfe theilnehmen sollten, sich vor den Abelsbergern fürchteten; denn was thut der tiefste Baß und der gemessenste Bariton, wenn der Tenor nicht genügend vertreten? Klingen muß es, wenn gesungen wird, das haben die Leute gern und wovon sollen die Frauen im Auditorium denn girren und schwärmen, wenn die Tenoristen fehlen? Die Abelsberger werden siegen, das wußte man im Voraus. Bei der Einladung konnte man sie nicht umgehen, aber man hatte erwartet, die Abelsberger würden, — wie sie ja sonst gar selbstbewußt und charmant waren — im Vollgeföhle ihrer sang-

lichen Stärke die Beteiligung an dem Sängerkampfe ablehnen.

Nun, die „Orgel“ hat nicht abgelehnt, sie hat gefunden, daß ihre wohl schon mit reichen Trophäen geschmückte Vereinsfahne durch ein Siegeszeichen von Kramau nicht verunstaltet würde und daß der erste Sängerprijs von hundert Dukaten, in erquickendes Maß aufgelöst, das Erdendasein eher verschönern, als verschlimmern könne.

Am Bahnhofe von Kramau änderte sich das Wetter; gewaltige Flaggen verdeckten die Sonne und ein Blumenregen ging nieder auf die Sängerschar. Von den bereits anwesenden Gesangsvereinen wurden die Abelsberger — kernige Burschen auf und auf, die noch dazu in der höchst malerischen Abelsberger Tracht erschienen — stürmisch begrüßt; ein schallendes „Grüß Gott, deutsche Sangesbrüder!“ und der Vereinswahlpruch wurde abgesungen, dann setzte sich der imposante Zug in Bewegung durch einen fabelhaft herrlichen Triumphbogen in die festlich geschmückte Stadt. Die Gassen, durch die er seinen Lauf nahm, waren von jubelnden Menschen besetzt, alle Fenster von lieblichen Frauen, die mit huldvollen Winken und fröhlichen Zurufen

Rosen niederwarfen, besonders auf die Abelsberger, und an Stricken Schinken, Torten, Trauben und Champagner herabließen zum Vereine „Orgel,“ dessen Mitglieder sich nun nicht mehr halten konnten, sondern in das schallende Geschrei der Sänger einstimmten. Die Ehrenbezeugungen häuften sich, je näher der Zug der Sängerkolonne kam; vom Inhalte der Flaschen, denen man an den Standarten den Hals brach und von dem wahnsinnigen Vivatrufen der übrigen Sangesbrüder ganz berauscht, schrieen nun auch die Abelsberger aus voller Kehle, selbst die Altmeister und Reifemarschälle mit — und noch spät, als die hellsten Abelsberger Tenore bereits einen Stich ins Gedämpfte hatten, bemerkte Einer zu seinem Nachbarn: „Du, guck dir dort bei den

Scheiker-Sängern einmal das Naturwunder an: die Einen reißen das Maul auf und die Andern schreien!“ „Bei Gott, Bruder, das geht nicht mit rechten Dingen zu!“

Da wurden sie's nun gewahr, daß die Scheiker-Sänger zum Vivatrufen und zum „Grüß Gott ihr schönen Frauen! Hoch die Stadt Kramau! Hoch und dreimal hoch!“ ein Duzend professionelle Schreier von heim mitgenommen hatten, damit sie hierin ihren Mann stellten, ohne sich die Stimmen zu verderben. — Aber die Entdeckung war zu spät, einige Abelsberger Kehlen hatten bereits gelitten.



Die Abelsberger Sänger wurden stürmisch begrüßt.

statthabende Wettlingen. Es könne sich bei geringstem Versehen Vieles ändern und Alles verspielt sein; was das für eine Schmach wäre, fragten sie in düsterstem Ernste, wenn sie nach der Vaterstadt, die schon zum Empfange der Sieger rüste, als elendiglich Durchgefallene zurückkehren müßten?

Sie sollten heute weder an Wein, Weib noch Gesang denken, sondern den Rest damit zubringen, in der schönen Umgebung der Stadt stille Spaziergänge machen und Abends, sobald es möglich, das Bett suchen. Daß die Zimmer in dem für sie bestimmten Hotel „zum goldenen Luchsen“ die richtige Temperatur hätten, dafür sei gesorgt.

Sofort erging ein strenger Befehl: Von jetzt an das Maul halten und sich zu sammeln, wogegen Dawiderhandeln dem Standrecht verfallen!

Und bei der nach kurzer Stärkung stattgefundenen Generalprobe der gesammten Vereine zeigte es sich, daß für die „Orgel“ der Sieg höchst wahrscheinlich war, und ganz Kramau sprach davon, daß den Ehrenpreis von hundert Dukaten niemand Anderer, als die munteren Abelsberger heimführen würden. Die Abelsberger Altmeister warnten ihre Sänger fortwährend, im Angesichte des Glückes nicht übermüthig zu werden, strenge mit sich hauszuhalten für das am nächsten Tage

Man wolle sich nur in keiner Weise aufregen und sich endlich nicht etwa noch durch einen unzeitlichen Morgenspaziergang in der feuchtkalten Luft verderben, lieber im Bette bleiben bis eine Stunde vor Beginn des Wettsingens, welches um zehn Uhr vormittags seinen Anfang nehme. — Zum Schlusse solch väterlicher Ermahnungen wurden unter den Sängern Brustbonbons ausgeheilt, womit ganz leichte Schäden in der Kehle ausgebessert werden können.

Und hierauf hat sich der Abelsberger Sängerkhor für diesen Tag aufgelöst.

Die Sänger von der Scheif waren etwas aufgeregert. Sie besaßen ein paar Tenöre, auf Grund deren sie sich in der Hoffnung wiegten, es den Abelsbergern abzugewinnen, für den Fall diese

etwa durch ein kleines Mißgeschick oder Diätfehler beeinflusst werden sollten. Mit unendlicher Befriedigung hatten die Scheif-Sänger beim Einzug das enthusiastische Geschrei der „Orgel“ gehört, während sie, die Scheif-Sänger, nur sehenshalber den Mund aufthaten und mit den Händen agirten, das Uebrige aber ihrem schlau gegründeten Lärmchor überließen. Da sich's aber hernach bei der Generalprobe leider gezeigt, daß die Abelsberger Stimmen an Indisposition und Heiserkeit nicht das Gewünschte leisteten, so versuchte jetzt das Comité, welches sich eigens zu dem Zwecke konstituiert hatte, den übrigen Gesangsvereinen noch vor der Schlacht die schärfsten Spitzen zu brechen, in den einzelnen im Städtchen herumirrenden Mitgliedern der „Orgel“ die denselben angeborene Vorliebe für ihren Wahlspruch: „Wein, Weib und Gesang“ zu wecken; aber die Abelsberger waren heute indifferent wie die Maulwürfe. Man fing an, die Hoffnung aufzugeben, verhielt sich aber nichtsdestoweniger unthätig.

Während in der Stadt Kramau das muntere Leben der Sänger sich tief bis in die Nacht hinein erstreckte, während es Klagnmusik gab und Beleuchtung, und Standreden, und was der Herrlichkeiten mehr sind bei einem deutschen Sängerkorps, suchten die Abelsberger, eingedenk ihrer

Instruktionen und ihrer morgigen Aufgabe, bei Zeiten ihr Hotel „zum goldenen Luchsen“ auf, in dessen drei Stockwerken die „Orgel“ einquartiert worden war. Der Kehle zu Liebe machten sie im „Restaurant“ der Gurgel nur mäßige Zugeständnisse und suchten dann, je zu zweien oder dreien ihre Schlafzimmer auf. Noch ließen sie sich's angelegen sein, den Zustand ihres Festanzuges zu prüfen und da ziemlich Alles in gewünschter Ordnung war, so legten sie sich arglos zu Bette.

„Morgen um diese Zeit solls anders umgehen!“, bemerkte vor dem Einschlafen noch der zweite Bass zum Bett Nachbar, dem ersten Tenor.

„Ja“, saate der Tenor, „wenn wir nur erst unsere Abelsberger Lieder loslassen! die wollen wir ihnen einmal hinlegen, daß sie nur dran lecken sollen!“

„Schlafen!“ schnarrte im anstößenden Zimmer die Stimme des Reichsmarschalls. So war's für heute aus. —

Schon halb neun Uhr war's am nächsten Morgen, als das Marschallamt das Flügelhorn erschallen ließ. Da hoben sie sich — der Eine früher, der Andere später — aus ihren Kissen. Sie zogen sich sittsam an, holten vor den Thüren die frischglänzenden Stiefel und machten sorgfältig Toilette.

„Die Tenöre haben je ein weiches Ei und eine Tasse Thee ohne Rum zu sich zu nehmen!“ so der erste Tagesbefehl.

„Ich weiß nicht“, murmelte unser zweiter Tenor, „was meine Stiefel heut haben! Ich kann in dies Sakermentsleder nicht hinein!“

„Und ich verwundere mich“, entgegnete der Zimmergenosse, „daß mein Fuß heute einmal in den Schuh rutscht so leicht, wie der Bauer ins Wirthshaus.“

„Ich hab' zwei linke!“ rief der Bass, „da hat sich Einer einen dummen Spaß gemacht.“

„Das ist höllisch!“ polterte im Nebenzimmer ein Anderer, „ich habe unrechte Stiefel!“

Und aus einem dritten Gemach: „Ich hab' zwei verkehrte Stiefel!“

Da flogen schon die Thüren auf, links und rechts im Gang: „Hausknecht! Stubenmädchen!“



„Ich habe Nr. 3 und 27!“

Hausmädchen! — Meine Stiefletten! — Ich hab zwei rechte! — Ich einen kleinen und einen großen! — Da ist ein breiter und ein gespitzter!“ Derart riefen die Stimmen durcheinander und die Stiefel flogen im Vorfaal umher, wie die Maitäfer. So war's im zweiten Stock, so war's im ersten und im dritten. Alles Schuhwerk verwechselt . . .

Das Reismarschallamt fuhr hin und her wie eine fluchende Wolke, alle Stubenmädchen flatterten wirr durch die Räume, der Portier und der Hausmeister schmetterten und der Hausknecht rang die Hände und betheuerte bei seiner Seele Seligkeit seine Unschuld. Er und sein Gehilfe hätten die frischgewaschenen Stiefel ihren Nummern nach gewissenhaft wie immer an die betreffenden Zimmerthüren gestellt.

„Das hat ein Feind gethan!“ hieß es, „das hat ein arger Feind gethan!“

Von den Sängern huschten die Einen in bloßen Strümpfen um, Andere ächzten im Namen ihrer Hühneraugen über den Druck der neuen Verhältnisse. Da war's denn aus mit aller Ruhe und Diät und durch das Haus brauste ein Gewirr von Fluchen, Lärmen und Lachen und das Marschallamt fahndete rachschnaubend nach den Missethättern. Es mußten deren mehrere gewesen sein, sie konnten sich nächstlicher Weile in Haus geschlichen haben, weil sich so ein verträcktes Hotelthor jedem Gauch zu jeder Stunde aufthun muß, sie mußten stundenlang thätig gewesen sein, um an den Thüren aller Stockwerke die Stiefel in so schaudervoller Weise durcheinanderzubringen.

Nach einer Stunde heillosen Verwirrung war mit Hilfe der Zimmernummern, die an den Sohlen angekreidet waren, endlich ein Theil der „Orgel“ in seiner rechtmäßigen Beschuhung.

„Ich habe Nummer 3 und 27!“ rief es hier und ein Arm hielt die betreffenden Stiefel hoch empor

„Hier ist 96!“

„Wer braucht einen 44?“

„105 ist da!“

Die Eigner meldeten sich, aber leider zeigte es sich bald, daß auf mancher Sohle auch die Num-

mern gefälscht worden wären, so daß endlich die Reismarschalle alle Hoffnung an dem rechtzeitigen Eintreffen in der Sängersalle mit ohnmächtiger Stößeufzern aufgaben. Zudem Alles erregt, die Stimmen verschrienen, jede weihewolle Stimmung weggeblasen, die Indisposition in höchstem Grade vorhanden. — Unter solchen Umständen wird die „Orgel“ an dem Sängerswettkämpfe sich nicht betheiligen.

Aber die Absage, wie soll sie motivirt werden? Der eiligst zusammenberufene Rath, theils noch in Socken, faßte den Entschluß, es sei sofort ein Schreiben an das Generalkomite des Sängersfestes zu richten, in welchem angezeigt werde, daß der Abelsberger Gesangsverein „Orgel“, nachdem er durch seine Anwesenheit ebenso seine Sympathien für das Fest, als durch seine Betheiligung an der

Hauptprobe bewiesen zu haben glaube, daß er dem Gau zu keiner Unehre gereiche, daß besagter und unterfertiger Gesangsverein, um die in dieser gastlichen Stadt versammelten löblichen strebsamen und sehr tüchtigen Sängerbünde und Gesangsvereine in der Erringung eines wohlverdienten Ehrenpreises nicht etwa zu inkommodiren, den Entschluß gefaßt habe, sich an dem eigentlichen Wettgesingen nicht zu betheiligen.

In diesem Sinne und in ähnlicher,

schwungvoller Stylisirung wurde das Schriftstück abgefaßt und seiner hochlöblichen Adresse mit deutschem Sängersgrüße zugeschickt.

Noch hatte die zehnte Stunde nicht geschlagen, so ging von der Centralkanzlei des Festkomitès ein Sturm aus und durch ganz Kramau. Die Abelsberger, die besten Sänger des Gauces, die wiederholt schon preisgekrönter Sänger, wollen nicht singen! Und warum wollen sie nicht singen? Sind sie beleidigt worden? Nein, die Abelsberger sind viel zu gemüthlich, um beleidigt werden zu können. Oder singen sie aus Bescheidenheit nicht? Nein, die Abelsberger sind viel zu aufrichtig, um die Bescheidenen zu spielen. Aus Großmuth singen sie nicht, aus reiner Großmuth nicht; sie wollen den jüngeren Vereinen den Preis nicht weg-schnappen. Aber (und so wuchs die Revolution) sie müssen singen, jetzt erst recht müssen sie! Die



Das Kapellamt trug die Bühne und trug den Kapellmeister durch den Saal.

Abelsberger wollen wir hören, nur die Abelsberger! Wir stürmen den goldenen Luchs und tragen die ganze „Orgel“ auf unseren Achseln in die Sängersalle. — Das Festcomité schrieb zurück, daß es die „Orgel“ von ihrer einmal geleisteten Zusage nicht mehr entbinden könne.

Die Sängervon der Scheiß merkten es, jetzt gehe es doppelt schief für sie und alle Bemühungen waren vergeblich gewesen. Die Abelsberger aber gewannen mittlerweile Zeit, Muth und vor Allem — Stiesel. Zwanzig Minuten nach zehn Uhr marschirten sie in wohlgeordneter Doppelreihe, von dem Jubel der Menschenmenge begleitet, in die Sängersalle ein.

Wie es bei demselbigen Sängerswettkampf in der schönen Gaustadt Kramau dem Abelsberger Gesangsverein „Orgel“ ergangen ist, das findet sich in einem Blatte seiner ruhmreichen Chronik verzeichnet.

„Der Enthusiasmus, mit welchem der Verein bei seinem Betreten der Sängerbühne begrüßt wurde, war ein nicht enden wollender. Der Verein sang das ausgelooftete Preislied „O Vaterland, du Schutz und Wehr“, welches einen demonstrativen Applaus entfesselte, und das Abelsberger Lied „Mein' Freud' ist die Sennerin“, welches er auf stürmisches Verlangen des Publikums zweimal wiederholen mußte. Nachdem die abgetretenen Sängersiebenmal herausgerufen worden waren, erstürmte das Publikum die Bühne und trug unsern Kapellmeister, Herrn H. Schaubinger, durch den jubelbrausenden Saal. Die hochlöbliche Jury hat dem Gesangsvereine „Orgel“ den ersten Preis, bestehend in einer silbernen Ehrenstandarde und in einhundert Dukaten zuerkannt.“ —

Schließlich sei aber noch eine Bemerkung erwähnt, die Einer von der Jury erst vor kurzem zum Kapellmeister des Abelsberger Gesangsvereines gemacht hat.

„Wir waren damals am grünen Tisch zu Kramau,“ sagte er, „in einer nicht geringen Verlegenheit. Sehr genau genommen, hätte der Preis eigentlich dem Sängerbunde von der Scheiß gehört. Ihr seid zu hitzig gewesen, habt übertrieben, während die von der Scheiß trotz ihrer geringeren Stimmittel durch ihr Maßhalten künstlerisch mehr geleistet haben. Aber vor der Menge hat eure Kraft und Frische einen großen Effekt erzielt. Die öffentliche Meinung war schon einmal durch die Reclame bestochen, die ihr durch eure Absage zu Gunsten der übrigen Vereine für euch zu machen gewußt habt — und sie war so entschieden für euch, daß wir es gar nicht wagen konnten, den Preis einem andern Verein zuzuerkennen.“

Also ist es — Ursache und Wirkung genau ge-

wogen — höchst wahrscheinlich die schlimme Stieselgeschichte gewesen, die der „Orgel“ den Sieg vermittelt hat. Wer aber die Urhebererschaft der Stieselgeschichte ergründen wollte, bei den Scheiß-Sängern würde er sie nicht erfahren.

Die pflichtgetreue Stallwache.

Der Herr Lieutenant v. Schnadderwitz vom 1ten Dragonerregiment besaß die lobenswerthe, aber etwas gefährliche Eigenschaft, daß er immer dann besonders dienstfertig war, wenn er etwas hoch hatte. Nun kam er einmal aus einer „janz famosen Soirée, in der ein kleines jeu gelegt und pyramidal Sect jeschlürft worden“ in einer Winternacht stark angeäufelt morgens gegen 3 Uhr nach Hause. Da er in der Kaserne seine Wohnung hatte, führte ihn sein Weg an den Eskadronstallungen vorbei. Von seinem verdammten Dienstfeiser getrieben, fand er es ganz „ausgezeichnet stramm“ nun einmal in frühesten Morgenstunde die Stallwache zu revidiren, um sich zu überzeugen, ob die „verfluchten Keerls“ auch ihre Schuldigkeit thun.

Der Herr Lieutenant öffnete geräuschlos die Thüre und trat in den, durch eine ärarische Laterne von äußerst sparsam bemessener Leuchtkraft nur schwach erhellten Stall. Der biedere Dragoner, welcher auf Stallwache war, hatte sich am andern Ende des langen Ganges in einen leeren Stand auf das dort aufgebündelte Morgenheu gelegt und schlief, besonders da er der kalten Nacht wegen einen tüchtigen Kimmel hinter die Binde gegossen, den Schlaf der Gerechten. Plötzlich fuhr er aus seinem Schlummer auf, richtete sich in die Höhe und starrte mit verschlafenen Augen in den halbdunklen Stall hinein — er hatte den Schritt des Lieutenants in dem Stallgang gehört.

Er erhob sich möglichst rasch, ergriff eine am Ständer hängende Wassertrense und taumelte seinem dienstfertigen Vorgesetzten entgegen, in er fortwährend mit süßer Todstimme rief:

„Oh Männle — oh — brrrr — oh — Männle.“ So kam er, die Trense hoch emporhaltend, in die Nähe des verblüfften Herrn Lieutenants, um sie dem „Männle“ über den Kopf zu werfen, denn der Gute vermeinte, es sei ein Gaul, der losgekommen.

Der gestrenge Herr von Schnadderwitz, der den Sachverhalt allmählich zu begreifen begann, schnarrte den wackern Dragoner grimmig an:

„Verfluchter Keerl — für was hält mir der Schafskopf? Ich glaube, hol' mich der Teibel, der Bengel hält mir für ein königliches Dienstpferd?“

„Zu Befehl, Herr Lieutenant“, war die Antwort des pflichtgetreuen Reiters.

Die Haseler Höhle.

Eine Sage.



Is das schöne Wiefenthal noch nicht von der Kultur belect war, weder Forstleute seine Wälder hegten, noch Steinbrecher seine Felsen sprengten, als es noch nicht von Straßen, vielweniger von einer Eisenbahn durchschnitten und belebt war und die liebliche Wiese noch ungefesselt

die Ebene durchfloß, — also in uralter Zeit — da hauste hier, ungestört von den Menschen, das brave Völkchen der Erdmännlein.

Ihr König war zugleich ihr Vater, der liebevoll für sie sorgte, jedem den Wohnsitz anwies und sie vor jeglicher Gefahr schützte, zugleich aber auch zu emsiger Arbeit im Innern der Erde anhielt, wo sie die unterirdischen Wasser- und Feuerbäche einzudämmen, die verborgenen Schätze zu hüten und die Heilquellen zu brauen hatten. Glücklich und zufrieden lebte dieses Zwergvölklein hier lange, lange Zeiten hindurch, bis die bösen Menschen in's Thal kamen, die lauschigen Wohnsitze desselben störten und ihm durch ihre schlechten Sitten solche Furcht und Abneigung einflößten, daß es beschloß, sich für immer in eine Höhle zurückzuziehen, die heute noch unter dem Namen der Erdmannshöhle bekannt ist. Nur selten wagte es der König, von der Oeffnung seiner unterirdischen Wohnung aus das sonderbare Treiben der Menschen verstohlen zu beobachten. Bei einer solchen Gelegenheit sah er einst ein neugeborenes Menschenkind vor der Höhle liegen. Staunend betrachtete er das liebliche Geschöpfchen; als dasselbe aber zu weinen begann, ohne daß sich Jemand darum kümmerte, hob er es sanft

auf und trug es in seiner Nebelkappe in die Höhle hinein. Seine Kinder staunten und verwunderten sich beim Anblick des niedlichen Wesens noch mehr als er selbst; neugierig trippelten sie um dasselbe herum, streichelten mit ihren plumpen Händchen dessen zarte Wängelein und bereiteten ihm endlich ein weiches Bettchen, in dem es bald einschlief. Nun beriethen sie, was man mit dem schönen Findling beginnen solle. Alle stimmten dem Vorschlag des Königs, denselben zu behalten, freudig zu, aber auch darüber waren sie sich klar, daß ein Menschenkind als solches unter ihnen nicht existieren könne. Doch der König wußte Rath; er verlieh mittelst seiner Tarnkappe dem Kinde alle Eigenschaften der Erdmännchen, ohne ihm seine äußere Gestalt zu nehmen. Als dasselbe nun von seinem Bettchen herantrippelte, schlugen die Zwerge Purzelbäume aus Freude über den schönen Genossen, der von jetzt an der Liebling Aller war und auf's sorgfältigste gepflegt und gehegt wurde. Insbesondere ließ der König seinen Liebling nie von seiner Seite. — Wieder gingen viele, viele Jahre dahin. Der König hatte sich nie mehr vor die Oeffnung der Höhle gewagt, aus Sorge, sein Kind dort auf irgend eine Weise verlieren zu müssen. Endlich siegte doch die Neugierde wieder, just gerade zu der Zeit, als ein Mensch in der Nähe war. „Vater, wach' ein Wesen ist dies? fragte ihn das verwunderte Kind. Erschrocken eilte aber der Alte mit demselben in die Höhle zurück und dort erst antwortete er.“ „Das Wesen, das Du gesehen, ist ein Mensch, eines jener grausamen und heimtückischen Geschöpfe, die überall, wo sie ihren Fuß hinsetzen, alle Kreaturen unter sich zwingen, die auch uns von der sonnigen Oberfläche der Erde vertrieben haben, aber auch sich selbst gegenseitig bekämpfen und befehden. Hüte Dich vor den Menschen und fliehe sie!“

Erschrocken hatte das herbeigeeilte Zwergvölklein der Rede des Alten gelauscht und auf's Neue gelobt, den Stätten der Menschen fern zu bleiben. Nur der Findling kletterte auf das Knie des Alten und sprach schmeichelnd: „Ach, lieber Vater, ich fühle so große Sehnsucht, zu den Menschen zu gehen; denn ich kann nicht glauben, daß sie so böse sind. Laß mich zu ihnen ziehen!“

Erschrocken umringten die Zwerge ihren Liebling und betrübt entgegnete der Alte: Liebes Kind, laß diese Gedanken fahren; jene Wesen haben sich gerade Dir gegenüber am hartherzigsten bewiesen, indem sie Dich dem Verderben preisgaben. Der Kummer um Dein Schicksal würde ewig an uns nagen, wenn ich Dich zu den treulosen und falschen Menschen ließe, denn es wäre

dein Verderben.“ — Das Kind ließ aber nicht nach mit bitten, schmeicheln und weinen, bis endlich der Alte nachgebend entschied: „Nun, Du sollst Deinen Willen haben, aber vernehme, was ich Dir mittheile: Du wirst zwanzig Jahre lang unter den Menschen, von ihnen nach ihrer Art geliebt, leben; zu derselben Stunde aber nach zwanzig Jahren, in welcher Du jetzt mit Deiner thörlichen Bitte uns Allen so großes Herzeleid bereitest, mußt Du unserm Geschlecht, dessen Vorzüge Du mitgenossen, den noch schuldigen Tribut dadurch entrichten, daß Du Dich demjenigen Menschen, der Dich am meisten zu lieben behauptet und den Du vor allen andern liebst, so zeigst wie Du jetzt vor uns stehst. Bleibt Dir dessen ungeachtet seine Liebe, dann wirst Du so glücklich sein, als dies unter Menschen möglich ist, wenn nicht, so ist grausamer Tod Dein Loos; ich selbst kann Dich dann nicht mehr retten, denn mein Einfluß auf Dich hört zu der Stunde auf, in welcher Du uns verlässest.“

Am Morgen des Ostersonntages lag vor dem Hausthor des Stettmeisters zu Basel ein wunderschönes neugeborenes Mägdelein. Voll süßer, seliger Freude nahm es die Frau Stettmeisterin, der man es gebracht hatte, auf ihre Arme, herzte und küßte es und eilte damit zu ihrem gestrengen Eheherrn. „Sieh, der liebe Gott hat unsern heißesten Wunsch erfüllt; willst Du diesem Kind ein Vater sein, wie ich ihm eine Mutter sein möchte?“ rief sie ihm entgegen. Verwundert und unangenehm überrascht blickte der strenge Herr auf zu seinem Weibe, als aber das liebliche Geschöpfchen die rosigten Armchen bewegte und ihm gleichsam entgegenstreckte, da überzog heller Sonnenschein sein ernstes Antlitz; er legte segnend seine Hand auf das Köpfchen des Kindes und sprach: „Liebes Ehegemahl, wir wollen es dankbar aufnehmen als eine Gabe des Herrn.“ — Unter der liebevollsten Pflege wuchs das Kind heran zur Freude und zum Stolz seiner

Eltern. Doch war es stets etwas in sich gekehrt und liebte die Einsamkeit. Wohl sah es mit seinen klaren und hellen Augen neugierig in die Welt hinein, war aber nur schwer zu bewegen, mit seines Gleichen zu spielen. Immer zarter, annuthiger und schöner entwickelte sich indeß diese holde Knospe, bis sie sich zur lieblichen Rose entwickelt hatte, deren Anblick Jedermann entzückte.

Droben auf dem Schloßberg hauste der mächtige Burgvogt v. Walter. Unter all den städtischen Bürgern erachtete er Niemanden seines Umganges würdig als den Stettmeister Sturm und ebenso durfte sein Sohn, Junker Georg, nur mit dem Töchterchen desselben als Spielgenosse verkehren.

Und wunderbar! Während dieses Kind sonst jeden Umgang mied, schmiegte es sich dem lebhaften Knaben innig an, und als beide herangewachsen waren, gedieh die kindliche Neigung zur herzlichen Minne. Die Eltern segneten den Bund dieser Herzen und Jedermann, der das holde Paar sah, freute sich neidlos seines Glückes. — Der zwanzigste Geburtstag Elfriede's war zu ihrem Ehrentag bestimmt. Elfriede, obgleich von holder Liebe zu ihrem Verlobten und von süßer Hoffnung durchdrungen, wurde oft von einem unerklärlichen, scheuen Bangen ergriffen, das sie zusammenschauern machte und aus dem sie nur durch die Liebkosungen u.



Braut und Bräutigam gehen Arm in Arm im Garten spazieren.

Bethuerungen ihres Geliebten wieder zum glücklichen Lächeln gebracht werden konnte. — Ihr Ehrentag war angebrochen. Georg eilte zu Elfriede, um sie noch einmal allein zu sprechen, bevor die Hochzeit sein sollte. Unter liebevollem Gefose wandelten sie Arm in Arm im Garten dahin, da auf einmal fühlte Georg den Arm, an den sich Elfriede geschmiegt hatte, frei, er sah nicht mehr seine Braut, dagegen trippelte zu seinen Füßen eine winzig kleine Kindesgestalt, blickte ihn stehend an und suchte wie hilflos an ihm hinauf zu klettern. Ein unheimliches Gefühl beschlich Georg, erschrocken starrte er um sich. Jetzt dröhnte der Glockenschlag, der das Ende der Stunde anzeigte, und

— am Arme Georg's hing wieder Elfriede.
 „Verfluchte Teufelsbraut!“ schrie jener, zog sein
 Schwert und ein Blutstrom schoß aus dem Herzen
 Elfriede's. Aus dem Innern der Erde heraus
 aber erscholl lautes Wehklagen, das die Erd-
 männlein über das bittere Schicksal ihres Lieb-
 lings erhoben. Sie kamen in der Nacht, legten
 dessen schönen Leib in einen kristallinen Sarg
 und begruben ihn in ihrer Höhle, wo heute noch
 ein Stein das Grab anzeigt.

Erhardt.

Ein Opfer der Pflicht.

(Aus dem Speesart, Winter 1865.)

Ein Pfarrer hat in der Winternacht
 Zu einem Kranken sich aufgemacht,
 Dem will er vor seines Lebens End'
 Noch spenden das heil'ge Sacrament.
 Der Weg ist weit, das Dorf ist fern,
 Vom Himmel leuchtet kein einz'ger Stern,



Nur heulend legt des Sturmes Macht
 Den Schnee hin durch die eisige Nacht.
 Der Berg ist steil und der Weg ist lang,
 Es wird dem wackern Priester so bang,
 Ob er kann üben die heilige Pflicht,
 Oh' Jenem erlischt das Lebenslicht.
 Mit Gottvertrau'n und Mannesmuth
 Ringt er mit der Elemente Wuth,
 Bis an des Felsen zackigen Rand
 Der Pfad unter Eis und Schnee verschwand;
 Da strauchelt er und sinket ein
 In eine Kluft und bricht ein Bein.

Hebel's Rheinländischer Hausfreund.

Nun lag er hilflos am Felsenhang,
 Und ob's ihm im Herzen ward todesbang:
 Den eig'nen Schmerz, den fühlte er nicht;
 Ihn quält nur die unerfüllte Pflicht.
 „Herr Jesu!“ — so betet er inniglich —
 „Des Kranken Seele erbarme Dich,
 „Vergieb ihm, was Böses er gethan,
 „Und sieh' Dein Kind in Gnaden an!“
 Dann überfällt ihn mit Allgewalt
 Des eig'nen Schicksals Schreckgestalt.
 Wer kann ihm helfen aus solcher Noth?
 Denn hier erwartet ihn sich'rer Tod. —
 Er kriecht im Schnee ein wenig fort,
 Doch weit nicht schleppt er sich vom Ort:
 Der Schmerz erfasst ihn mit aller Macht,
 Und grimmig kalt ist die Winternacht. —
 Sein Hülfesuch im Sturm verlor,
 Denn nirgends wacht ein menschlich' Ohr,
 „Herr Jesu!“ so betet er inniglich, —
 „Auch meiner Seele erbarme Dich,
 „Vergieb mir, was Böses ich gethan,
 „Und sieh' Dein Kind in Gnaden an!“
 So macht er gefaßt sich auf sein End'
 Genießet das heilige Sacrament.

Zwei Holzhauer fanden am nächsten Tag
 Am Weg ihn, wo er erfroren lag.
 Der fürchte den ew'gen Richter nicht,
 Der starb in seines Berufes Pflicht!

H. v. Bogberger.

Wie es gelehrten Leuten gehen kann.

(Dr. Bergers letzte Arbeit für den Hausfreund.)

Kommt im Winter anno Vier der Pro-
 fessor Hebel aus seiner Schule heim, wie
 er es gewohnt war, nach elf Uhr und freut
 sich auf ein stilles Stündlein im wohlburch-
 wärmten Zimmer. Aber da hatte er die
 Rechnung ohne den Wirth, will sagen ohne
 die Dienstmagd gemacht. Die war an dem
 Tag einmal später daran als sonst, und
 machte das Bett erst um 11 Uhr, anstatt
 um halb neun. Wie der Professor die
 Thüre aufmacht, fährt der kalte Zugwind
 durch's Fenster herein und schlägt sie ihm
 vor der Nase wieder zu, und wie die Magd,
 den Pfulwen in beiden Händen, erschrocken
 sich schnell nach der Thür umwendet, streift
 sie vom Tischlein das Waschbecken herunter,
 daß es in Scherben bricht. Es war ein
 schönes Becken von weißem Porzellan und
 ein grüner Kranz drauf gemalt, eigentlich kein
 Waschbecken, sondern eine Rasierschüssel, hatte
 eine geräumige Weite, aber dem Professor war
 sie besonders werthvoll. Denn er hatte sie vor
 Jahren einmal von der Jungfer Gustave als
 Kram vom Lörracher Markt bekommen. Wie
 er endlich die Thür aufgedrückt hat, da steht die
 alte Susanne mit dem Pfulwen in den Händen
 vor den Scherben und macht ein jämmerlich be-

trübtes Gesicht. „So, so,“ brummte er in den Bart, „darum hab' ich die Schüssel mit allen meinen Zügen so sorgfältig wie Pfeffels Husar seine Tabakspfeife mitgenommen und bewahrt, hm hm, aber was hilfts“ und sich zur Magd wendend, die sich entschuldigen wollte, sagte er gutmüthig: „Laßt es gut sein und tragt die Scherben fort.“ Aber an's Herz ist es ihm doch gegangen, sonst hätte er den Scherben beim Hinaustragen nicht so ernstwehmüthig nachgeschaut. Die Scherben wurden zwischen Hof und Garten zu andern Scherben geworfen.

Hebel hat dazumal beim Oberhofrath Schweigard gewohnt, der ein guter Arzt und Landphysikus gewesen. Drei Tage nach Neujahr anno Fünf ließ die Frau Oberhofrätthin ein fettes Schwein schlachten, und als Hebel vom Mittagessen aus dem Erbprinzen heimkam, fiel ihm ein, er wollte der Frau Oberhofrätthin zur glücklichen Abschächtung des Thierleins gratuliren. Da begegnet ihm ihr Mann — der Frau Oberhofrätthin ihrer — auf der Treppe, und klagte ihm, daß sie vier Leichen zu viel auf dem Hof hätten, indem ihnen ebensoviele Kapaunen auf einmal mit einander krepirt seien. Hebel ging in die Wohnstube, während der Oberhofrath im Hof der Ursache des Unglücks nachspürte. In der Wohnstube traf er etwas an, was der geneigte Leser heutzutage nimmer zu finden vermöchte, und ginge er auch in alle Hofraths- und Oberhofrathsstuben des ganzen deutschen Reichs, denn die Welt ist zu gebildet geworden dafür, er traf dort die Oberhofrathstöchter an, die den Speck zu den Würsten schnitten. Das junge Blut war über den Jammer mit den Kapaunen leicht zu trösten. Aber auf einmal kam die Frau des Hauses mit einer Porzellanscherbe herein. „Da haben wir den Fund,“ sagte sie, „wie kommt um Gotteswillen diese Scherbe mit Grünspan in den Hof?“ Da ward es dem Professor siedig heiß; er erkannte sogleich seine Scherben und den leibhaftigen Grünspan, und erklärte sich im Augenblick die Entstehung des Grünspans aus der verwitterten Glasur des Blätterwerks auf seiner Bartschüssel. Was war zu machen? er bekannte sich zu allem. Die Oberhofrätthin sagte dazu kein Wort, kein gutes und kein böses, sondern ging wieder zur Thüre hinaus. Dem Professor war es unaussprechlich leid, umsomehr, als er in dem Hause viel Liebe und Freundschaft erfahren hatte und alle Tage noch erfuhr. „Mit welchen Zufällen,“ sagte er am Ende zu den Hofrathstöckern, hängen in der Welt die Schicksale der Menschen und selbst der Kapaunen zusammen! Seht Kinder, so kann man aus den besten Händen Gift empfangen. Diese Schale habe ich einst

von einer Freundin zum Geschenk bekommen, die mir diese Verlegenheit und euren Kapaunen den Tod nicht bereiten wollte. Währenddem wurde er in das Zimmer der Frau Hofrätthin zum Kaffee eingeladen, wo der letzte Kapaun unter dem Ofen lag und noch mit dem Tod um's Leben kämpfte und die unglückselige Scherbe auf dem Simsen stand. Grünspan war es, das war kein Zweifel; sie rochen daran, Hebel und der Oberhofrath, und Hebel hätte ein wenig davon auf die Zunge genommen, um sich völlig zu überzeugen, wenn es der Hofrath gelitten hätte. „Seht Hofrath,“ sprach Hebel, „einen Trost hab' ich doch, das Gift ist nicht aus der Scherbe herausgelöst, sondern jemand muß es hineingelegt haben; denn die Glasur ist noch ganz unangefressen.“ „Wahr ist's“, gab der Oberhofrath zurück, „aber dann sagt mir, wer kann es hineingelegt haben?“ Der Professor hatte schon auf der Zunge, das könnte des Hofraths Sohn gewesen sein; denn die Schwestern hatten vorhin so ein Wörtlein fallen lassen. Aber da er aller Schuld ledig war, fand er es nicht für nöthig, einen andern drein zu bringen.

Nach ein paar Stunden aber wurde alles klar. Die Kapaunen wurden gerupft und bei genauerer Besichtigung der Leichname verrieth es sich, daß die Thiere nicht durch Gift, sondern durch die Zähne des Metzgerhundes möchten getödtet worden sein, und das mußte auf Befragen der Metzger gestehen, ob er es schon lieber verschwiegen hätte.

Und auch über den Grünspan wurde alles klar. Der Oberhofrath und Physikus hatten die Sachen zur Hand, die man zu einer chemischen Untersuchung braucht. Und noch hatte er nicht recht angefangen zu untersuchen, da sprach der schallhaste Professor: „Haltet an Doktor, daß man im Land nicht lacht über euch, den ersten Physikus des Landes, und über mich, den zweiten Lehrer der Naturgeschichte am Gymnasio, ich meine, ich hätte das Rechte. Euer Grünspan da ist nichts mehr und nichts weniger als was jede Gans oder Ente von sich gibt, wenn sie mit der Verdauung fertig ist. Es ist mir lieb, daß ihr mich vorhin nichts habt auf die Zunge bringen lassen.“ Da schaute der Oberhofrath ganz betroffen auf und wußte nicht, sollte er lachen, oder sich ärgern. Am Ende sah er ein, daß lachen das Beste, und lachte von Herzen. „Aber reinen Mund gehalten, Hofrath“, sagte Hebel, „laßt mir die Freude, daß ich das Ende meiner Bartschüssel in einem eigenen alemannischen Gedicht im zweiten Band verewigen kann.“ Das Gedicht hat er freilich nicht gemacht, aber der Jungfer Gustave hat er die Geschichte geschrieben.

Eine Geschichte von bösen Sprichwörtern.

Erzählt von R. Kuzengruber.



anche Sprichwörter sind darnach, es dürfte sie der Teufel den Beuten in den Mund gelegt haben, daß ihnen die Sünde leichter eingehe, wie gewissenlose Wirthe Bleizuder, Farbstoffe und Spiritus dem Weine zusetzen, um ihn „süßiger“ zu machen.

Solche Sprichwörter sind: Der Mensch lebt nur einmal. — „Einmal ist keinmal.“ — „Kommt Zeit, kommt Rath“, und andere mehr, die alle den Leichtgeherzten das Gewissen geschmeidig halten, indem sie vom Thun und Lassen des Menschen den Gedanken an die Verantwort-

lichkeit fernrücken und in scheinbar ganz unverfänglicher Schalkheit zur Stunde der Versuchung ihm zustüstern: „Greif zu, dummer Peter!“

Freilich, die Sprüche können nichts für ihren Gebrauch, so wenig wie der giftige Fingerhut und die Tollkirsche für das Ueble, das sie etwa anstiften, verantwortlich gemacht werden können; die legen es ja auch nicht darauf an, den Menschen an Leib und Gesundheit zu schädigen, so wenig sie davon wissen, daß sie in den Rezepten der Aerzte als Digitalis und Belladonna vorkommen und zu heilsamen Tränken verbraut werden. Es hätte ja den besten Schick und die rechte Art, wenn Einer bedächte: Der Mensch lebt nur einmal auf der Welt, daher soll er's so rechtschaffen und ehrlich, daß dies eine Mal sich auch auszahlt, daß seine Mitmenschen nicht denken, es wäre dies eine Mal schon zu viel gewesen, sondern, daß sie ihm nachsagen, er wäre ihnen zu Leid hinweggegangen. Dächte Einer so und hielt er sich darnach, der Segen seines Angedenkens käme noch seinen Kindern zu Gute. Besänne sich Einer bei allem Guten und Rechten, das er unternimmt: „Einmal ist keinmal“ und stünd' nicht an, es zu wiederholen, dann läge mehr als dreifacher Segen in den drei Worten. Sagte sich ein Anderer bei allem unbedachten Thun, zu dem ihn Haß, Eiferjucht und sonstige blinde Leidenschaften anreizen wollen: „Halt da! Kommt Zeit, kommt Rath!“ Der Mann wäre klug und rechtgesinnt.

So aber bedenkt, besinnt und sagt sich kaum Einer, der obige Sprichwörter im Munde führt. „Der Mensch

lebt nur einmal auf der Welt“, eifert Jedem an, zuzugreifen, wo etwas zu holen, an sich zu raspen, was zu haben ist; was wäre der Fuchs für ein Esel, der Sans den Kragen, den sie ihm darreißt, nicht umzudrehen, was der Marder für ein Hase, den beschlichlenen, schlafenden Hühnern nicht das Blut auszusaugen?! Was steckt denn auch Verfängliches dahinter, sich der Freuden des Lebens zu bemächtigen, mögen auch Andere ein wenig darunter zappeln müssen? Darnach fragt freilich Keiner, was eigentlich hinter den gepriesenen Freuden des Lebens steckt und ob es sich lohne, ihretwegen ein Anderes zappeln zu machen?

„Einmal ist keinmal“, sagt der Saufaus, der seinen Raufsch heimbringt. „Einmal ist keinmal“, sagt das läderliche Weibsbild, so oft es außer Haus läuft, oder inner vier Wänden Uebel thut. „Einmal ist keinmal“, sagt der junge Dieb, so oft er seine Finger nach schlechtbewachtem, fremdem Gute streckt, und insofern ist dieses Sprichwort wohl ein Wahrwort, denn bei dem einen Mal bleibt es keinmal.

„Kommt Zeit, kommt Rath“, wird oft gesagt, wo der rechte, der beste Rath zur Hand liegt und diese aus Faulheit oder Bosheit nicht darnach greifen mag.

Es war da in — Mooskirchen wollen wir den Ort nennen — ein häßiger Bauer, nahe den Bierzigen, sein Leb'lang' ist der ein lustiger Bruder gewesen, als Knecht hatte er es durch seine allzeit fröhliche Laune der Bäuerin, bei der er zuletzt im Dienste gestanden, angethan und die wohl acht Jahre ältere, noch gut erhaltene und besser bestandene Wittib geheirathet. Zwar sahen die angejessenen Bauern den neuen, vom Knechte zum Herrn gewordenen Standesgenossen anfangs scheel an, auch murmelten sie, wenn er im Wirthshause aufzog und groß that, etwas von einem Dumphen, der mehr Glück habe, als er verdiene, und er konnte es nicht gut überhören, denn sie murmelten das nicht in ihre Bärte, die Meisten hielten ihr Kinn glatt und für die Wenigen, die ein kurzes Bartbüschel an den Ohren trugen, wäre das Hineinmurmeln sehr beschwerlich und kaum durchführbar gewesen. Der Wiesner Jakob aber fragte nichts darnach und lachte und schwänkte sich in kurzer Zeit in ihren Kreis hinein, und sie ließen den närrischen Teufel, dem man nicht feind sein konnte, schließlich gerne als ihres Gleichen gelten.

Auf dem Hofe des lustigen Bauern diente von Kind auf ein junger Bursche, der Sohn blutarmer Tagelöhnersleute, denen die Bäuerin wohlwollte; als der junge Mensch zum Militär mußte, baten seine Eltern, die Bäuerin möchte ihnen doch die Gutthat erweisen, die Schwester des Soldaten, ein eben mannbares Dirndl, aufzunehmen, damit sie nunmehr die von der Schüssel wegbekämen. Die Bäuerin verstand sich dazu und ein paar Tage, bevor der Bruder einrückte und Abschied nehmen mußte, traf das Mädchen an dem neuen Unterkunftsorte ein.

Der Rekrut war ein fast menschenföhrer Bursche, er galt für Einen, der sich viel unnütze Gedanken mache, zu denen er selbst kein freundlich Gesicht zog; nie hatte man ihn mit einer Dirne schäkern sehen und nur dann lachen, wenn ihm irgend etwas zugestoßen, das ihm ganz wider den Strich ging. Bis zu dem Tode des ersten Mannes der Bäuerin und dem Dienstantritte des Wiesner Jakobs beachtete man die Sonderlichkeiten des jungen Knechtes wenig; von dem Tage aber, wo der lustige Schwerenöther, der gar bald Anlaß hatte, sich als künftigen Bauern aufzuspielen, den Fuß in die Wirthschaft setzte, war es vorbei mit den ruhigen Zeiten für den „verdangelten Sauertopf“ und das andere Ge-

finde eiferte dem „kreuzfideln“ Oberknechte und später dem neuen Herrn nach, in mehr oder minder unfeinen Spässen, Stichelreden und Schelmstücken; der aber, auf den alle boshaften Streiche angelegt waren, erregte schließlich noch den Aerger der Anderen dadurch, daß er sich von seinem so wenig merken ließ.

Nur einem Menschen schloß sich der junge, ernste Bursche an und das war ein armer, alter, buckeliger Flichschneider im Dorfe, der nebenbei auch Musik betrieb, indem er an Sonntagen in der Kirche auf dem Chore und zur Faschingszeit auf den Tanzböden die Geige strich. Oft saßen nach Feierabend in der dumpfen Werkstatt die beiden ungleichen Gesellen beisammen und der junge lauschte mit Andacht dem gerade nicht künstlerischen Spiele des alten. Was verschlug auch ein Griff daneben, wenn das Ganze ehrlich gemeint war?

Viel schwerer fiel dem angehenden Soldaten der Abschied von diesem seinem Freunde, als von der Schwester, die in seinen Augen, eben weil sie eine Dirne, doch nur eine Art untergeordnetes Geschöpf war. Mit der Kosel machte er wenig Umstände, er sagte ihr „behüt' Gott!“ ermahnte sie brav und rechtschaffen zu bleiben und reichte ihr die Hand, schalt sie — da ihr Thränen in's Auge traten — ein dummes Ding, das flehne, wo es nichts zu flehnen gäbe und nur Sorg' tragen sollt', daß sich dazu nicht anderweit ein Anlaß fände.

Der Buckelige mußte ihn aber ein paar Wegstunden außer Orts begleiten, auf ihn sprach er lebhaft ein, gedachte aller alten Erinnerungen u. erklärte, wie er sich sein'zeit auf das Wiedersehen freue; in Gesundheit und Zufriedenheit, setzte er hinzu. Endlich mußte er den müden Alten doch den Heimweg antreten lassen. Er schüttelte dem Freunde mehrmals die Hand.

„B'hüt' Gott, Thomas! B'hüt' Gott und“ — er zog die Stirne in Falten und flüsterte ihm zu — „willst mir noch eine Lieb'thun, so schau' auf mein Schwester!“

Der Alte blickte erstaunt auf. „Je, was wird da auch viel z'schau'n sein? Beim Wiesner Jakob is die gut aufg'hob'n.“

Der Junge sah ihn mit zusammengekniffenen Augen an. „Meinst?! No, nix für ungut, sollt' ich dich gleichwohl unnöthig bemüh'n, aber thu' doch, wie ich dir sag'!“

„Wie d'willst, wie d'glaubst, ich halt' dir schon d'Augen auf. Mein' Hand d'rauf!“

So schieden sie.

Auf dem Gehöfte des Wiesner Jakob wuchs die kleine Kosel zu einer gar netten, drallen Dirne heran. Die Burschen sagten ihr, wie sauber sie werde und eines Tages, als sie mit dem vollen Wasserüber unter die Stallthüre trat, strammen Ganges und die runden Arme, trotz der Schwere des Gefäßes, so nervig und prall emporgehalten, da hörte sie auch den Bauer sagen: „Schau, wie die sauber wird!“

Von der Zeit ab schäuferte er auch mit ihr wie mit den anderen Dirnen auf dem Hofe, just nicht gar fein, eben nach Bauernart, aber sie hatte deß kein Arg; Alle ließen es sich gefallen und lachten dazu und Unrechtes konnte nicht dabei sein, da selbst die Bäuerin, wenn sie dazulam, ihren Spaß daran hatte.

Kosel war ehrlicher Leute Kind und — wie das gewöhnliche Redensart — christlich auferzogen.

Als die Dirne auf Wiesner's Gehöft kam, war sie nicht besser, nicht schlechter, nicht klüger, noch frömmere wie Viele, aber so eitel wie die Meisten, und unter diesen Vielen und Meisten braucht man just nicht allein Bauerndirnen zu verstehen. Was sie vor den anderen Mägden voraus hatte, das war ihre unverbundene Jugend; aber gerade das, was sie hätte schützen sollen, das unerfahrene kindliche Wesen, ward ihr Verderben.

So schiebt denn dem noch lange keine tausend Wochen alten Kinde mit einmal der spitzbüßische Gedanke durch den Kopf, wie gar nicht übel das wäre, bei dem Bauern allen Anderen den Rang abzulaufen und da auf dem Hofe etwas vorzustellen. Sie dachte sich das so lustig, wie sie die Andern alle ärgern und den Bauern zum Besten haben wollte, und nun begann sie, wenn er in seiner ungeschlachten Weise sie neckte, sich zu zieren; sie suchte durch Uebelnehmen, Aufbegehren, Maulen und Trogen zu erproben, was er sich wohl von ihr gefallen lassen würde.

Er aber lachte nur dazu, das Gleiche that hinter ihrem Rücken das Gesinde, bei dem es nun für ausgemacht galt, „die Kosel wär' ganz nährisch in'n Bauern g'schossen“; an sie aber schlich man heran, zog bedeutsam die Augenbrauen empor und raunte ihr zu: „man merke wohl, der wär' schon ganz aus der Weiß' in sie verliebt.“

Bei einem Bauern, der streng und stramm seine Wirthschaft leitet und auf Zucht und Ehr' im Haus und unter dem Gesinde hält, hätte die Dirne zu derlei gefährlichem Spiel weder Anlaß noch Zeit gefunden; auch ein minder Gestrenger würde wohl Ehrbarkeit halber, um sich vor dem Gesinde nichts zu vergeben, der Jungmagd das ärgerliche Wesen bald verleidet haben, aber der Wiesner Jakob, der seinem Anwesen nicht viel anders, wie als ehemaliger Großknecht vorstand, der fragte wenig nach dem Schicksamen und war nicht der Mann dazu, sich und Anderen einen Spaß zu verderben, er drückte gerne ein Auge zu, wo er einen solchen um die Wege glaubte.

So nasführten sich denn die beiden Leute eine geraume Weil' über, bis der alte Fuchs dachte, ob es nicht eigentlich doch das Lustigste wäre, wenn er dem jungen Gänschen ernstlich an den Kragen ginge?

„Ja, lustig wohl, schön just nicht!“

Die armen Tagelöhnerleut' hatten das unbescholtene Kind auf Treu' und Glauben daher an Ort geschickt und vermeinten es in bester Obhut, und was konnte alles für Verdrießlichkeit, Ungelegenheit und Ueberlast aus einem Mißbrauche dieses Vertrauens entstehen?

„Ei ja!“ sagte sich der Wiesner. „Aber den Teufel



„Laß gut sein“, sprach Wiesner. „Kommt Zeit, kommt Rath!“

auch (er hatte nicht Unrecht, den dabei heranzuziehen), bin ich's nicht, so ist's ein And'rer. Entgeht mir der Spaß, möcht's mich mein Lebtag reuen. (Viele Leute bereuen die begangenen Sünden nicht halb so oft und aufrichtig, wie die unterlassenen.) Man muß auch nit gleich immer auf's Aergste denken, was folgen könnt', weiß ich doch von mir und Andern, wie oft wir Schiefriqs angefaßt haben und 's is allzeit glatt abgelaufen: machet' sich da Ein's Gedanken, höret' sich alle Freud' auf und der Mensch lebt nur einmal auf der Welt!

So war der Bauer mit sich in's — Unreine gekommen.

Welcher Beschmeichelungen, Bethörungen, wohl auch Einschüchterungen er sich gegen die Dirne bediente, mag unerzählt bleiben; genug, er spielte falsches Spiel und — sonderbar — derselbe Trumpf, mit dem er die arme Magd ihrem guten Engel abgewann: „Einmal ist keinmal“, sollte ihm den Teufel vom Leibe halten. „Einmal ist ja keinmal!“

Er versuchte auch so fort gegen Rosel fremd zu thun und sich von ihr fern zu halten, aber sie war zu stolz, sich das gefallen zu lassen und findig genug, um es herauszuhaben, daß sie, wie der Handel nun liege, den Bauern, der aus Feigheit vor ihr davonliefe, wohl auch zwingen könne, ihr — ebenfalls aus Feigheit — wieder nachzulaufen. Bei den kurzen Begegnungen, wo er ihr nicht ausweichen konnte, trug sie bald leidend und traurig, bald frech und aufdringlich eine Vertraulichkeit zur Schau, die ihn erschreckte und einschüchterte und schließlich veranlaßte, sich mit ihr wieder auf guten Fuß zu stellen, und in kurzer Zeit merkte er an der Schlaueit, mit der sie ihn gegen Leute, die ihr nicht zu Gesicht standen, aufzubezug wußte, an der Entschiedenheit, mit der sie ihren Vortheil über ihn verfolgte, daß es die eitle Dirne eigentlich darauf abgesehen habe, ihn, so lang und breit er war, in die Tasche zu schieben.

Da hörte nun doch für den Wiesner Jakob aller Spaß auf, er begann zu bangen und zu sorgen. Das konnte nimmer länger so fortgehen. Wohin sollte es auch führen? Es mußte ein Ende damit haben! Er aber wußte ihm umsonst eines zu finden, da sich mit einmal in das Ganze ein neuer Knoten hineinverflocht.

An einem frühen Morgen kam ihm die Jungmagd in den Garten nachgeschlichen, warf sich ihm an den Hals und that ein Geständniß, das unter zweien Leuten, die sich in Treuen und Ehren angehören, helle Freude hervorzurufen pflegt, wobei das Weib beschämt und der Mann fast etwas großthuerisch vor sich hinblidte und

die beiden lieben, verlegenen, gar ein wenig verblüfften Gesichter mit gesundem Roth sich färben; hier stammelte sie es in herzbeklemmender Angst und er hörte es mit erschauerndem Schreck und Beide starrten sich bleich und sprachlos an.

Eine geraume Weile standen sie so, der Bauer mit niedergeschlagenen Augen und die Dirne rathlos zu ihm aufblickend, da machte er sich von ihren Armen frei, strich sich das schon ergrauende Haar von der schweißtriefenden Stirne und sagte: „Laß gut sein; bereden und überlegen wir's später, noch eilt's nit. Kommt Zeit, kommt Rath!“

Damit ging er hinweg.

So geht es ja für gewöhnlich. Wenn Einen die Folgen einer That plötzlich sehen machen, die er ohne Kopf begangen, so hat er den nicht erst darüber zu verlieren, daß er ihn aber in solcher Lage wieder fände, gehört zu den seltensten Ausnahmen.

Und wie nahe hätte auch da noch der rechte Rath gelegen, Bauer, wenn du nicht mit Eignisucht, Leichtsinne, Schwänken und Schnurren vollgestopft gewesen wärest, wie eine Kinderpuppe mit Sägspänen, sondern auch Herz im Leibe gehabt hättest! Das würde dir zugerufen haben: „Nun du es sträflicher Weis' einmal arg gemacht hast, so verhüte doch, daß es ärger komme! Beruhige die Dirne über die nächste Zukunft, die ihr bevorsteht, treib' sie nicht zur Verzweiflung.“

So hätte, wie die Dinge nun einmal lagen, doch das Uebel noch leidlich ablaufen können.

Aber es dünkte ihm närrisch, einer solchen „verhöllten“ Geschichte wegen tief in den Sack lang zu sollen. Pah, mehr als Einer war auch nicht gewissenhafter und mehr als

Eine schickte sich gemach in das, was kam und läuft heute noch auf der Welt herum. Am Besten man läßt das die Weibsleute allein ausbaden, so kommt ihnen mit der Zeit auch Rath.

Er ließ es die Dirne auch allein ausbaden. Der Bäuerin war mittlerweile das Wesen und Treiben der Jungmagd doch unlauter vorgekommen, sie drang bei dem Bauern auf deren Entfernung und der Wiesner, dem dies ganz erwünscht kam und der dadurch gleichzeitig den Verdacht seines Weibes zu entkräften suchte, überließ es der Alten, Rosel Knall und Fall aus dem Hause zu jagen.

Der war ihre Zeit immer näher und näher gekommen, aber fremder Rath weggeblieben und eigenen fand sie keinen. Derjenige, der ihr zu rathen berufen, ja verpflichtet war, wußte jeder Begegnung auszuweichen, und jetzt, wo sie, auf die Straße geworfen, mit trockenen, unfteten Augen nach dem Gehöfite starrte, sah er gar nicht daheim, war nach „auswärts“ gelaufen



Man sah es vom Gehöfite aus, wie sie drohend gegen dasselbe den Arm schüttelte.

und kehrte wohl nicht früher wieder, bis er dachte, daß nun Alles geschehen und vorbei.

Wohin nun? Zu den Eltern?

Ihre Finger, die das Tuch mit den wenigen Habseligkeiten hielten, krampften sich bei dem Gedanken ineinander. Nie konnte sie so, wie sie war, es wagen, unter die zerlumpten, nach Brot schreienden Geschwister, vor die durch Noth und Elend verhärteten und erbitterten Eltern zu treten; sie mußte fürchten, Mißhandlungen zu erleiden.

Nur der Bauer, er allein war an allem ihrem Jammer schuld. Hätte sie ihn nie mit Augen gesehen, ihr wär' all' das gebrannte Herzleid, alle Demüthigung vor sich selbst und vor der Welt, unter der sie zur Stunde litt, erspart geblieben. Sie hatte allerdings Recht, auch dann Recht, wenn er etwa dagegen gehöhnt hätte, wenn er nicht, so wär' es eben ein Anderer gewesen, der sich ihre Unerfahrenheit zu Nut' gemacht, denn daran konnte sie wohl zweifeln, ob ein Anderer in gleichem Falle auch so an ihr gehandelt haben würde.

Man sah es vom Gesichte aus, wie sie drohend gegen daselbe den Arm schüttelte, dann ging sie langsam hinweg über die Wiesengründe und verschwand im nahen Walde.

Nach Mitternacht machte eine lohende Brandröthe ganz Mooskirchen lebendig und durcheinanderlaufen. Der nahe dem Wiesner'schen Hofe auf freiem Felde stehende „Stabel“ brannte lichterloh. Es war das ein Gebäude aus Riegelwänden, mit einem Bretterdache darüber und Heu- und Strohvorräthen darin. Als die Leute herzugelassen kamen, war nichts mehr zu retten, so blieben sie denn gaffend und plaudernd in der Nähe der Brandstätte stehen und sahen dem Feuer zu; gerade als sie am eifrigsten darüber stritten, ob letzteres gelegt oder durch die Feuchtigkeit des Heues veranlaßt worden sei, brach unter fürchterlichem Getraße das Dach ein, die Wände barsten und trümmerten hinterher, und aus dem dampfenden Geschütze stoben die Funken, dann leckten noch hie und da Flammenzungen hervor, endlich stieg nur mehr ein schwarzer Qualm auf, der vor dem Winde her in die Haide hinaus trieb.

Gleich nach dem gewaltigen Lärm war man ein wenig eingeschüchtert und raunte sich nur Bemerkungen zu, die diesmal nicht mehr dem Feuer, sondern den davon Betroffenen galten. Man bemitleidete die Bäuerin, die händeringend und heulend die Brandstätte umkreiste, und fand, daß der Wiesner Jakob, der das arme Weib so allein verzagen ließ, doch ein gar zu ausbündiger Lump sei; statt der armen Seel' ihre Bekümmerniß tragen zu helfen, liege der Süßling im Bette und schlafe seinen Kausch aus, denn im Wirthshause war er heute von Vielen gesehen worden und früh dahingekommen und spät davongegangen.

Als es nichts mehr zu schauen gab, verloren sich die Leute allmählig, wobei sie wieder lauter wurden; dagegen wurde die Bäuerin, die bisher am lautesten gewesen, nachdem sie gesehen, daß kein Span und kein Halm übergeblieben, ganz stille und schlich langsam nach dem Hofe zurück.

Am nächsten Morgen machte man eine grausige Entdeckung; inmitten der Brandtrümmer fand man einen verholten und verstümmelten weiblichen Leichnam. Die herbeigerufene, gerichtliche Commission war bald in der Lage, die aufgefundenen Ueberreste für jene der Jungmagd Rosel zu erklären, die Verstümmelungen rührten offenbar von dem stürzenden Gebälk und Mauerwerk her; nach den Zeugenaussagen des bei Wiesner bediensteten Gefindes, sowie aus den Ergebnissen der ärztlichen Beschau war es nur allzu wahrscheinlich und nahe-

liegend, daß die über ihre Wegjagung erbitterte Dirne den Schuppen aus Noche in Brand gesteckt, wobei sie entweder selbst den Tod in den Flammen gesucht habe, um der drohenden Schande zu entgehen, oder durch Zufall verunglückt sei. Im Pfarramte, zu welchem Mooskirchen gehörte, schloß man sich dieser lekten, milderen Auffassung an, welche der Verunglückten ein Grab in geweihter Erde sicherte. Der Wiesner Jakob gewann durch sein Verhalten in dieser traurigen Angelegenheit wieder etwas an Ansehen bei den Leuten, man nannte ihn einen leichtsinnigen, aber guten Kerl, da er der Todten nichts nachtrug, sondern alle Kosten für deren Beerdigung bestritt, die in aller Stille vor sich ging. Zur zweiten Mitternacht nach jenem Brande sah schon der weite Himmel mit seinen blinkenden Sternen und der fahlen Mondstichel auf das Grab der Jungmagd hernieder.

Als man den auffallend kleinen Sarg in die Grube gesenkt hatte, war auch der bucklige Flickschneider dabei gestanden. Er hielt die Augen zu Boden gesenkt und oft schauerte er zusammen, als ob ihn das Fieber schüttelte, sodas ihn die Nächststehenden befragten, was ihm sei. Er sagte, ihm fehle nichts.

An dem Grabe sah man ihn zuletzt, dann war er aus dem Dorfe verschwunden.

Am zweiten Morgen darauf sah man ihn in einer kleinen Garnisonsstadt in der Kantine der Kaserne des dort stationirten Infanterie-Regiments; der Bruder Rosels befand sich an seiner Seite.

Außer den Beiden war kein Gast in der Stube, der Wirth war hinter dem Schantische eingebuckelt und nickte vor sich, unzählige Fliegen trieben ihr unflätiges Wesen und jagten in dichten, surrenden Schwärmen von Ort zu Ort.

Der Soldat starrte schweigend auf die Tischplatte, der Bucklige beobachtete ihn mit ängstlichen Blicken, plötzlich erfaßte er mit beiden Händen die Rechte, die Jener mechanisch nach dem Weinglase ausstreckte. „Weit“, rief er, „Weit, du wirst mir's nie und nimmer verzeihen können!“

„Was denn?“ fragte der Soldat erstaunt aufblickend, „Was kannst denn du dafür? Die Rosel, obwohl meine Schwester, war halt auch nit g'scheidter wie die Meisten. Ich hab's doch nit so g'meint, wie ich dich damals gebeten, auf sie zu schau'n, daß ich dich für sie verantwortlich machen möcht'. Will Eine ein' Dummheit begehen, hilft alles Abmahnen und Hüten nit. Mein Gott, das arme Mensch war halt vorwitzig und nun is's vielleicht besser für sie“, — er verzog wehmüthig lächelnd den Mund — „daß ihr 's vorzeitig' End' erspart hat, völlig zu erleben, was noch nachkommen wär. Gott tröst' s!“

„Nein, nein, Weit“, keuchte der Flickschneider, die Hände abwehrend schüttelnd und dann ineinander ringend, „du weißt nit Alles. Wär' ich nit von Mutterleid her so ein verhöllter, elendiger Krüppel, die Rosel lebet' vielleicht heut' noch!“

„Bist irr?“

„Gar nit, Weit, gar nit. Aber bedenk', es is doch ein schredlich' End', was die Dirn' g'nommen hat, ich mußt' dich doch erst vorbereiten, ich mußt' doch erst wissen, wie d' dich hineinschießt in das G'scheh'ne, eh' ich dir reden tann, was ich muthmaß' vom Hergang.“ Er neigte sich vor und flüsterte: „Das war kein Selbstmord, — das war kein Verunglücken, — das war ein anderes.“

„Thomas!“ schrie der Soldat erschreckt auf.

Der Alte hielt die Hand vor den Mund und winkte mit den Augen nach dem schlummernden Wirth hinüber, dann fuhr er leise fort: „Hör' mich an, du weißt,

wenn ich beim Fenster auf'm Werftisch sitz', so zähl' ich 'm goldenen Hirschen' gegenüber die Gäst' in die Stuben und weiß auch, wer trocken vorüberläuft. An dem Tag, der ihr letzter auf'm G'höft war und auf Erden sein sollt', hab' ich die Kofel so gegen Abend fünf Uhr, mit'm Bündel unter'm Arm, eilig daherrennen geseh'n, beim Hirschen fährt s' mit einmal, wie nit g'scheidt, zum Hausstur h'nein und steht und pakt, und auch gar nit lang', so kommt von der andern Seit' der Wiesner Jakob ang'stiegen. Er mocht' wohl im Nachbarsort schon 'n Wein verkost't haben, denn er hat ein brennroth G'sicht g'habt, die Weste war aufgetnöpft und 's Halstuch gelodert, aber 'm Gang nach hat man ihm nit nit antennt. Er biegt in'n Thorweg beim Hirschen ein und is nit schlecht z'samm'ng'fahren,

wie da mit Eins die Dirn' auf ihn zusträt. Hart am Leib, grad' unter d' Augen hat s' auf ihn eing'redt, da stößt er s' von sich weg, sie aber hält'n beim Arm zurück. Ang'schaut haben sich die zwei Leut' so bösarzig und wild, als möcht' Eins 's Andere am liebsten vergiften. Die Kofel hat ein paarmal hinter sich g'wiefen, nach'm Wiesner'schen Anweisen zu, u. der Bauer hat mit'm Kopf gedeut'wie Einer, der weil's schon sein muß, Ja sagt; dann waren s', eh' ich noch von dem Stuch, den ich grad' gethan hab', aufschauen konnt', auseinander.

„Nach Feierabend hab' ich mich vor d' Thür auf's Bankel gesetzt und mein' Pfeifen g'raucht. Ein'n um 'n Andern hab' ich drüben aus'm Wirthshaus kommen und heimgehen g'seh'n, nur 'n Wiesner Jakob nit, der is verblieb'n. Ei, dent' ich mir, Lump, so lauf', bis nit mehr in dich h'neingeht. Geh' mich vom Sig, geh' in's Haus und leg' mich zur Ruh'. In der Nacht werd' ich munter, jußt wie der Wächter die erste Stund' auschreit, gleich darauf hör' ich 'n herantommen und mit wem, der vor'm Haus auf mein' Bankel g'sessen sein muß, zu streiten anheb'n, und an der Stimm', die 'n sich fortscheer'n heißt, wo er nit z' suchen hätt' und 'n nit angäng, erkenn' ich d' Kofel. Jesses, fällt mer ein, der Häscher weiß sich für d' heut'ig' Nacht kein Unterstand. Ich fahr' also aus'm Bett' raus, beginn' mich anzuzieh'n, ich wollt' nebenan die alte Berghoferin

weden und die Dirn' h'reinnehmen zu uns. Während ich mich noch beeil', daß ich in's G'wand find', kommt drüben der Wiesner aus'm Hirschen, an mein'm Fenster huscht's vorüber ihm nach, und wie ich endlich 'n Rock überg'habt hab' und auf d' Straß' hinaustret', seh' ich schon ein gut Stück vor mir die zwei Leut' daherrennen. No, heraus war ich einmal, so bin ich ihnen nach. Ich g'steh's frei, wie ich mir da Zeit, Gelegenheit und alles Geschehene zusamm'gereimt hab', is mir schon bang g'west, sie gingen nit auf guten Wegen. Mit dem Tornister, den mir unser Herrgott schon in der Wiegen auf'n Rücken g'schnallt, und 'm schwachen G'stell, auf das er mich g'legt hat, war mir's nit möglich, daß ich sie einhol'; die Dirn' is flink ausg'schritten und der Bauer hinterher auf'n Füßen, als hätt' er 'n Tag über nit wie lauter Wasser getrunken. Daß s' aber irgend wohinzu nach ein'm Ort trachten, war mir klar, und da konnt' ich doch wohl an sie h'rantommen und wann's gift, bei der Hand sein.“

„Mit wahr war's, Zeit, nit wahr! Ein' Flintern, ein' weniger G'schrechten, ein' ganzen Mann hätt' ich aus'n Federn auf-trommeln und ihnen nachjagen sollen, nit, daß ich elends Halbmandel mich 'n langen Weg abmüd' und am Ort dasteh', selber ein' Beistand benöthig'nd! Daß ich mich in derselben Nacht auf mich allein verlassen hab', wird mir für all'

mein' noch übrige Lebzeit schwer auf'm Herzen liegen; aber die Gil' bedenk', Weit, und die Hast, in der Alles vorg'gangen is, und daß ich doch — um Jesu Willen — nit g'faßt sein konnt' auf ein' solchen Ausgang, daß ich mir nit denken konnt'...“

Der Soldat schüttelte den Kopf: „Red' nit herum, erzähl' weiter!“

Der Ducklige seufzte tief auf: „Ach, ich wüßt' nit, was ich drum gäb', wann ich nicht erlebt hätt', was jetzt kommt! Du weißt ja, daß die Straßen außerm Ort um das Wiesner'sche Gehöft eine Beugung macht, dahinter lauft s' wieder grad' fort wie eh'nder, dort münd't auch der schmale Steig ein, der über d' Wiesen nach dem dreimal versuchten Stadel führt. Bis zu der Beugung hab' ich d' Kofel und 'n Bauern im Aug' behalten, dort sein s' verschwunden, und wie ich hernach



Man bemerkt die Bäuerin, die händerringend die Brandstätte umkreiste.

aufser Athem an Ort komm', war weit und breit, nit auf Strahlen noch Steig, ein' lebendige Seel' mehr zu seh'n. Wunder g'nommen hatt's mich wohl, wenn der Wiesner die Dirn' auf'n Hof g'führt hatt', aber wo' sonst sollten hingekommen sein, konnt' ich mir nit gleich denken; so bin ich denn längs 'm Zaun um's G'höft g'schlichen, ob ich nichts erlausch'. Nichts — nichts war zu vernehmen, noch zu sehen, im Baumgarten haben verschlafene Vögel in den Nesten g'stattert, durch d'Rückwand vom Stall hab' ich Rind und Kof p'snauchen g'hört, ein' Viertelstund' mocht' ich mich schon herumgetrieben hab'n, just wollt' ich mir einreden, ich wär' a Narr und nit Arg's um die Weg' g'west und dent' auf d' Strahlen hindor und heimz'geh'n, denn ich bin hinterm Haus am rückwärtigen Zaun g'lehnt, da macht mich wieder, wie schon früher an der nämlichen Stell', ein Lärm aufhören, als ob nit unweit, aber auch nit nah, Zwei streiteten, und wie ich noch 'n Hals red', hör' ich über d' Wiesen her ein' Schrei, der mir durch Mark und Bein g'gangen is, dann noch ein' — diesmal deutlich vom Heustadel h'rüber — darauf war Alles still. Ich wußt's, auf 'n ersten Ruf hatt' ich zustürzen sollen, aber 's Herz hat mir geschlagen, als wollt's zum Hals h'raus und die Füß' haben mir versagt, am Zaun muß' ich mich anklammern, um nit hinz'fallen vor Schreck, und wie ich da noch mit Müß' mich aufrecht halt', kommt der Wiesner querüber, 'n kürzesten Weg, vom Schuppen dahergeannt, die Augen heraus, das Haar wirr; mir war, als hatt' ich auch Blutsteden geseh'n an ihm; keine zwei Schritt von mir springt er mit ein'm Saß über'n Zaun, und in dem Augenblick hat sich Alles vor mir im Kreis zu drehen angehoben und ich war nimmer bei mir. Wie ich wieder zur Besinnung komm', schlägt drüben auch schon 's helle Feuer zum Dach hinaus. Mit lang', so war Alles um und um schwarz vor zugelaufenen Leuten, ich aber bin völlig krank heimg'schlichen, kein' Aug' hab' ich seither Nachts zugebracht, ich hab' nur abgewartet, wie die Herren vom Gericht die Sach' sich zurechtlegen werden, dann bin ich her zu dir."

"Ich dank' dir, Thomas", sagte der Soldat, sich ruhig vom Stuhle erhebend und dem Alten die Hand darreichend. "Du kannst doch dein Erzähltes beenden?"

Der Bucklige nickte.

"Gut, dann komm' mit."

"Wohin?" — Recht suchen!"

Der Wiesner saß in seinem Baumgarten an einem rohgezimmerten Tische, die Pfeife war ihm ausgegangen, er hatte den Kopf auf die Rechte gestützt und schien nachzudenken. Mit einmal rief es über den Zaun: "Gut'n Abend, Bauer."

Wiesner blickte auf und entfärbte sich ein wenig, der Grüßende war ein Landjäger. "Auch 'n guten Abend", murkte er diesem zu. "Was giebt's denn?"

"Nichts. Auf der Streif' sind wir."

"Auf der Streif'? Wo habt's denn euern Kameraden g'lassen?"

"Der plaudert im Hof mit der Bäuerin."

"Und ös (ihr) da mit mir. No, mit 'm Plaudern werdet's wohl keine Spitzbuben fangen, die laufen derweil unang'halten auf der Strahlen vorbei."

"Mein Gott, die H'rumsromer, die kommen Ein'm nit aus und die Ang'fessenen, die laufen Ein'm nit davon. Der Mensch kann nit allweil fleißig sein, er will ein wengerl rasten auch. Verlaubt's schon." Der Schandarm schwang sich über den Zaun und setzte sich neben Wiesner, der mißtrauisch und abgünstig blickend, auf der Bank zurückte.

"Schaut, und wenn man auch feiert", — fuhr der Landjäger fort, — "so kann man doch 's Feiern nit lassen, das bringt so 's Geschäft mit sich. Da war ich jetzt, weil ich mir nit G'scheidters zu thun wußt', auf der Brandstatt da drüben", — er wies nach dem in Trümmern liegenden Stadel, — "und hab' richtig in dem Geschütt' was gefunden." Er zog ein packfongenes Feuerzeug aus der Tasche und legte es auf den Tisch. "Das is ja mein", sagte der Bauer, die Hand darnach ausstreckend.

"So? Seit wann verloren?"

"Das h'inn' ich mich nit, 's liegt doch kein Werth drauf. Gebt's her!"

"Bewahr', 's is ein corpus delicti."

"Der Schmarr'n? No, nur anschau'n lassen. Vielleicht irr' ich mich gar."

Der Landjäger hielt ihm das Büchchen ganz nahe unter die Augen, und als der Wiesner sagte: "Is eh' so, war niemal mein", drehte er es rasch um. "No, schau', Bauer, 's is doch merkwürdig, daß da auf'm Schildplatt mit ein'm Messer eingekratzt die Buchstaben J. W. steh'n. Doch das wird sich schon weisen, wenn's ang'hört hat."

Der Bauer fuhr von der Bank empor und schrie, auf den Tisch schlagend: "Was wollt's damit sagen? Ich frag'..."

Der Landjäger war gleichfalls aufgestanden und faßte ihn am Arme. "Sei g'scheidt, Wiesner Jakob, ich verlang' nit, daß d'dich h'neinreß't, sorg' du lieber, wie d'dich herauszureden vermagst; mitnehmen werd'n wir dich wohl müssen."

Vom andern Ende des Gartens her funkelte im Abenddämmerung ein Bajonett.

"Mitnehmen? Mich?" tobte der Bauer. "Mocht' wissen auf was hin? Weil ihr da ein Quark auffindet, wie 'n Tausend in Säcken mittragen?!"

Der zweite Landjäger war hinzugekommen, er legte ein kleines Bündel auf den Tisch und sagte, mit seinem Kameraden einen Blick wechselnd: "Gesunden."

Der Bauer starrte auf das Päckchen. "Und was is das?" leuchte er, darnach den Arm ausstreckend. "Was wollt' ihr mir da wieder enttragen, ihr Dieb' —"

"Nichts, wie ein' Weste und ein Hemd, die d'eh' nimmer tragen wirft, weil Blutsteden drauf sein."

Da schlugen dem Bauern die Bähne aneinander, er sank auf die Bank zurück und im Nu waren ihm Handschellen angelegt. Die beiden Landjäger hoben den willen- und kraftlosen Menschen über den Zaun, führten ihn eine kurze Strecke, da stand ein Wagen bereit, auf den wurde der Gefangene gesetzt, rechts und links von ihm nahmen seine Wächter Platz und das Gefährt schoß schnell dahin.

Erst nach einer geraumen Weile kamen Leute, welche Näheres zu erfahren hofften, aus dem Dorfe herzugeannt und brachten die Nachricht von Wiesners Verhaftung auf dessen Hof. Die Bäuerin hatte just einen Pfannkuchen über dem Feuer, welcher den beiden Landjägern zugebacht war, deren Zuspruch sie sehr ehrenvoll für's Haus hielt; da sie nun aber nichts Anderes hinter dem Vorgange zu mutmaßen vermochte, als "wieder so 'ne Bauern-Selatur von Seit' der Gerichtsherrn", so nahm sie scheltend die Pfanne vom Herde, trug sie nach ihrer Stube und aß sie unter Wachebeleidigungen und mit gutem Appetite rein aus.

Die Lust zum Schelten wie zum Essen würde der armen Alten vergangen sein, hätte sie die Wahrheit geahnt; als diese an's Licht kam, hatte sie schwer genug daran zu tragen und ward ihres Lebens nimmer froh.

Als der Jämmerling zum Verhöre vor den Richter gebracht wurde, zerfloß er in Thränen; er behauptete einzusehen, was für ein Schuft er gewesen und heulte über das Loos, das ihm bevorstand; es ist aber höchst wahrscheinlich, daß ihn, wie die meisten herzlosen Missethäter, mehr die Aussicht auf den Galgen, als die Einsicht in sein Inneres so weich stimmte.

Nachdem ihm vorgehalten worden, was das Gericht in Erfahrung gebracht hatte, erzählte er auch, was man sonst zu wissen wünschte, den Hergang.

Als er jenen Tag unter die Einfahrt des „goldenen Hirschen“ trat, wo die Dirne ihm aufslauerte, stürzte diese mit den Worten auf ihn zu: „Ah, da bist ja! Weißt du davon? Wann nit, so sag' ich dir's: Dein' Bäuerin hat mich heut' fortgejagt. Da bin ich jetzt, wie ich geh' und steh'. Was fang' ich nun an?“ Darauf habe er ihr bedeutet, daß ihn das nichts angehe und sie weggestoßen. Hierauf wurde er von ihr am Arme zurückgehalten und sie verlangte von ihm, daß er hinauf nach seinem Heustadel käme, wo sie sich aussprechen wolle. Das habe er ihr, um sie los zu werden, zugesagt, auch, daß er sie nicht allzulange warten lassen

würde; worauf sie sich entfernte. Er ging in die Wirthsstube und hatte, als er diese als letzter Gast verließ, völlig auf die Dirne vergessen gehabt, plötzlich sei die, wie aus dem Boden gewachsen, neben ihm gestanden und dann unter fortwährenden Schimpfreden u. Drohungen neben ihm des Weges dahergelaufen.

Bei seinem Gehöfte bog der Wiesner ab und ging (wie er zu Protokoll gab) der Dirn „zu Lieb und um auszuforschen, was die gegen ihn plane“, nach dem Stadel. Hinter ihnen beiden verrammelte er die Thüre, indem er eine Egge dagegen lehnte, er that dies absichtslos, denn obgleich ihm schon öfter unterwegs über die Reden der Dirne die Fäuste gejackt hätten, so dachte er doch nicht daran, sich an ihr zu vergreifen, hoffte vielmehr, am Orte würde des Geschimpfes ein Ende sein und die Rosel „gescheidt mit ihr reden lassen.“

Auf sein Zusprechen, sich zu schicken und hineinzufinden, worin sich Hunderte und wobei eigentlich nichts um, noch an sei, habe ihm die Dirne höhnisch in's Gesicht gelacht; trotzdem ihm da zu Muthe geworden, ihr eher Arges als Liebes zu thun, hätte er doch an sich gehalten und gefragt, wie er Frieden mit ihr machen könne. Hierauf erklärte sie, daß er damit zu spät käme; nach dem, was heute vorgefallen, dem Ausjagen und dem feigen Versteckenspiel mit ihr, traue sie ihm nimmer, gäbe es keinen Frieden mehr zwischen ihnen, sondern nur Streit. Sie drohte, vorab der Bäuerin Alles zu verrathen, dann in die Gerichte zu gehen, sie würd' es nicht müde werden, seine Schlechtigkeit unter die Leute zu tragen und diese wider ihn zu verheßen, so lange er lebe und so lange sie leben bleibe!

Da habe ihn eine heillose Wuth überkommen, daß die Dirne so nichts Besseres wär' wie irgend eine Andere auch, einer solchen einfältigen Dummheit hal-

ber, ihn nicht nur am Gut schädigen, sondern auch seinen Hausfrieden untergraben, seinen Ruf zernichten wolle! Seiner nicht mehr mächtig, langte er nach einer Hengabel und schwang deren Stiel, dachte wohl nur die Dirn' durch sein wildes Wesen einzuschüchtern, als aber die mit breitgezogenem Maul an ihm vorüber zur Thüre ging und dort die Egge anfaßte, um hinaus und weg zu wischen . . . da habe er den ersten Schlag nach ihr geführt.

Sie brach schreiend zusammen.

Nun war's einmal so weit und da ist's dem Wiesner durch's Hirn gefahren: „Soll sich Einer 's ganz' Dasein von einer solchen böshaftern Kreatur vertheidigen und verschänden lassen?! 's ganze, denn sie will's, so lang' sie lebt und wär' im Vortheil als die Jüngere. Der Mensch lebt nur einmal auf der Welt, — wehr' dich darum, — und was ihm zu Troß, lebt auch nit öfter und darnach kehrt es nicht wieder und heißt nimmer und wenn Einer das Aergste unternimmt, einmal is keinmal, wenn er sich nit dabei erweisen laßt, und dafür, es zu verbergen, daß es nit an's Licht bringt, kommt Zeit, kommt Rath!“

Nochmal holte er aus, da that sie einen zweiten Schrei, und er schlug zu. Nun habe er Zündhölzer angebrannt, um zu sehen, ob sie noch athme, und da er sie todt gefunden, warf er den Leichnam in's Heu und brannte dieses an. Hierauf entließ er an's dem Schuppen. Den buckligen Fledschneider habe er wohl wahrgenommen, aber in der Aufregung nicht gewußt, sei es ein wirklicher, lebender Mensch oder nur ein „Einbilden.“

Nach der Verurteilung Rosels wär' ihm gemessen, als fielen ihm ein Stein vom Herzen, und er habe bei sich beschlossen gehabt, — wenn es nicht auffäme, — ein anderer Mensch zu werden und sich fürder auf keine „Dummheiten“ einzulassen.

So kurz wie der Hergang, war auch der Ausgang; der

Wiesner wurde zum Tode durch den Strang verurtheilt. Als man ihn ausführte, da mochte er wohl aus tiefgeängstigter Seele wünschen, das eine Mal, das er auf der Welt lebte, auch so gelebt zu haben, wie Leute, die sich vor Augen halten, daß dieses eine Mal nicht kein Mal, sondern für allemal sei, sich durch diese Einsicht an ihrer Ehre aufgefordert fühlen, strenge gegen sich und milde gegen Andere zu sein, und darin wohlberathen sich finden bis zu der Stunde, wo keine Zeit mehr kommt und es keines Rathes mehr bedarf.

Das großartige Meer.

Ein auswanderungslustiger Chemann suchte seiner Frau die Großartigkeit des Meeres damit zu beweisen, daß von Bremen bis New-York nicht ein einziges Wirthshaus zu finden, worauf die seit her der Auswanderung abgeneigte Ehehälfte „wegen dieser Großartigkeit des Meeres“ der Reiseplänen des Gatten sich gefügig zeigte.



Der zweite Landjäger legte ein kleines Bündel auf den Tisch und sagte zu seinem Kameraden: „Gesunden“.

Ritter Eberle.

Der Herzog von Gerolstein besitzt unter andern vielen schönen Dingen, die er von seinen erlauchten Ahnen ererbt, auch das prächtige Schloß Hohen-Geiersburg. Die Geiersburg liegt auf einer hohen, steilen, in einen blauen See hineinragenden Bergnahe und gewährt einen Ausblick weit hinaus in die Lande. Wie Nürnberger Spielzeug liegen Hunderte von Städten, Dörfern und Häusern zu ihren Füßen um den glänzenden Seespiegel in der grünen Ebene, und drüber hinaus ragen die schneebedeckten Gipfel der Alpen. Schön, wunderbar schön ist die Burg mit ihren Zinnen und Thürmen, aber das Schönste drin ist der alte, riesiggroße Rittersaal mit seiner holzgetäfelten Decke, aus dessen hohen Fenstern das trunkene Auge die herrliche Ge-

gend überblickt. Die Wände des Saales zieren die Bilder der Ahnen des Gerolsteinischen Hauses. Geharnschte Krieger, Bischöfe mit Mitra u. Stab, Staatsmänner in spanischen Sammetmänteln, Frauen in steifen Halsfrauen u. hold selige Fräuleins mit zierlichen Melkensträuß-

lein in den Händen, schauen aus schweren dunkeln Holzrahmen verwundert herab auf den glänzend gebohten Parketboden, als könnten sie sich nicht recht finden in die neue Zeit.

Der Herzog freut sich des Besitzes seines Schlosses, und wenn er auch nur zeitweilig sich dort aufhält, so verwendet er doch große Summen auf dessen Erhaltung und Verschönerung. So ließ er in dem letzten Jahre durch einen tüchtigen Künstler für die hohen Boagen gemalte Fenster anfertigen statt der alten Buzenscheiben. Oben in die zierlich ausgemeißelten Blumen und Ranken sollten auf Rath seiner Baumeister farbige Glastafeln eingefügt werden, durch welche das Sonnenlicht den weiten Raum in magischem Schimmer erglänzen machte. Diese Schreiben zu schneiden und einzusetzen, hatte der Architekt einen tüchtigen, kunstverständigen Mann aufgefunden —

es war der Glasermeister Hans Adam Eberle aus dem benachbarten Städtlein Seehausen.

Meister Eberle, ein langer, magerer Hagestolz, war ein geschickter, fleißiger Mann, grundehrlich, nüchtern und brav, aber — er hatte Ratten im Kopfe, wie man zu sagen pflegt. Er schwärmte für die Ritterzeit und oft sahen ihn seine Nachbarn in der Werkstatt stehen und mit einem großen Lineal grimmige Lusthiebe schlagen oder in seinem Garten mit einem Bohnensteden unter dem Arm in kurzem Galopp auf einen gedachten Gegner einsprengen. Das geschah immer, wenn er einen alten Ritterroman aus der Leihbibliothek mit Bier verschlungen hatte. Für unsern guten Meister Eberle nun war die Bestellung zur Arbeit auf die Geiersburg natürlich ein gefundenes Fressen. Er hätte das Geschäft ohne Lohn übernommen, wenn

der herzogliche Baumeister, der seinen Mann schon kannte, ihn nicht ausgelacht und ihm erklärt hätte, der Herzog von Gerolstein lasse sich nicht umsonst arbeiten. —

Es war im Monat Februar, als Meister Eberle auf dem Schlosse eintraf, um seine Arbeit zu beginnen.

Der Geiersberg und seine Um-

gebung war noch mit hohem Schnee bedeckt und insofern war die Jahreszeit dem Geschäfte nicht günstig, als schon nach 4 Uhr die Nacht herein brach, somit der Arbeitstag ein sehr kurzer war. Da der Herzog jedoch bei beginnendem Frühling auf der Geiersburg eintreffen und Alles bei seiner Ankunft vollendet vorfinden wollte, so war eine Verschiebung nicht möglich. Eigentlich war unserm Eberle die Verzögerung gar nicht unlieb, konnte er doch um so länger auf der romantischen Burg weilen und dann waren es herrliche Abende, wenn er nach gethaner Arbeit mit dem Kastellan und dem Schloßgärtner im behaglichen Hinterzimmer des Wirthshauses des bei dem Schlosse liegenden Dörfleins Niedergeiersberg saß, wo er sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte. Der Kastellan war unermülich im Erzählen von Ritter- und Räuber-, besonders aber von graufigen Gespenstergeschichten,



Die Wirthin, ihre zwei Töchter und die Mägde leisteten den Herren spinnend Gesellschaft.

die sich auf der Burg ereignet haben sollten. Das war über alle Maßen behaglich, so bei einem kühlen Schoppen im warmen Zimmer das Grufeln über sich kommen zu lassen ohne alle Gefahr. Gewöhnlich leistete die Wirthin, ihre zwei Töchter und die Dienstmägde den Herren spinnend Gesellschaft, und was die im „Grufeligwerden“ leisten konnten, ging über alle Maßen. Wenn so ein rechter Grufelabend vorüber war, gingen die Mädchen immer miteinander zum Schlafen in ein Zimmer, denn um keinen Preis hätte eines allein geschlafen. Am nächsten Tage wurden die Schauergeschichten unter den Bekannten verbreitet und das ganze Dorf grufelte nach.

Eines Tages nun trieb der Thauwind schwere Wolken über den See, heulte in den Gängen und Schloten des Schlosses und machte die alten Wetterhahnen jämmerlich krähen und kreischen. Schon um 4 Uhr des Nachmittags begann es zu dunkeln, und Meister Hanns Adam, welcher fleißig an seiner Arbeit im Rittersaale war, fand sich außer Stand, dieselbe fortzusetzen. Zur Kneipe war es noch zu früh und so war es nicht zu verwundern, daß der Gute in der Langeweile auf allerlei Alotria verfiel — denn Müßiggang ist aller Laster Anfang.

Nun hatte der Herzog zur würdigen Ausschmückung des Saales aus seiner Residenz allerlei alte Rüstungs- und Waffenstücke herbeischaffen lassen, die sauber gereinigt und geölt, der Aufstellung harreten. Während der müßige Meister dieselben neugierig betrachtete, kam ihm der erhabene Gedanke: „Hanns, Hanns, wie hättest du mit deinen siebenthalf Fuß Länge dich prächtig ausgenommen, wenn du ein Ritter geworden wärest?“

Ei — diese Frage war leicht zu beantworten; das Rüstzeug lag bereit, große Spiegel waren im Saale und es war gerade noch hell genug, daß der Rittersmann sich betrachten und bewundern konnte. Also rasch ans Werk. Es kostete freilich keine geringe Mühe bis, ohne die Hilfe eines Knappen, das unheimliche kalte, eiserne Gewand angelegt war, und es würde ein Kennerauge mancherlei Unzukömmlichkeit und Irrung bemerkt haben, aber es gelang zuletzt doch; ein gewaltiges Schwert wurde eingeschmalt und es fehlte nur noch des Hauptes Schmuck — der ritterliche Helm. Es lagen nun verschiedene Arten von Helmen umher, der romantische Glasermeister besann sich aber nicht lange, er wählte den, der am sonderbarsten und grimmigsten ausah. Es war dies ein sogenannter Schaller oder Salade, dessen Gesichtstheil, wie eine spitze Schnauze weit hervorspringend, aus zwei Theilen bestand. Der

untere war eigentlich nur eine hoch bis an die Nase heraufgehende Eisenkravatte, auf welche dann der obere Theil mit den Augenlöchern niedergeklappt wurde. Zum Athmen blieb zwischen dem obern und untern Theil eine schmale Ritze. Das war ein merkwürdiger, hochromantischer Hauptschmuck — der paßte. Also rasch das eiserne Ding aufgestülpt und mit schwerem Schritt klingend und klirrend im Eisenkleid zum Spiegel. Herrlich, herrlich — jeder Zoll ein Ritter! Nur etwas stimmte nicht. Der obere Theil der Eisenschnauze war noch geöffnet und daraus guckte das bürgerlich-friedliche, glatt rasirte Glasergesicht hervor, das gar schlecht zur stattlichen Ritterfigur paßte. Also herab mit dem Visier. Mit scharfem, knarrenden Tone klappte es ein. Da stand nun die mittelalterliche Gestalt tadellos vor dem Spiegel und die spitze Eisenschnauze des Schallers sah so recht ungeheuerlich aus, daß man sich keinen grimmigeren Ritter denken konnte. Nachdem Hanns-Adam sich genugsam betrachtet und bewundert, und da auch die Dämmerung immer dunkler hereinbrach, wollte er seine Wiederumwandlung in einen biedern Seehausener Handwerksmann rasch vollziehen und zunächst den schweren Helm abnehmen. Herrgott im Himmel droben — was war das? Der verdammte Helm wankte und wich nicht. Ja so — erst mußte das Visier aufgeklappt werden. Das war aber festgeschlossen wie die Thüre eines diebesichern Kassenschanks. Jetzt war das metallische scharfe Knacken beim Niederlassen erklärt — das Teufelsding war in eine Feder geschnappt. Aber wie die wieder auslösen? Mit beiden Händen, von denen er die Eisenstulpen weit weg geschleubert, griff der unglückliche Glaser an seinem eisenumhüllten Kopfe herum, um den Mechanismus zu entdecken. Vergebens. Der helle Angstschweiß brach ihm aus allen Poren, er schnappte aus den engen Spalten nach Luft. Es war nicht mehr zu ertragen, mochte daraus entstehen was da wollte, er mußte Hilfe haben. Zunächst brüllte er wie ein Stier, aber die Töne kommen aus dem geschlossenen Helme nur dumpf hervor und tönten hohl wieder von der getäfelten Decke des hohen Saales. Niemand erschien, um den Unglücklichen zu retten — er mußte sich selbst auf den Weg machen, um Hilfe zu suchen. Schwankenden Schrittes suchte er in dem fast dunkeln Saale, mühsam aus den Augenlöchern des Visiers lugend, die Thüre. Nach vielen vergeblichen Versuchen fand er sie endlich und taumelte nun, so gut es die Umstände erlaubten, halb ohnmächtig die steinerne Wendeltreppe hinab.

Des Kastellans alte Seppe, auch eine von den

Spinnerinnen und Hörerinnen im Hinterstübchen des Geiersburger Wirthshauses, war gerade im Begriff, die untern Stufen der Wendeltreppe, welche zu der Wohnung des Kastellans führten, aufzuwaschen, da sie im Laufe des Tages bei dem Sudelwetter durch hereingetragenen Roth arg beschmutzt waren. Plötzlich hörte sie auf der Wendeltreppe hinter sich einen schlurfenden und rasselnden Ton, wie wenn einer eine schwere Kette die Stufen herabziehe. Ihr erster Gedanke war das Schloßgespenst, von dem sie so viel gehört. Aengstlich schaut sie auf und da erscheint in trübem Dämmerlicht des sinkenden Tages, auf der letzten Windung der Schneckenstiege der eiserne Mann der Geiersburg, der gespenstige Graf Eginolf v. Gerolstein — er wars — eine Täuschung war nicht möglich. Laut ausschreien,

Fegwisch und Schrupper wegwerfen war Eins, und als nun gar eine dumpfe, hohle, wie aus dem Grabe tönende Stimme „Seppe, Seppe“ rief — da war kein Halt mehr, und mit dem Schreckensruf:

„Jemmer, Jemmer — der ise Mann!“ stürzte die zum Tod Erschrockene in den Burghof. Dort waren gerade um den großen Röhrbrunnen wohl ein gutes Duzend Weiber und Mädchen aus dem Dorfe versammelt, um das Abendwasser zu holen und das übliche Klatschstündchen

abzuhalten, als der Schreckensruf Seppe's erfolgte und gleich hinter der Flüchtenden der leibhaftige „ise Mann“ aus dem Treppenportale hervortrat. Wie ein Trupp Schneegänse, unter die ein Schuß grober Hagel gefallen, stob das Weibervolk kreischend auseinander.

Da stand nun der verzweifelte Ritter von der traurigen Gestalt wieder allein und hilflos in dem Burghof, allein in der Dämmerung, und wenig fehlte, er hätte sich vor sich selbst gefürchtet. Doch die Erlösung nahte, und zwar von einer Seite und in einer Weise, wie er sie nicht erwartete. Balzer, der Gartenknecht, war in einem bei den Stallungen gelegenen Schuppen beschäftigt, Baumspfähle zu spizen, als er durch das Wehegeschrei der fliehenden Weiber aufgeschreckt wurde. „Was zum Teufel hent au die?“ rief er halblaut und trat in den Burghof, wo er noch die wehenden

Röcke der davonlaufenden Weiber, zugleich aber auch die Ursache ihres Schreckens „den ise Mann“ erblickte. Balzer, ein alter Grenadier, welcher gegen die schwarze Turkosraderbande gefochten, war zwar nicht frei von Aberglauben, aber ein Kerl, der das Herz auf dem rechten Fleck hatte.

Was ein echtes und gerechtes Gespenst ist, dachte er, ist eitel Luft und hat keinen Körper, und dadrauf wollen wir gleich einmal die Probe machen. Gedacht — gethan. Geräuschlos, wie eine Kaze, schlich er sich, mit einem tüchtigen Baumstichel bewaffnet, hinter die rathlos dastehende Hünengestalt und plötzlich fauste ein derber Schlag mit dem schweren Prügel auf deren, glücklicherweise eisenbeschirmtes, Haupt. Allerdings schützte der Schaller vor schwerer Verletzung, allein dennoch fuhr dem Getroffenen das Feuer aus den Augen und im Kopfe dröhte es ihm, als rolle schwerer Donner. Er drehte sich, so gut es die Panzerung erlaubte, möglichst rasch um und sah wie der Angreifer gerade ausholte, um noch einmal zu schlagen.

„Balzer“, schrie er ängstlich, „Balzer, lent's gelte — i bin's, der Eberle — uf Ehr' und Seligkeit, i bin kein Geist!“

„So ihr sind's, Eberle — jell isch was Andres — i hab do chlei denkt, es is kei Geist, wie mei Baumstichel so chlöpft het. Ja — ums tausend Gottswille

wie humme dann ihr in den isene Tschobe ni?“ Der arme Eberle erklärte wie die Sache gekommen und bat um schleunige Hülfe. Das ging aber nicht so schnell. Lang, lang mußte der Balzer suchen, bis er in der Gegend des linken Ohres einen messingenen Knopf fand, welcher, scharf eingedrückt, die Feder zurückschob und das Visier heben ließ. Mit tiefem Athenzug sog der befreite Glaser die kalte Winterluft ein.

„Gott sei Lob und Dank, daß i wieder hus bin us dem Futteral. Mei Lebestag mach i kein Ritter meh.“

„Ja“, meinte der Balzer — „me mueß in Nüt nischlupfe, wammer nit weiß, wie mer wieder rus hummt!“

Seit der Zeit heißt der wackere Glasermeister bei Alt und Jung der Ritter Eberle oder das Gespenst auf der Geiersburg



„Jemmer, Jemmer — der ise Mann!“ schrie Seppe.

Wie sich der Gebirgsbauer sein Haus baut.

Ein Skizze von P. K. Rosegger.

Wenn ich sage, daß alle über hundert Jahre alten Bauernhäuser im Gebirge aus Holz gebaut sind, so klingt das nicht besonders; auffallender schon, wenn ich behaupte, daß die meisten aus Holz gebauten Bauernhäuser über hundert und zweihundert Jahre stehen!

Dem Holz wäre es immerhin zuzutrauen; die alten Wälder waren aus anderem Holze, als die gegenwärtigen, degenerirten, verweichtlichen. Aber dem Feuer ist es kaum zuzutrauen. Da steht das Gebäude, zunderdürre vom Fußboden bis an die Gipfel des Strohdaches, draußen fuchteln die Blitze, drinnen die Menschen mit den harzigen Leuchtpänen. Die niedrige Küche ist von Holz und mit glänzender Kupferkruste überzogen, der Rauchfang aus Brettern zusammenge nagelt, der Feuerhut über dem Herd aus Stroh geflochten; schier wunderbar, daß sie nicht auch den Herd und den Ofen aus Holz gezimmert haben. Der Kranz um den Herd, der die Steine zusammenhält, ist wirklich auch hölzern, ebenso das Ofengeländer und die Thür des Ofenloches; dazu das unvorsichtige Gebahren der Leute mit Feuer und Licht auf Dachböden, in Ställen und Scheunen, polizeiwidrig alles im höchsten Grade und siehe, die meisten dieser Häuser müssen aus Altersschwäche niedergerissen werden. Jedermann vertraut unbedingt der Fürbitte des heiligen Florian, welchem demnach der Bauer den Feuerwehrdienst und zugleich auch die Feuerversicherung anheim gestellt hat.

Kaum ein Fünstel solcher Häuser fällt dem Brande zum Opfer. Wenn die Flamme aber doch einmal anleckt dort, wo sie nicht hingehört, dann mögen die Bewohner nur eilig ihre nackten Glieder zusammenraffen und draußen von sicherer Stelle aus zusehen, wie das Schauspiel verläuft. Den Thätigen schießt's allerdings in die Hände,

als müßten sie Wasserzuber schleppen und sie gegen das Feuer oder die bedrohten Theile hingießen, aber diese Sache hat lediglich nur die Bedeutung der Ceremonie.

Das Gebäude brennt zu Asche nieder mit Allem oft, was drin war — und aus der Asche erhebt sich noch vor Jahresfrist der Phönix.

Es ist für den Gebirgsbauern allerdings mitunter besser, er „brennt ab“, als wenn er sein baufälliges Haus mit Mühe niederreißen und mit Mühe aufbauen muß, denn die Feuergarbe, die in einer Nacht das ganze Thal glutroth beleuchtet, entflammt den Wohlthätigkeitsinn der Nachbarn weit mehr, als der staubige Moder der auseinandergerissenen Zimmerbäume.

Nichtsdestoweniger lassen sie Einen, der ein neues Haus, oder auch nur ein anderes Wirthschaftsgebäude aufzuführen hat, allein. Es herrscht bei den Gebirgsbauern noch eine Zusammenhaltigkeit — Solidarität würde man auf Hochdeutsch sagen — von der jene Herren, die alle Humanität nur den Städten zuschanzen, sich nichts träumen lassen.

Einen Zimmermeister, ein paar Maurer und einen Dachdecker muß sich der Bauer für seinen Hausbau be-

zahlen — denn diese Professionisten gehören zu jenen Leuten, die vom Unglück Anderer leben müssen; und für ein Unglück hält es der Bauer auch, wenn's in der Reihe seiner Vorfahren und seiner Nachkommen just ihn trifft, den alten hinfälligen Bau erneuern zu müssen. Aber die Gehilfen des Zimmermeisters, ebenso die Holzknosper (Zimmerholzaushacker), die Steinbrecher, sowie das nöthige Fuhrwerk, insofern es der Bauende aus Eigenem nicht aufbringt, schicken ihm die Nachbarn, und betheilt sich oft die ganze Gemeinde unentgeltlich daran, daß der neue Bau schöner und stattlicher ausfällt, als der alte war. Der Eine liefert die Zimmerbäume, welche, weil zumeist keine Sägmühle zur Verfügung steht, mit der Art ausgeknospert, d. h. viereckig gehackt werden müssen. Ein Anderer führt von einer



„Geschwind, Leute, eine Butterträgerin kommt!“

fernen Sägmühle das nöthige Bretterwerk herbei. Ein Dritter bringt den Strohhaub für die Dächer; dort oben für das Haus in der Einsamkeit erhebt die Bauordnung gegen Strohdächer keine Einsprache; nur eine gewölbte Küche und ein gemauerter Schornstein ist Alles, was sie heute begehrt. Ein Viertel macht hölzerne Dachnägel und Thürklinken; der kostspielige Schlosser und Schmied wird so viel als möglich umgangen; selbst die Thürschlößer werden in manchen Häusern noch aus hölzernem Eisen gemacht und von einem Sachverständigen, nämlich von einem Einbrecher habe ich einmal sagen gehört, daß er lieber drei Eisenschlößer breche, als einen hölzernen Thürriegel.

Wenn nun aber das Material da ist und die Arbeiter an dem neuen Bau und auf demselben lustig heben und hämmern, so brauchen sie auch was zu essen. Das Ersparte im Getreidetaften — wenn der nicht etwa niedergebrannt ist — bleckt nicht, die Arbeit ist schwer, die Leute wollen fogar gut und viel essen. Das wissen die Nachbarn recht wohl, sie schicken daher Weißbrot, sie schicken Speck und Milch, und vor Allem Butter.

An eine solche Butterfendung knüpft sich nun ein eigener, ein recht lustiger Brauch, den ich in meiner Heimat oft erlebt habe, und der, wie ich hörte, auch in anderen Gegenden der österreichischen Alpen herrschen soll. Das aber sage ich, wenn ich der Pfarrer wäre, und in Religionsfachen was dreinzureden hätte, dieser Brauch müßte mir abkommen, selbst wenn die Buttertragerin gegen den Pfarrhof heranstiege, er müßte mir abkommen. Es ist ja eine leibhaftige Verspottung des Prozessionswesens, was sie da treiben!

Die Zimmerleute auf ihren hohen Gerüsten sind sehr fleißig, aber sie lauern in ihren Arbeiten fortwährend, ob nicht von irgend einer Seite eine Buttertragerin heranschleicht. Diese Buttertragerin

ist gewöhnlich die dralle Kuhmagd, die Schweizerin aus einem Nachbargehöfte. Sie trägt auf dem Kopf einen breiten Korb oder großen Milchzuber, der mit weißem oder blumigem Tuche verbunden ist. Da drinnen in solch verdecktem Behälter ruhen dann auf breiten Schüsseln etliche gewaltig große Butterstrigel, Rahmtöpfe, Speck oder Selchfleischklumpen. Die Magd geht gar behutsam, daß nicht etwa die schwere Last das Uebergewicht kriegt, daß sie den Kopfkorb mit den Händen hält, das gehört sich nicht, thut auch nicht noth; der Korb oder der Zuber, was es ist, ruht sicher auf dem Ringelkranz, wie ein ringartig gewundenes Tuch heißt, das die Magd als Unterlage auf dem

Haupte trägt. Die Buttertragerin schleicht auf Um- und Abwegen dem Hause zu, von dem ihr das Tönen der Zimmerbäume, das Klingen der Werkzeuge, das Lachen der Arbeiter entgegenhallt. Ihr pocht das Herz. Heimlich sucht sie die Nothhütte zu erreichen, um im Stillen der Bäuerin die Gabe ihres Dienstherrn zu übergeben.

Aber das Heimliche ist umsonst. Einer hoch in den Dachsparren hat sie schon bemerkt und schreit mit heller Stimme: „Geschwind, Leut', eine



Am Plan des Hauses steht ein Prediger, welcher kirchliche Sprüche parodirt.

Buttertragerin kommt!“

Dieser Ruf ist das Signal zu einem großen Auflaufe; die Burschen springen von ihren Knoשבוכן, von ihren Gerüsten, von den Dächern, aus dem im Innern des im Wiederhalle klingenden Baues vor, erhaschen Bretter und Schlägel, stürzen in die Hütte, um Töpfe, Pfannen, Hafendeckeln, Blechschellen und was an Schrillendem und Lärmendem zu finden ist, und eilen der Buttertragerin entgegen. Sie klappern mit den Brettern, trommeln auf den Kübeln, schrillen und schellen mit Pfannen und Blech; sind Schußwaffen zur Hand, so werden sie abgeknallt; Alt-Hörner und Hirtenpfeifen gellen und schwirren auch mit und

eine solche Musikbande schreitet nun feierlich den Zug eröffnend der Butterträgerin voran gegen den neuen Bau. Unmittelbar vor der Trägerin kehrt ein Mann mit Besen den Weg glatt. Sacktücher und Schürzen wehen an hohen Stäben und schwingen sich und neigen sich fortwährend gegen die Butterträgerin, die mit ihrer willkommenen Last da herankommt. Sie ist blaß und es zittern ihr die Füße vor Scham, vor Zorn oder auch vor Freude, je nachdem sie den Auftritt als Spott, oder Ehre auslegt, was ganz von ihrem Temperament und ihrer Weltanschauung abhängt.

Sie muß recht Acht geben, daß ihr nicht die ganze Bescheerung vom Kopfe stürzt.

Mitunter thut die Magd auch wacker mit, schreit, schilt oder lacht, oder auch stellt sich hochfeierlich und läßt die Ehren mit gravitätischer Würde über sich ergehen.

Was die Umgebung an Menschen hat, alles ist um sie zusammengeeeilt; die Einen streuen Gras und Blumen, die Andern Säge- oder Hobelspäne; Andere johlen die Weisen alter Kirchenlieder; wieder Andere stellen sich hinten an und küssen den Boden, auf dem die Butterträgerin gewandelt ist.

Am Plan des Hauses auf einem Schragen steht ein Anderer, welcher kirchliche Art und Sprüche parodirt, um solche in witziger oder derber Weise auf die Butterträgerin zu beziehen. Immer wieder ist es der kirchliche Cultus, an welchem der Bauer seinen Witz ausübt, und nicht fein springt er mit ihm um, gerade als hätte derselbe mit der Religion nichts zu schaffen. Mir liegt eine Predigt: Auf den Einzug einer Butterträgerin vor, die zu derb ist, als daß ich mir sie hier wiederzugeben getraue. Dieselbe wird auch zumeist durch das Geklapper und Geschelle unter-

brochen, doch später, wenn sie unter sich allein sind, herumgetragen und auswendig gelernt von dem, der's noch nicht kann. Uebrigens schließt die Predigt mit einem ganz ernsthaften Dank und Lobe Gottes, der „die Kühe futtert und die Wiesen buttert.“

Nach der Predigt mischt sich der Prediger wieder unter die Menge und stimmt mit ihr einen Lobgesang an, dessen Point sich aber nicht auf die Butterträgerin spitzt, sondern zumeist auf irgend ein paar unbeliebte Gefellen, die etwa Hansel und Giesel heißen mögen. Die Menge schreit mit.

So ist es ein übermüthiger,

überaus lebendiger Zug, der sich dem Hause zubewegt. Die Bäuerin kommt ihm schon lachend entgegen, um der Butterträgerin die Last abzunehmen.

„O lieber Narr!“ ruft sie, ohne auf die Rottte weiter Rücksicht zu nehmen. „Das schickt der Tonibauer“ (oder wie er heißen mag.) „Jesseles, Jesseles! das ist aber schon gar alles zu viel das! Und die Schwarzin, dies hat!“

„Um Gottes willen, gib Achtung, Bäuerin,

es sind auch etliche Eier drin!“ mahnt die Magd. „Eier auch, sagt! Und gewiß recht große! Aber so eine Gutheit vom Tonibauer! Laß vieltausendmal Vergeltsgott sagen deiner Bäuerin! Leicht kann ich ihrs bald zurückerstatten.“

„Wir bauen ja kein Haus nit!“ sagt die Magd. „Du Narrisch!“ Kann ja niederbrennen!“ meint die Bäuerin in ihren Freuden. „Aber jetzt muß mitgeh'n. Geh nur mit; sei nit so g'schamig. Viel kriegst e nit. Geh' nur mit!“

Die Magd schlüpft hinter der Bäuerin in die Nothhütte, dort wird ausgepackt, bewundert und die Trägerin bewirthe't mit Eierspeise oder Schmalz-mus, während die Arbeiter ihr Wesen weiter treiben.



Mit Besen und Recken begrängt man der Butterträgerin den Busen.

Natürlich muß sich die Magd nun vor dem Essen und während desselben entsprechend zieren, als: sie wäre ja kein Brösel nir' hung'rig, es wäre eine rechte Grobheit, da eine Weil essen hergehen! So sollt' die Bäurin doch wenigstens miteffen und kosten, wie sie wunderswegen gut kochen könne, und derlei Sprüchlein mehr, auf welche die Bäurin ihrerseits wieder etliche Redensarten in Bereitschaft hat. Wer da meint, bei den Bauern gäbe es keine Formalitäten, Neußerlichkeiten und Phrasen, der meint etwas sehr Unrichtiges. Die Bauern-etiquette ist die strengste und umständlichste und gibt an Gespreiztheit und Hohlheit der spanischen Hofsitte nichts nach.

Nach dem kleinen Mahle geht das „Bergeltsgott sagen“, das „Danke Dir Gott der braven Nachbarin“, das „Beschützergott nehmen“ an, und kaum ist die Butterträgerin mit dem leeren Korb aus der Hütte getreten, nimmt sie der tolle Zug wieder in seine Mitte und geleitet sie davon, wie er sie herbeigeleitet hatte. Jetzt kann man sich schon näher an sie machen und den Ehren freieren Lauf lassen. Mit Reseden und Nelken begränzt man ihren Busen, was sie freilich nicht hindern kann, weil sie jetzt auf einmal den Kopfkorb mit beiden Händen halten muß, daß er nicht herabstürzt. Endlich rufen sie ihr zu, sie sollt bald wiederkommen und kehren zurück zu ihrer Arbeit. Schon bei der nächsten Mahlzeit empfinden sie die Segnungen der Butterträgerin. Und am nächsten Tage kann wieder eine kommen. Es will keiner von den Nachbarn, Anrainern und Verwandten zurückbleiben und die Bauleute geben sich redlich Mühe, mit Pomp und Appetit die Gaben zu ehren.

Noch erheischt es die Sitte, daß jedem Bauernhof, der eine Butterträgerin geschickt, etwas von dieser Butter Gebakenes zurückgesendet werde, und so sehen wir manchen Korb mit Krapsen aus der Nothhütte davontragen, woran die Arbeiter jedoch nicht Gelegenheit nehmen, ihre Freude klingend und schrillend auszulassen. Jene Person, welche den Korb mit Krapsen trägt, wird bei der Nachbarin ebenfalls bewirthet, was wieder mit den üblichen Redensarten vor sich geht. Der Bauersmensch hat in seinem Sprachschatz nur wenig hundert Worte, aber um so öfter und fleißiger weiß er diese wenigen bei jeglicher Gelegenheit anzubringen.

Endlich steht das Haus fertig da und hat über der Thür einen schönen Spruch: „An Gottes Segen ist Alles gelegen!“ oder: „Wer auf Gott vertraut, hat fest gebaut.“

Indeß vergißt der Eigenthümer nicht, daß er auch den Menschen was abzutragen hat und nimmt

die Gelegenheit wahr, seinen Nachbarn zu beschicken mit Allem, was er hat und der Andere in der Drängniß braucht. So helfen sie sich gegenseitig und so bauen sie sich einander die Häuser. Dieselbe Zusammenhaltigkeit offenbart sich beim Gebirgsbauer auch, wenn einer von ihnen durch verschiedene Elementarereignisse verunglückt, durch Krankheit an seinen Arbeiten verhindert wird oder irgendwie in Noth ist. Sie helfen sich gegenseitig, und das ist das Geheimniß, warum der Bauer trotz Allem so schwer umzubringen ist.

Aber ich habe ein unseliges Postscriptum. Ich muß bekennen, daß ich's in meiner Jugend so fand, daß sich die Dinge aber geändert haben, weil die Weltfugel seither ein Stücklein weitergefugelt ist. In der Welt ist das Geld Mode geworden, Alles wird mit Geld gewogen, mit Geld bezahlt; alle Arbeitsleistungen werden nach Geld bemessen, alle Lebensmittel in Geld geschätzt. Die Wohlthätigkeit wird dabei mager; früher hat der alte Bettelmann ein Stücklein Rauchfleisch oder ein Klümplein Butter erhalten, heute bekommt er seinen Kreuzer. Manchem Bauer wäre es lieber, er dürfte seine Steuern mit Dienstleistung oder Feldfrüchten abstaten, wie in den Zeiten der Robet und Zehnet, als mit Baargeld. Doch das Geld regiert die Welt. So brüllt es der Ochse im Stall, so singen es die Vögel auf den Bäumen, so läuten es die Glocken auf dem Thurme, der Flachs auf dem Felde blüht es blau heraus und der Sänger singt es weit über die Aecker hin: Geld regiert die Welt! Da will es wohl auch der Bauer vorziehen, seinem bedrängten Nachbar die Beisteuer anstatt in Arbeitskräften und Lebensmitteln, in Geld zu leisten. Und Geld hat er keines.

Kutscher (dessen Chaise das Hinterrad gebrochen und der auf der Landstraße nicht weiter kann zu einem daherkommenden Bauern): „Hört Freund, habt die Güte mir beizustehen, damit ich weiter kann.“

Bauer (bereitwillig): Mit allem Willen; aber wollt Ihr mir nicht sagen, wer in der Chaise sitzt?

Kutscher: Es sind hohe Personen, zwei Staatsräthe.

Bauer (drückt sich davon): Nir' für ungut Freund, das ist mir zu gefährlich. Mein Vater hat mir immer streng anbefohlen, daß ich mich ja nicht in Staatsachen mischen soll.

Des Rheinländischen Hausfreund Städtebilder aus dem Mittelalter.

Freiburg im Breisgau.

S'riburg in der Stadt,
Sufer isch's un glatt,
Riche here, Geld und Guet,
Jungfere wie Milch und Bluet,
S'riburg in der Stadt.

Hebel.

Unser lieber Hebel hatte ganz Recht, wenn er von Freiburg sagte: „Sufer isch's un glatt“, es verdiente schon seiner Zeit dieses Lob — vielmehr aber noch in unseren Tagen. Leider Gottes gab es aber auch Zeiten, wo das gute Freiburg rauhbauzig, arm, traurig und schmutzig ausah; denn es hat schwere, schwere Schicksale erlebt, wie kaum eine zweite Stadt in unserem Lande. Glücklicherweise erging es ihm aber wie dem Deutschen Reiche. Nachdem es so weit heruntergekommen, daß Niemand mehr daran glauben wollte, es könne je wieder zu frischem Leben erwachen, blühte es von neuem herrlich empor, als die rechte Zeit gekommen zum Gedeihen.

Wer jetzt von der Höhe des Schloßberges herabblüht auf die weitausegehnte Stadt, welche, überragt von ihrem herrlichen Münster, sich ausbreitet im sonnigen Rheintal und zugleich gewaltig hineindrängt in das grüne Dreisamthal, umgrenzt von ihren Bergen, bedeckt mit dunkeln Eibeltannenwäldern, von den mit goldbeerigem Gutebel bestockten Rebqeländen und saftig grünen Matenthälern — dem geht das Herz auf und er muß zugestehen, daß Freiburg mit allem Fuge die Perle des Breisgau's genannt wird.

Freilich war Freiburg nicht immer die Hauptstadt des Breis- oder Grenzgau's; das war das alte Breisach, von dem der Gau den Namen hat, des heiligen Römischen Reiches Rissen. Ist aber auch Breisach — mons brisiacus der Römer — viel älter, so ist auch Freiburg nicht gerade von gestern her.

Wie die in dem benachbarten Muzingen aufgefundenen Renntierknochen und Feuersteingeräthe, die alten Todtenlager bei Ebringen und die vorhandenen Ringwälle zeigen, war die Gegend schon sehr frühe bewohnt, und die Römer, die Allwelteroberer, hatten im Dreisamthal bei Zarten ein Standlager und auf dem Schloßberg eine Warte mit angebauten Villen. Die beiden Vorstädte Freiburgs „Herbern“ und „Wiehre“ werden schon sehr frühe genannt, auf der Stelle aber, wo jetzt Freiburg liegt, haufte noch ums Jahr 1000 n. Chr. der Hirsch und das Wildschwein, der Wolf und der Bär.

Der mächtige Stamm der Zähringer jedoch, der aus dem Schwabenland in's Breisgau herübergezogen, fand die steil abfallende Felsennase des Schloßberges wohlgeeignet zu einer wehrhaften Feste und als den kühnen Ablern das kleine Nest ober Zähringen zu enge ward, da bauten sie sich an auf der Bergtante da, wo das Dreisamthal in das Rheintal mündet.

Um die Fürstenburg siedelten sich nun Dienstmannen und Dörfler an, und Konrad III. von Zähringen erhob dieses Dorf zur Stadt und gab ihr köllnisch Recht um's Jahr 1120 und zum Zeichen freien, bürgerlichen Lebens und Verkehrs den Namen Freiburg. Die Gründung von Städten bleibt ein hohes, unvergeßliches Verdienst der Zähringer.

Bald nach der Erhebung Freiburgs zur Stadt wurde auch der Anfang zur Erbauung von „Unserer lieben Frauen Münster“ gemacht, denn schon im Jahre 1147 predigte Bernhard, der berühmte Abt von Clairvaux, in dem vollendeten Mittelbau u. forderte zum Kreuzzug auf.

Nach dem Tode Herzog Berchtolds des Reichen von Zähringen ging die Herrschaft in Freiburg an die Uracher über, welche sich von da an Grafen von Freiburg nannten. Diese Herren waren leider immer stark verschuldet und geldbedürftig. Allerdings erkaufte sich die Freiburger unter diesen Verhältnissen manche werthvolle Freiheit, als aber die Anforderungen und Auspressungen gar kein Ende nahmen, gab es blutige Händel. Die Bürger zerstörten die Burg, der Schwager des Grafen Egeno III., der Bischof von Straßburg, wurde im offenen Kampfe erstochen. Im Jahre 1386 kaufte sich die Stadt und die Burg und Herrschaft Badenweiler um 15000 Mark Silber von den Urachern los und Freiburg ward reichsunmittelbar. Es begab sich aber nach wenigen Monaten unter die Herrschaft des Hauses Oestreich, bei dem es mit kurzer Unterbrechung beinahe 400 Jahre verblieb und in guten und bösen Tagen in Treue beharrte. So fiel in der Schlacht bei Sempach, 9. Juli 1386, fast der ganze Freiburger Auszug unter seinem tapfern Führer Martin Malterer mit dem Herzoge Leopold von Oestreich. Dafür war aber auch das herzogliche Haus jeweils der Stadt in Gnaden gewogen, und schon im Jahre 1456 stiftete Erzherzog Albrecht und seine Gemahlin Mathilde die Universität.

Durch seine Erwerbsthätigkeit, durch die Pflege von Kunst und Wissenschaft gedieh Freiburg im Mittelalter zu bedeutender Blüthe, wenn es auch von äußern und innern Kämpfen, welche besonders das aufstrebende Bürgerthum des Stadtreiments wegen führte, mancherlei Störungen erlitt.

Durch die Hinrichtung Peters von Hagenbach, des burgundischen Statthalters in Breisach, wurde Freiburg in die Händel mit Karl dem Kühnen verwickelt, und die Mannschaft der Stadt kämpfte sowohl bei Héricourt und Grauson, als besonders auch bei Ranzig, wo Karl der Kühne fiel, wader mit.

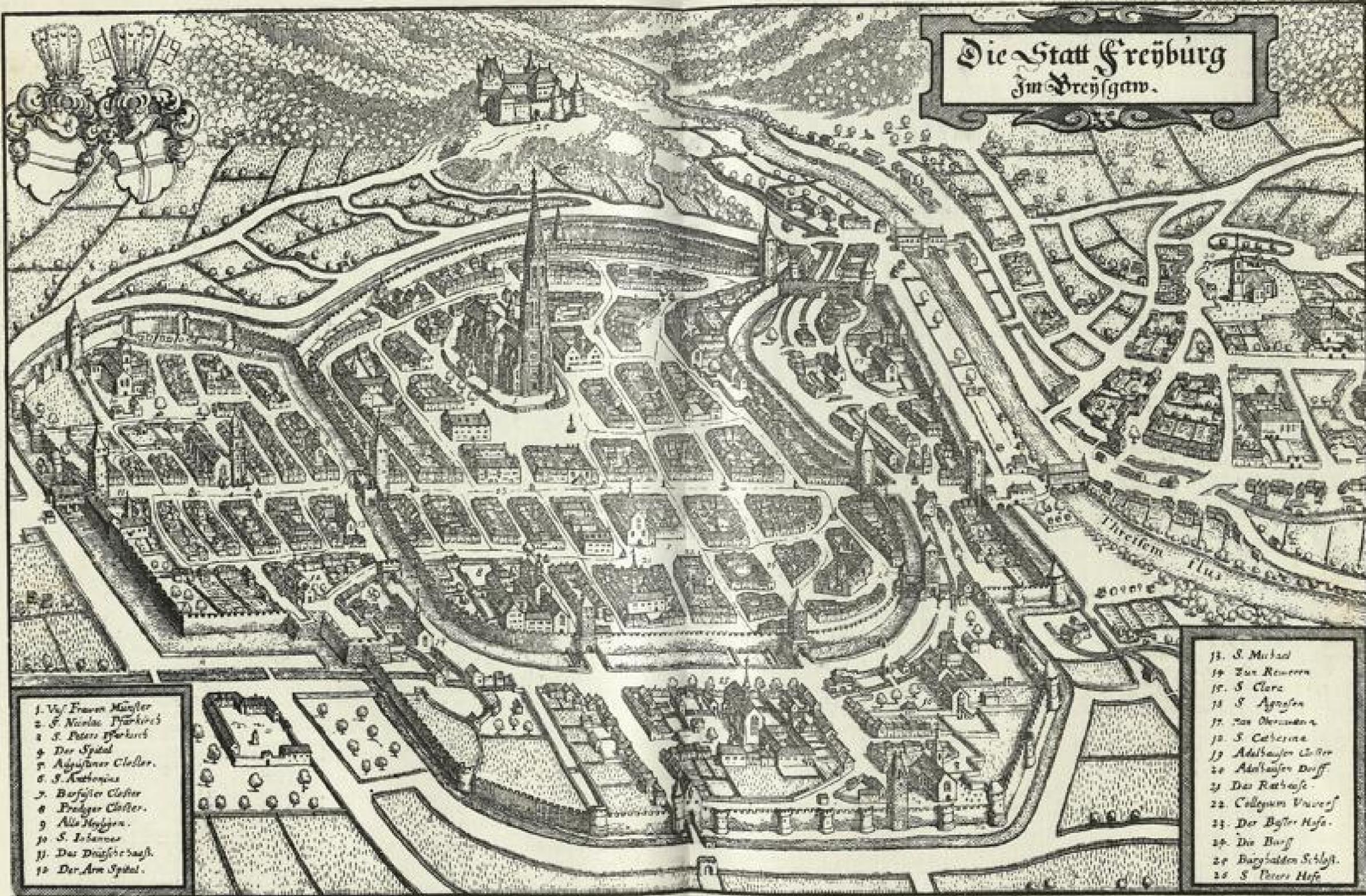
„Sriburg und Brisach man do sach,
Neuenburg und Endingen
Zugen auch mit ihnen dohin.
Und der rauhe Schwarzwald
Brachte Bären ungestalt,
Die nit zu verachten sind;
Denn sie halbe Schweizer sind
In dem groben Wesen,
Als ich hab' gelesen.“

Heißt es in einer alten Reimchronik.

Eine besondere Vorliebe hatte Kaiser Maximilian, der letzte Ritter, für Freiburg, und manches der Abenteuer des Ritters Theuerdank spielte daselbst.

Im Anfange des 16. Jahrhunderts entstand bei Freiburg in dem Dorfe Lehen der Lehener Bund der Bauern, welche gegen die unerträglichen Bedrückungen, die sie erlitten, den „Bundschuh“ errichteten und sich auflehnten, und im Jahre 1522 wurde sogar die Stadt von den aufständischen Bauern unter Georg Müller von Bulgenbach eingenommen, mußte sich vergleichen und in den Bund eintreten. Furchtbar und unmenschlich waren die Strafen, welche nach Niederwerfung des Aufstandes, besonders durch den erbitterten Adel über die armen Bauern verhängt wurden, und leider sind die Freiburger hier auch nicht frei zu sprechen von böser Schuld, obgleich sie es hauptsächlich thaten, um sich weiß zu brennen gegenüber der nach Blut lechzenden östreichischen Regierung. Markgraf Philipp von Baden zeichnete sich dagegen durch seine Weisheit und Milde gegenüber dem „armen Manne“ in nicht genug anzuerkennender Weise aus.

Die Stadt Freyburg
im Breisgau.



1. Hof Frauen Münster
2. S. Nicolaus Pfarrkirche
3. S. Petrus Pfarrkirche
4. Der Spital
5. Augustiner Closter.
6. S. Antonius
7. Barfüßer Closter
8. Prediger Closter.
9. Alle Heiligen.
10. S. Johannes
11. Das Dinsten Saal.
12. Der Arm Spital.

13. S. Michael
14. Zur Reueren
15. S. Clara
16. S. Agnesen
17. Das Oberstadt.
18. S. Catharina
19. Adelsbauern Closter
20. Adelsbauern Dorf.
21. Das Rathaus.
22. Collegium Vniuers.
23. Der Bisther Hof.
24. Die Burg
25. Burgthalen Schloß.
26. S. Peters Hof.

Im 30jährigen Kriege litt die Stadt fürchtbar, ihre Blüthe wurde vernichtet und sie zur Ruine herabgebracht — erst in unserm Jahrhundert hat sie sich allmählich wieder erholt. Besonders während der dreitägigen Schlacht von 1644 zwischen Condé, Turenne auf der einen und Mercy auf der andern Seite, einer Schlacht, in welcher ganze Dörfer verschwanden, wurde Freiburg fast gänzlich zerstört — kaum der fünfte Theil der Einwohner blieb übrig.

Als die Stadt sich wieder etwas aus dem traurigsten Zustande erhoben, wurde sie im Jahre 1677 durch die Franzosen unter der Regierung des ländergerigen Ludwig XIV. erobert und blieb französisch volle zwanzig Jahre lang, bis zum Nyswider Frieden 1697. Die französische Grenze lief damals über den Wachtbausefelsen bei Kappel. Sie ist seitdem — Gott sei Dank — wieder etwas weiter nach Westen gerückt worden. Wenn auch, was nicht zu leugnen ist, Freiburg durch Ludwig XIV., der daraus einen Vorplatz für Frankreich machen wollte, sehr geschont und milde behandelt wurde, litt es doch durch die Umwandlung in eine gewaltige Festung, deren Bau durch den berühmten Vauban geleitet wurde, ganz gewaltig. Drei Vorstädte, 14 Kirchen und Kapellen, 4 Klöster und ebenso viel Spitäler fielen dem Festungsbau zum Opfer. Auch im vorigen Jahrhundert, im sogenannten spanischen Erbfolgekrieg 1713, wurde die Stadt nach heldenmüthiger Vertheidigung durch die Franzosen eingenommen und ebenso noch einmal im österreichischen Erbfolgekrieg unter Ludwig XV. 1744. Im Jahre 1796 zog bei dem berühmten Rückzuge Moreau's durch das Höllenthal und während der Schlacht bei Emmendingen der wilde Kriegssturm über die Vielgeprüften dahin. Kein Wunder, daß bei Beginn unseres Jahrhunderts die arme „Perle des Breisgau's“ zu einem Landsstädtchen von kaum 7000 Einwohnern herabgesunken war.

Im Jahre 1803, in Folge des Luneviller Friedens, wurde Freiburg gar „modenesisch“, und blieb es bis Herzog Hertules III., Herr des Breisganes und der Ortenau, nach 42wöchentlicher Regierung glücklich zu seinen Vätern versammelt ward.

Wie eine willenlose Herde Schafe wurden die armen Freiburger bei den immerwährenden Kämpfen mit Frankreich bald hinüber, bald herüber verschachert und bei dieser Gelegenheit natürlich von jeder Seite tüchtig geschoren, bis endlich nach dem Preßburger Frieden der Breisgau mit seiner Hauptstadt dem Kurhause Baden — also nach 600jähr. Trennung wieder seinen Gründern den Jähringern — zufiel. Karl Friedrich war der trefflichste Fürst seiner Zeit und das Volk war glücklich zu preisen, welches unter seiner weisen Regierung stand — und dennoch traf es die Freiburger schwer, vom Erzhaufe Oestreich getrennt zu werden. Es ging sogar eine Deputation nach Wien, um den Kaiser Franz um Hilfe anzusuchen, der aber den Bittenden den Hofstrost gab: „Ja sehen's — da muß i halter den Metternich fragen.“ Es blieb so „halter“, wie es beschlossen, und das war gut so. Unter den Jähringern blühte das alte Freiburg von Neuem auf. Es sah zwar noch einmal im Jahre 1814 und 1815 den Durchzug der Verbündeten nach Frankreich, aber außer dem 1848er Freischaarenrummel kam kein Kriegsgewitter mehr verheerend über seine Fluren, und jetzt steht über ihm schirmend und kampfbereit der deutsche Adler und — die französische Grenze liegt weit, weit drüben bei Belfort und hinter Metz.

Soweit über die Geschichte Freiburgs.

Der beigelegte Plan ist „die Abkonterfeigung der Stadt Freiburg“, welche so aussah:

„Da man sunfzenhundert zahlt, Achtzig und neun in dieser Gestalt.“

Er zeigt Freiburg in seiner höchsten mittelalterlichen

Blüthe mit seinen Vorstädten, der Neuenburger, Lebener, Predigerstadt und Abelhausen, die s. B. den Bauban'schen Befestigungen zum Opfer fielen; von der Burghalde ob der Stadt sieht stolz herab das stattliche Schloß und hoch zum Himmel aufragt die durchbrochene Pyramide des herrlichen Münsters. Die Stadt selbst ist mehrhaft umschlossen von starken Mauern und massigen Thürmen. Zahlreiche Kirchen und Klöster zeugen von dem frommen Sinn ihrer Bewohner.

Heutzutage sieht die Stadt freilich anders aus. Das Schloß ist von der Burghalde leider verschwunden, dafür aber zieren herrliche Anlagen den Schloßberg. Von den gewaltigen Thorthürmen stehen nur noch zwei, die Mauern sind niedergerissen und von den vielen Klöstern sind wenige mehr vorhanden, und diese wenige sind andern wohlthätigen Zwecken gewidmet. Rathhaus, alte Univerſität, Kaufhaus und Wasler Hof sind die wenigen größeren mittelalterlichen Gebäude, welche den ehemaligen Charakter der Stadt zeigen. Nur „unserer lieben Frauen Münster“ hält stolz und unerschüttert Wacht über seine liebe Stadt und erzählt uns von der Frömmigkeit und dem Opferfinn der untergegangenen Geschlechter.

Das Münster zu Freiburg.

Wo sich am Schwarzwald Freiburg hebt,
Da ist ein Bau zu schauen,
In dem der Vorwelt Größe lebt,
Ein Schmuck den deutschen Gauen.

Sein Haupt so stolz, so wunderkühn,
Zum Richte hoch gehoben;
Wie prangt es in der Sonne Glüh'n,
Wie prangt es sternumwoben!

Wie schlingt sich freudig das Gestein,
Umarmen sich die Glieder! —
So strahlet herrlich, hell und rein
Das deutsche Leben wieder.

Und strebt herauf durch Drang und Zeit,
Nuh himmelan sich ringen,
Und schafft ein Werk der Ewigkeit
Und läßt sich nicht bezwingen.

Die Massen schwinden, staunend blickt
Der Wanderer nach oben;
Er folgt dem Meister hochentzückt,
Kann nicht genug ihn loben.

Das ist der deutsche Geist, so fliegt
Er über Nacht und Schatten;
So hat er, was ihn hemmt, besiegt.
Und wirkt ohn' Ermatten.

Und lebet ewig neu und jung
In dem, was er geboren,
Und weiß von keiner Aenderung
Und bleibet unverloren.

So schrieb vor 65 Jahren, im Jahre 1820 Heinrich Schreiber als wahrer Prophet der Zukunft — ja der deutsche Geist flog über Nacht und Schatten und hat besiegt, was ihn hemmt und der Münster ragt himmelan, ein Schmuck der deutschen Gauen — mit ihm aber sein wieder deutsch gewordener Bruder, der Straßburger Münster, und der endlich vollendete Kölner Dom als Zeichen deutscher Einheit und Größe!

Das neue Freiburg aber gedeiht und blüht wie kaum eine der badischen Städte und hat den mittelalterlichen Höhepunkt längst überschritten. Es ist jetzt eine Stadt von 40000 Einwohnern, die Univerſität zählt über 1000 Studenten, der Zuzug der Fremden nimmt von Jahr zu Jahr zu, neue Prachtgebäude und moderne Anlagen entstehen allüberall. Die „Perle des Breisgau's“ macht den Spruch des Dichters wahr: Das Alte stürzt — es ändern sich die Zeiten Und neues Leben blüht aus den Ruinen!

For die Zukunft wees ich, was ich dhu!



Schön Lenche schdeht
im Gaarde hinneem
Haus,
Kopp't Blume ab u.
macht en schöne
Strauß.
Do kummt der Herr
Baron, 'n alder
Geß,

Vum Schloß d'hergedrambelt dorch de Dreck,
Der siecht halt des schön Mädche un denkt: „Mein,
zu dere geh' ich jetz in Gaarde nein, —
Ich hab' jo Zeit, — un 's is ganz eenerlee,
Ob ich do rumschdeh, ob schbaziere geh'!“

So denkt er un schleicht sachde wie e Katz
Des Mädche an un halt 'r in eem Tu,
Noch eh' das' se 'n siecht, die Lage zu.
„Wer is 's?“ frog't er im Diskant, — „Mein Schatz!“
So ruft d'r do schön Lenche ganz vergniecht.
„Verrothe!“ lacht jetz der Baron un zieht
Sein Hand' vun ihre Lage, un mein Lenche
Guckt um — un siecht des derre Huzelmännche.

„Ach Gott, neen!“ sacht se ganz verschrocke do
Ich bin jo lez, — des heesit, — 's is jo nor so
Geredt gewese, — wie mar halt so schwägt, —
Ich hab' jo gar keen Schatz, — Sie derse 's glaawe, —
Des wees' mar jo: die arme Mädcher hawe
Keen Schatz!“ — do lacht der Herr Baron un pegt
Se in de Baffe, dreht de Bart un sacht:
„Ei, schönes Kind, dies wäre ungerrecht, —
Ich selber wäre gern dein Herzensschätzchen,
Wenn du für mich im Herzen härtst ein Plätzchen!“

So sacht er un redt dann noch sell un des,
Un dreibt sein Schuhze mit'r un sein Schwäz,
Un frog't, ob sie Baronin werre mecht.
Un anners Blech, — ich wees' s nit mehr recht.
Schön Lenche awer macht d'r Knix uf Knix
Un werd ganz roth, g'sagt hot se awer nij

Do schmunzelt der Baron un sacht: „Wohlan,
Bedenke dir's, ich spreche wieder an!“
Mit dene Worte schiebt er ab, der dumm' ald' Geß
Un drambelt widder fort im Schoffedreck.

Geßels Rheinländischer Hausfreund.

Schön Lenche awer guckt 'm nooch un hent
De Kopp un schdeht un simulirt un denkt:
„Des is d'r doch forios, — der ald' Baron,
Der schdeckschdeif' un schbindeldere Herr von,
Mit seiner Glaz un seiner blooe Brill',
Was der nor meent un was er vun m'r will!
Meent der verleicht, das' sich e junges Blut,
Wie ich, in so 'n dumme Hauwekopp
Vergasse oder gar verliewe dhut?
Un glaabt verleicht der usgebloose Tropp,
Ich dhät d'r uf sein dumm's Gebabbel höre,
Un ich ließ mich verleicht d'r dorch bethdre?
Do braucht er sich keen Hoffnung druf zu mache, —
Was dhät' dann dod'rzu mein Christian sage?!“

Un doch, — wann ich m'r's iwerleg': es wär'
Jo möglich aach, — zwar glaawe dhu' ich's nit, —
Ich nemm nor an, es wär 'm Ernstcht d'emit, —
Erstcht közlich, 's is noch keen drei Woche her,
Do haw' ich d'r e so e G'schicht gelese,
In der is aach 'n Herr Baron gewese,
Der war, wie meiner, aach so arg verschosse
In so e wunnerschönes aarmes Mädche,
Das' er sich mit 'r hot Koblire losse, —
Jetz köunt's doch sein, des dhät aach mir bassire,
Dann schön — ich will jo nit mit renommire —
Schön bin ich d'r doch aach, so meen' ich als,
So schön, als wie nor Leni in der Palz:
Drum wann er werkllich mich als Fraa wollt hawe,
— Ich dhu d'r zwar, wie g'sagt, noch nit draß glaawe —
Do mist' ich m'r die Sach' denn doch bedenke,
Ob ich sein Andrag nit Gehör solt' schenke,
Dann „gnädig Fraa sein“ is doch aach nij schlecht's —
Un mit 'm Christian is jo doch nij recht's.

Judem, wer wees', verleicht in zwee — drei Jährche,
Do werre mir mitnanner doch e Päärche, —
Dann der Baron' is ald, — er kann jo schderwe,
Un dann dhu ich 'n ganz alleen beerwe
Un ich bin reich, — so reich, das' alle Herre
Sich um die schön jung Fraa bewerwe werre,
Doch keen vun alle nemm' ich dann zum Mann,
Als wie mein liewe gude Christian!
Dem bleiw' ich trei als Fraa Baronin aach,
Un was die Welt d'r vun aach denke mag:
Der werd' mein Mann, der eenzig un alleen,
Un wann er aach dies unner mir dhut schdeh,
Ich kann 'n jo, der ganze Welt zum Bosse,
For mein gud' Geld aach adlig mache losse,
For Geld Fricht mar jo Alles heitzudag,
Warum dann nit e Bische Adel aach?!
Ja, ja, des dhu ich so gewis — —

Ja so,
Ich dummi Gans, was babbel ich dann do?
Wie kann mar sich nor so Gedanke mache?
Wees' Gott, ich muß jetz selwer drinwer lache!
Neen, Herr Baron, uf dich will ich nit waarte,
Un for die Zukunft wees' ich, was ich dhu:
Geh' widder ich emol in unsern Gaarde,
Do schließ' ich fescht des Gaardedhirche zu!“

Barad.

Eine patriotische Fürstin.

In der Mitte des vorigen Jahrhunderts stand
es traurig um die Meinung des deutschen Volkes
von sich, seiner Sprache und seiner Literatur. In
den unteren Volksklassen hatte man allen Muth
und alles Vertrauen zu dem eigenen Können ver-

loren und in den wohlhabenden Klassen, und besonders beim Adel und an den vielen Fürstehöfen galten nur französische Sprache, französische Sitten, französische Wissenschaft und Literatur etwas. Man war der Meinung, daß die deutsche Sprache zu unbehilflich sei, um edlere Gefühle und Empfindungen auszudrücken, und eine feine Bildung und eine ächte Wissenschaft nur von den Franzosen ausgehen könne. Nun wollen wir gar nicht in Abrede stellen, daß in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts und schon vorher eine Anzahl bedeutender Männer, Gelehrte wie Schriftsteller, Redner u. dgl. von Frankreich ausging und durch sie eine mächtige Anregung die umliegenden Völker erfuhren. Aber so schlimm stand es doch in Deutschland auch nicht. Hatte nicht um die Mitte des vorigen Jahrhunderts ein Klopstock seine vaterländischen und religiösen Lieder gesungen und in seinem „Messias“ einen mächtigen, urfrischen poetischen Ton angeschlagen? Und erschien nicht im Anfang der sechziger Jahre Lessings „Minna von Barnhelm“, welche zeigte, was gute deutsche Sitte ist und was deutsche Dicht- und Sprachkunst zu leisten vermag und daß sie kühn mit den französischen Poeten in die Schranken treten könne? Und etwas später deckte derselbe große Sprachmeister und kühne Denker schonungslos die Hohlheit, Phrasenhaftigkeit und Gehaltlosigkeit französischer Dichtwerke auf in ewig denkwürdigen, glänzenden, schriftlichen Ausführungen.

Solche Stimmen verhallten nicht ins Leere; die Freunde deutscher Sitte und Geistesart jubelten ihnen zu und auch an einzelnen Höfen gab es kunstsinnige Fürsten und Fürstinnen, welche sich dieses Aufschwungs und Selbstgefühls des deutschen Geistes freuten. Unter ihnen steht Karl Friedrich von Baden und seine Gemahlin, die Markgräfin Caroline Luise von Darmstadt oben an. Berief Karl Friedrich im Jahre 1774 nicht Klopstock an seinen Hof? Stand er nicht mit Herder im Briefwechsel? Und seine kunstsinnige patriotische Gemahlin unterstützte ihn in diesen seinen edlen Bestrebungen. Sie studirte eifrig Naturwissenschaft, legte eine naturhistorische Bibliothek, eine Naturalien- und Kunstsammlung an, als Grundlage der heutigen Karlsruher Sammlungen, und folgte mit lebhaftem Interesse dem Aufschwung deutscher Literatur und Wissenschaft. Sie machte aus dieser Vorliebe gegenüber den an französischer Bildung hängenden Hüflingen durchaus keinen Hehl und wußte zeitweise ihren Anschauungen in treffenden Schlagworten Achtung zu verschaffen.

So war Ende der siebziger Jahre ein französischer Prinz, der Deutschland bereifte, auch in

der Markgräflichen Residenz erschienen und von Karl Friedrich zur Hofstafel eingeladen worden. Das Gespräch lenkte sich auch auf deutsche und französische Literatur, wobei der Franzose und seine Begleiter behaupteten, die Deutschen hätten keinen Gelehrten, der den französischen Geistesgrößen auch nur einigermaßen an die Seite gestellt und mit ihnen verglichen werden könnte. Um den immer lebhafter werdenden Streit zu beendigen, forderte die Markgräfin den Prinzen auf, sechs seiner Genies auf eine Karte zu schreiben, und sie erbot sich, sogleich sechs deutsche daneben zu stellen. Der Franzose schrieb: Descartes, Fontanelles, Molière, Buffon, Montesquieu, Gresset. Die Markgräfin setzte ungefümt ihnen zur Seite: Leibniz, Haller, Lessing, Gmelin (?), Grotius, Gleim. Es kommt nicht darauf an, lieber Leser, ob Du die Verdienste und Lebensverhältnisse dieser Männer, der deutschen wie der französischen, genau kennst oder nicht; sie verdienten alle die Auszeichnung, die ihnen geworden; unter den Deutschen ist Leibniz der große Philosoph, Gmelin der Botaniker und Freund Hebels und Gleim der Dichter der Lieder eines preussischen Grenadiers zur Verherrlichung der Thaten Friedrich des Großen. Die Markgräfin war aber damit noch nicht zufrieden; sie schrieb sechs neue Namen auf und verlangte, der Prinz solle gleichfalls sechs gelehrte Franzosen bezeichnen. Der Prinz küßte die Karte und gestand, daß er keinen Franzosen dagegen zu halten habe. Mag der Prinz auch aus Artigkeit geschwiegen haben — es erfüllt einen heute noch mit hoher Befriedigung, wie die treffliche Frau muthig und entschlossen deutsche Wissenschaft zur Anerkennung brachte. — Willst Du, geneigter Leser, auch die sechs weiteren Namen, die die Markgräfin aufschrieb, wissen? Außer dem Mathematiker Hase, der mehr jener Zeit angehört, sind es Namen von bestem Klange, die heute noch den Deutschen alle Ehre machen: Kopernikus, Friedrich II., Winkelmann, Klopstock &c.

Der kluge Richter.

Ein ehemaliger badischer Richter, der wegen seiner zuweilen wahrhaft salomonischen Urtheile viel von sich reden machte, hatte einen Bauer in Eid zu nehmen. Der Richter war der bestimmten Ueberzeugung, daß der Bauer falsch schwören werde.

Die Vorbereitungen zur Eidesabnahme waren getroffen, das Crucifix stand zwischen den zwei brennenden Kerzen auf dem Tische und draußen war es bitterkalt.

Der Bauer war erschienen. Da klingelte der Amtmann den Amtsdienner herein. „Weber“,

herrschte er denselben an, „da die zwei Fenster öffnen, weit aufmachen!“ —

Amtsdiener: Aber Herr Amtmann, wir haben 15 Grad Kälte draußen!

Amtmann (im größten Ernste): Hat nichts zu sagen. Glaubt Ihr denn, wenn der Teufel diesen Kerl da holt, wolle ich mir die Fenster zerbrechen lassen!

Der Bauer wurde leichenblaß, und als er sich von sichtlichem Schrecken erholt, erklärte er stotternd: Herr Amtmann, ich, — ich schwöre nicht.

Siebstest.

Daß es nicht bloß in den höheren Ständen, sondern auch in der unteren Volksklasse Dickschädel gibt, das beweist folgender Vorfall. Jörg,

der Knecht des Hofbauern zu Stoffeln stand mit seinem Hornvieh zur rechten Hand in gespanntem Verhältnisse. Als er nun dem Ochsen einmal wieder Prügel statt Futter gab, wurde das Vieh störrig, schlug mit den Hinterbeinen hoch aus und traf seinen Quäler so geschickt an den Kopf, daß dieser rücklings in die Stallecke flog. Der Hofbauer kam dem Knecht zu Hilfe und war voller Besorgniß, es möchte dem Schwergetroffenen ein Leids geschehen sein. Doch siehe da, der Knecht befand sich alsbald den Umständen angemessen wohl; der Ochse aber hinkte sofort am hinteren Beine.

August Stöber,

der elsässische Dichter, Gelehrte und Patriot.

Ein Lebensbild.

Mit tiefer Wehmuth ergreift der Hausfreund die Feder, um mit einigen Worten das Lebensbild des elsässischen Dichters einzuleiten, das Lebensbild, welches der trauernde Bruder des Entschlafenen verfaßt hat.

Wahrlich, auch wir dürfen trauern; denn August Stöber war einer der wenigen elsässischen Männer, die auch unter französischer Herrschaft sich ihrer deutschen Abstammung erinnert und dem alten Heimathlande ihr volles, treues Herz bewahrt hatten. Ja, die Elsässer

sind ein echter deutscher Stamm und, weiß Gott, einer der fernigsten und besten. Die da drüben am Wasgenwalde sind Alemannen, wie wir da hüten am Fuße des Schwarzwaldes:

„Wohl trennen mag Schicksal ein Volk und ein Land,
Doch einigt die Herzen ein ewiges Band,
Und macht uns zu Brüdern und schließet uns ein
In ein Paradies — unsere Heimath am Rhein!“

Nun sei aber dem Bruder das Wort gegeben, damit er uns erzähle von dem Lebensgange des edlen Mannes:

Das Elsaß hat am 19. März 1884 einen seiner treuesten Söhne, der Rheinländische Hausfreund einen geschätzten Mitarbeiter verloren, dessen fünfzigjähriges Wirken als Schriftsteller nachhaltigen Segen zurückläßt in und außerhalb seiner Heimath. Es ist August Stöber, einer der Stammhalter deutscher Sprache und Sitte im Elsaß, ein fleißiger Forscher heimathlicher Sage und Geschichte, ein anmuthiger Erzähler und begabter Dichter. Sein menschenfreundlicher, dienffertiger und biederer Sinn erwarb ihm zahlreiche Freunde, wie sich's auch

bei seiner Leichenfeier kundgab, und die Grabredner erklärten einstimmig: er habe keinen Feind gehabt. Ich aber, sein Bruder, muß mit dem Wandsbeker Voten sagen:

Ach sie haben
Einen guten Mann begraben,
Und mir war er mehr!

Mir war er ein trauerter Herzensbruder, mit dem ich von Kindheit an bis in's Greisenalter fast unzertrennlich zusammen gelebt und gestrebt habe. Der geneigte Leser wolle mir's zuguthalten, wenn ich — von dem Rheinländischen Hausfreund beauftragt, meines Bruders Lebensbild zu zeichnen — dies etwa mit allzu warmen und lichten Farben thue. Um größerer Unparteilichkeit willen gedenke ich ändern urtheilsfähigen Stimmen das Wort über

seine Leistungen abzutreten und mir selbst mehr nur die eigentliche Lebensskizze vorzubehalten.

Daniel August Ehrenfried Stöber wurde zu Straßburg am 9. Juli 1808 geboren. Er war der älteste Sohn des Dichters Ehrenfried Stöber, der seines Berufes Notar und Rechtsanwalt war. Seine Mutter, Luise Stöber, geb. Klüß, war die Tochter eines badischen Pfarrers in Rheinbischofsheim. Hier in diesem wohlhabenden Marktsteden mit obstreichen Gärten brachten wir Stadtkinder alljährlich bei guten Verwandten unsere Ferien zu und freuten uns des friedlichen Landlebens; auch fühlten wir uns in dieser rechtsrheinischen Gegend ebenso heimisch, wie unter unsern Landsleuten. Schon frühe, gleichsam mit der Muttermilch, sogen wir also die rheinländische Heimathliebe ein, die auch unser Vater in einem seiner Lieder ausspricht:

Das Rheinthale ist mein Vaterland,
Das Elsaß d'rinn' sein Diamant!



Glaubt Ihr denn, wenn der Teufel diesen Kerl da holt, wolle ich mir die Fenster einschlagen lassen?

Augusts Taufpathe war der edle blinde Dichter Pfeffel, dem er auch später Gedendblätter widmete. Den ersten Schulunterricht erhielten wir durch den Verfasser der „Vaterländischen Geschichte des Elsaß“, A. W. Strobel, unseres Vaters Freund. Beide säeten schon frühe den Samen der Heimathliebe in unsre Herzen. August besuchte zu seiner weiteren Ausbildung von 1816 bis 1826 das Gymnasium seiner Vaterstadt. Damals war die Unterrichtssprache in dieser von dem berühmten Joh. Sturm gegründeten Anstalt noch vorherrschend die deutsche, im Gegensatz zu dem durch und durch französischen Lycée. Mit der deutschen Literatur machte uns Professor Aufschlager näher bekannt, Verfasser einer „Blumenlese“ deutscher Gedichte und des dreibändigen historisch-topographischen Werkes: „Das Elsaß.“ Von den Knabenjahren an, nach des Vaters Beispiel, im Dichten sich ühend, erhielt August bei seinem Austritt aus dem Gymnasium den Preis der deutschen Poesie, während seinem Bruder der Preis für französische Poesie und der für schöne Literatur zuerkannt wurde. Beide hatten noch während ihres letzten Gymnasialjahres mit einigen Freunden, jedoch pseudonym, ein Festchen Gedichte unter dem Titel „Alsatiches Vergißmeinnicht“ (1825) herausgegeben.

Im Novbr. 1826 bezogen wir die Universität, um uns dem Studium der Theologie zu widmen. Hafner, Nebelob, Matter u. Bruch waren die namhaftesten unserer Professoren; noch größern Einfluß aber übte auf unsere Studien ein geistvoller Privatdozent aus, der jetzt noch als achtzigjähriger Greis rüstig und rühmlich wirkende Professor und Schriftsteller Eduard Reuß. Für den wissenschaftlichen Fortschritt war nicht eben günstig die Julirevolution, wenn auch der neue Freiheitsaufschwung von allen jugendlichen Gemüthern mit Jubel begrüßt wurde. Beide Brüder Stöber verfaßten damals eine „Kurze Geschichte der Julirevolution“ und traten auch, da die junge Freiheit durch die heilige Allianz bedroht schien, in die neuerrichtete Nationalgarde ein. Unsere Begeisterung für Frankreichs Freiheitsmission wurde durch manche bittere Enttäuschung bald gar sehr herabgestimmt. Loyale Staatsangehörige Frankreichs blieben wir zwar bis zum Friedensschluß 1871, aber unbeschadet unserer Vorliebe zu dem angestammten Deutschland, dessen Fortdauer im Elsaß durch unsern Wiederanschluß an das alte deutsche Reich nunmehr gesichert ist. Hiermit sei der Punkt unserer politisch-nationalen Haltung erledigt.

Durch die Juli-Ereignisse einigermassen vom theologischen Studium abgelenkt, bestand August Stöber sein Kandidaten-Examen erst 1833, während sein Bruder dasselbe ein Jahr früher bestanden hatte, und sofort als Erzieher der Söhne des Mosel-Präfekten Sers nach Meh übergesiedelt war, was eine dreijährige Trennung der bisher so innig verbundenen Brüder zur Folge hatte. Hier sei zur Kennzeichnung Augusts beiläufig bemerkt, daß er, abgesehen von einigen kürzeren Reisen den Rhein entlang, nach Süddeutschland und nach Paris, niemals in seinem langjährigen Leben einen längeren Aufenthalt außer dem Elsaß genommen hat; so hing er an seiner Heimath, wie der Schweizer an seinen Alpen.

Den zum Pfarramt erforderlichen Grad eines Baccalaureus der Theologie erwarb sich August Stöber 1834 durch eine Abhandlung über den berühmten Prediger Geiler von Kaisersberg. Diefem originellen Sittensprediger am Strahburger Münster widmete er ein vieljähriges gründliches Studium, als dessen Frucht er eine ausführliche Lebensbeschreibung Geiler's nebst Würdigung seiner Schriften beabsichtigte, was aber schließlich leider doch nicht zu Stande kam. Indessen verwertete

er diese Geilerstudien wenigstens in sprachwissenschaftlicher Hinsicht, indem er den Brüdern Grimm zu ihrem vortrefflichen Deutschen Wörterbuch eine Reihe von Vesehrüchten aus Geiler's Schriften überfandte.

Wir sind jetzt an den Zeitpunkt gelangt, wo August Stöber von seiner Vaterstadt scheiden sollte, deren dankbarer Sohn er übrigens zeitlebens blieb. Er begab sich 1834 nach dem lieblich gelegenen Bergstädtchen Oberbronn, wo er neben Privatstunden, die er den Kindern dortiger Familien ertheilte, sich im Predigen übte, zeitweise für Pfarrer vicarirte, seine beste Zeit aber den Musen widmete. Dort gründete er mit seinem inzwischen heimgekehrten Bruder im Frühjahr 1838 das Unterhaltungsblatt „Erwinia“, an welchem sich auch befreundete jüngere und ältere, einheimische und über-rheinische Mitarbeiter bis zum Schlusse des zweiten Jahrgangs beteiligten. Im Jahr 1838 entschloß er sich, den geistlichen Beruf mit dem Lehrfach zu vertauschen und einem Rufe nach Buchsweiler als Lehrer der oberen Mädchenschule und Professor der deutschen Literatur am dortigen Gymnasium zu folgen. Da jedoch seine Mutter und sein Bruder (letzterer als Pfarrer) seit 1839 nach Mülhausen im Oberelsaß übergesiedelt waren, zog ihn sein Kindes- und Bruderherz auch dahin: er bewarb sich um die erledigte Lehrstelle an der sechsten Klasse des dortigen Gymnasiums und erhielt auch dieselbe im Oktober 1841. In diesem Wirkungskreis arbeitete er gewissenhaft und mit gutem Erfolge 30 Jahre lang, verfaßte auch mehrere Schulbücher, namentlich über deutsche Sprache und Literatur, die er mit Vorliebe lehrte. Seine Verdienste als Schulmann fanden auch höhern Orts Anerkennung, sodaß er mit dem Ehrentitel eines „Offiziers der Akademie“ ausgezeichnet wurde. Mehr noch, als diese akademische Palme galt ihm aber die Anhänglichkeit seiner dankbaren Schüler, die in ihm einen väterlichen Freund verehrten. Leider wurde seiner Lehrthätigkeit im Winter 1871—1872 durch eine schwere Krankheit ein Ziel gesetzt. Er trat in den Ruhestand zurück; nur die seit 1862 übernommene Stelle eines Stadtbibliothekars behielt er bei, wie er auch an der Verwaltung des historischen Museums als Vorsitzender bis gegen Ende seines Lebens thätig blieb.

Die so gewonnene Muße verwandte er nunmehr mit verdoppeltem Eifer auf seine schriftstellerische Thätigkeit, welche von jeher seine Lieblingsbeschäftigung war und deren Erzeugnisse wir jetzt noch in raschen Zügen zu schildern haben, soweit sie nicht bereits erwähnt worden sind. Wie fruchtbar er war, ist aus einem Verzeichniß seiner Schriften, welches über 60 Nummern zählt, zu ersehen; er ordnete dieselben unter sechs Rubriken, die wir aber hier, um leichterer Uebersicht Willen, auf zwei Hauptklassen zurückzuführen: Belehrende und dichterische Schriften.

Aus der ersten Gruppe ragen, als sein Hauptwerk, hervor: „Die Sagen des Elsaßes“, nach den Volksüberlieferungen und den Chroniken (St. Gallen 1852 und 1853). In der Anlage dieses auf gründlicher Quellenforschung ruhenden Buches befolgte er die Methode der auf diesem Gebiete bahnbrechenden Gebrüder Grimm. Auch sandte er sogleich die ersten Hefte dieses Werkes an Jakob Grimm, von welchem er folgendes anerkennende Urtheil empfing: „Sie sammeln ganz in meinem Sinn, wie es allen willkommen sein muß, die aus diesen Stoffen Gewinn zu ziehen verstehen. Alle noch jetzt ersahbaren Ueberlieferungen (aus dem Volksmund) sind reicher und naturwüchsiger, als die aus Büchern zu schöpfenden. Den Elsaß gewinne ich immer lieber, je länger ich ihn studiere. Einigermassen habe ich mich schon um ihn verdient gemacht, Heint. des Gleißner's

Reincke Fuchs ihm vindicirt und einen Theil seiner Weisthümer herausgegeben" (Okt. 1851). Ein Jahr später wurde Aug. Stöber für das Deutsche Wörterbuch von Jakob Grimm förmlich angeworben: „Ich füge bittweise hinzu, daß auch von Ihnen Beiträge seltener Wörter oder lebendige Beispiele bekannter, auf einzelne Blättchen geschrieben, durch genaues Citat belegt, dem Wörterbuch heilsam werden können. Ich denke besonders an Bücher, die zu Strazburg gedruckt worden, an seltene Bücher aus dem 16., 17. Jahrhundert. Neulich war ich so glücklich, mir sechs Folianten Kaisersbergischer Tractate zu erwerben, die ich nun für's Wörterbuch durchlese.“ Aug. Stöber nahm sofort, seiner gewohnten Dienstfertigkeit gemäß, die ehrenvolle Werbung mit Freuden an und lieferte mit ausdauerndem Fleiß während eines ganzen Jahrzehnts eine Reihe Citate aus Geiler's Schriften zu dem klassischen Wörterbuch. Aus Jakob Grimm's Briefen, die er an ihn innerhalb dieses Zeitraumes geschrieben, sei hier noch folgende rührende Aeußerung über den Verlust seines Bruders Wilhelm mitgetheilt:

„Sicher ist Ihnen, verehrter Freund, schon durch öffentliche Blätter Kunde von dem schweren Leid geworden, das mich betroffen hat. Sie selbst besitzen einen trauten Bruder, mit dem Sie in gleicher Gesinnung und Gewohnheit verharren, mit dem Sie oft auch gemeinschaftlich gearbeitet haben.

Ich aber war mit Wilhelm von Kindesbeinen an zusammen, unser Vermögen, unsere Bücher, unser Haushalt war stets ungetrennt, und was wir unternahmen und zu Stand brachten, geschah in stetem

Bunde; jetzt ist er durchschnitten und ich stehe allein, nur daß mich die Liebe seiner Kinder und seiner Frau tröstet, die auch mir wie dem Vater und Mann anhängen.“

Den Brüdern Grimm überfandte Aug. Stöber auch Guldbigungs-Exemplare seines Jahrbuches „Alsacia“, Beiträge zur elsässischen Geschichte, Sage, Sitte, Sprache und Literatur, welches von 1850 bis 1876 in elf Bänden erschien. Er selbst hatte an der Verfassung derselben den Hauptantheil, wurde jedoch auch durch befreundete Mitarbeiter, namentlich den Archivar Moshmann, den Stadtbibliothekar Stoffel in Colmar und den Strazburger Bibliothekar Rudolf Reuß, bestens unterstützt. In Beziehung auf diese reichhaltige Fundgrube elsässischer Heimathkunde schreibt ihm Jakob Grimm (31. Mai 1855): „Wie dankbar muß Ihnen Deutschland sein und bleiben, daß sie eifrig darauf bedacht sind, Material für unser Alterthum, für Sprache, Sitte und Poesie auf einen ergiebigen Boden zu retten!“

Nicht minder anerkennend äußert sich auch Wilhelm Grimm:

„Den neuesten Band der Alsacia habe ich mit Vergnügen durchgesehen; die Abhandlungen darin sind anregend und belehrend und allen liegt eine gute, wohlmeinende Absicht zu Grunde. Ich würde es bedauern, wenn diese Unternehmung vor den vielen bloß unterhaltenden, auf augenblicklichen Reiz berechneten Zeitschriften, zu denen niemand wieder zurückkehrt, weichen sollte. Ihre großen Verdienste für Erhaltung der natürlichen Bande, mit welchen das Elsaß und Deutschland zusammenhängen, habe ich allezeit erkannt und mich an Ihrem lebendigen und frischen Sinn erfreut“ (14. Febr. 1855). Leider gelang es, in Folge geringen Absatzes, nur mühsam und nach längern Zwischenräumen, die Herausgabe der Alsacia bis zum Jahr 1876 fortzuführen; erst im Jahr 1884 erschien ein zwölfter, von dem lieben

Verfasser ahnungsvoll als letzter bezeichnete Band, unter dem Titel: „Neue Alsacia“ (Mühlhausen, Petry). Diese Sammlung enthält zwar keine ganz neue, wohl aber neu durchgesehene und vervollständigte Arbeiten August's, die er im Vorwort als „letzte Lehren zur letzten Garbe“ bezeichnet. Der müde Säemann und Schnitter ist nach heißem Tagewerk gleichsam auf dieser letzten Garbe friedlich entschlafen.

Mittlerweile, zwischen der Herausgabe der Alsacia-Bände, schrieb er auch in französischer Sprache zahlreiche Beiträge zu der Revue d'Alsace (Colmar); überhaupt, da französische Schriften bei den Gebildeten im Elsaß leichtern Eingang

fanden, verfaßte er deren nicht wenige, namentlich die Bulletins du Musée historique von 1876 bis 1883, wobei ihn aber befreundete Mitarbeiter unterstützten. Unter seinen belehrenden Schriften sind noch hervorzuheben seine Lebensskizzen namhafter Elsässer und mehrere auf Goethe's Aufenthalt in Strazburg bezügliche Schriften: „Der Dichter Lenz und Friederike von Sessenheim“, 1842. „Der Aktuar Salzmann“, 1855. „J. G. Röderer und seine Freunde“ 1874. An das poetische Gebiet streifen seine phantastischen und humoristischen „Erzählungen und Märchen“, wie auch das „Elsässische Volksbüchlein“, Kinder- und Volksliederchen, Spielreime, Sprüche und Märchen (2. Aufl. 1867), eine köstliche Sammlung in der Art von Grimm's „Kinder- und Hausmärchen.“

Dieses poesievolle Büchlein möge den Uebergang bilden zur zweiten Hauptgruppe der Schriften Aug. Stöber's: zu seinen Gedichten. Eine erste Sammlung



August Stöber.

derselben, verbunden mit Gedichten seines Bruders, erschien 1836 unter dem Titel: *Alfabilder, vaterländische Sagen und Geschichten*. 1842 gab er seine sämtlichen Gedichte in 1. Auflage zu Straßburg und 1867 in 2. Auflage zu Mühlhausen heraus. Zur Kennzeichnung seiner Dichtungsweise führe ich folgendes Urtheil von Janaz Hub an (Deutschlands Balladen- und Romanzendichter. 2. Aufl. S. 729): „Mit seinen poetischen Leistungen, welche vermöge seiner wesentlich heitern und äußerlich wirksamen Persönlichkeit weniger durch lyrische Tiefe sich auszeichnen, reißt sich August Stöber der schwäbischen Dichtergemeinschaft, vorzüglich Gustav Schwab an in Behandlung der Romanze und vaterländischen Sage, deren einfach gemüthlichen, treuherzigen Ton er wohl zu treffen versteht. Die geistige Eigenthümlichkeit seiner Muse besteht bei geschmeidiger Form, in glücklicher Naturanschauung, poetisch warmem Gefühl, heiterer und feiner Ironie, und ehrenwerther deutscher Gesinnung.“ — Ebenfalls in 2. Auflage erschien 1877 sein Liederheft: *„Drei Aehren im Oberelsaß“*. Dieser hochgelegene Luftkurort war alljährlich zur Sommerfrische sein Lieblingsaufenthalt; auch athmen diese Lieder einen frischen, frohen Natursinn. — Noch sind zwei humoristische Dialoge in Versen und in elsässer Mundart zu erwähnen, die sich einer entschiedenen Popularität zu erfreuen hatten: *„E Firobe (Feierabend) im e sundgauer Wirthshaus“* (1868) und *„Der Fürsteberger vergesse“* (1882). Seine Dialektpoesien finden sich nahezu vollzählig in dem zu Straßburg von Rosenstiehl gesammelten *„Elsässer Schatzkästel, mit eme Schlüssel derzue von Adolf Stöber.“* — Um dem geneigten Leser wenigstens ein Probdchen von Aug. Stöber's Dichtungsweise zu geben, wählen wir folgendes, das gerade für den Rheinländischen Hausfreund besonders passend erscheint:

Wasgau und Schwarzwald.

Ihr Schwarzwaldberge, wie so nah,
Wie ganz erschlossen liegt ihr da!
Ich seh' auf euern lieben Höh'n
Die Schlösser alle leuchtend steh'n;
Die Pfade seh' ich durch den Wald,
Ahn' manche wandelnde Gestalt.

Inmitten rauscht der alte Rhein,
Der sagt: „Ihr müßet Brüder sein!“
Und schau' ich euch in's Auge klar,
So find' ich auch die Deutung wahr.
Ihr Menschen zwischendrinn' im Land,
So reicht euch denn die Bruderhand!

August Stöber's schriftstellerische Thätigkeit während eines halben Jahrhunderts (er gedachte im April 1884 sein Autoren-Jubiläum zu feiern) fand die verdiente Anerkennung. Gelehrte Gesellschaften ernannten ihn zu ihrem Ehrenmitglied und die philosophische Facultät der Straßburger Hochschule verlieh ihm den Titel eines Ehren-Doctors der Philosophie. Wie er in religiöser Hinsicht gefinnt war, mögen folgende Anfangsworte seines Testaments bezeugen: „Im Namen Gottes! Ihm, dem uns durch Jesum Christum als Vater geoffenbarten, allmächtigen und allbarmherzigen Herrn über Leben und Tod sei Ehre und Preis in Ewigkeit! Amen.“ Ein unheilbares Herzleiden, welches er geduldig und gottergeben ertrug, führte leider am 9. März 1884, kurz nach Mitternacht, seinen Tod herbei. Sein Verluft wurde weithin schmerzlich empfunden. Zahlreiche Freunde aus der Nähe und Ferne gaben ihm das letzte Geleite. Außer dem Geistlichen sprachen bei seiner Leichenfeier noch Herr Archivar Rogmann aus Colmar und Herr

Prof. Martin aus Straßburg warme Worte des Beileids. Seinem Bruder aber, dem er noch sein letztes Werk *„Die Neue Alfatia“* widmete, sei schließlich gestattet, ihm aus Herzensgrund die Davidsworte nachzurufen: „Es ist mir leid um Dich, mein Bruder! Ich habe große Freude und Wonne an Dir gehabt.“
Adolf Stöber.

Der dumme Hans.



Hans:

„Gott grüß Dich, schöne Nachbarin,
Mit Deinem Rabenhaar;
Du steckst schon lang mir in dem Sinn:
Willst Du, sind wir ein Paar!“

Grethe:

„Zwar wären wir ein hübsch Gespann;
Doch nehme mir's nicht krumm,
Ich weiß noch einen klügern Mann,
Du bist mir viel zu . . . reich!“

Das Bürgermeisteramt Kleinstätten
an
solches zu London.

In Erbschaftsachen den Michael
Jost betr.

Wohlbasselbe wolle durch die Schelle bekannt machen, daß ihm auf Ableben seiner Großtante drei Viertel Acker in der Schmalzhalbe und ein Antheil am Hinterhause zugefallen sind, falls er noch dorten ansäßig sein sollte.

Kleinstätten, den 1. April 1884.

Das Bürgermeisteramt:
Ramsberger.

Ein improvisirtes Gastspiel.

Humoreske von M. Barad.



In einem regnerischen Augusttage des Jahres 1862 hielt vor der „Post“ in F auf dem badi-schen Schwarzwalde der von Freiburg kommende Gilwagen und die einzigen Passagiere, drei in leichten und bequemen Touristen-Anzug gekleidete Herren, die sich den Humor durch das abscheuliche Wetter nicht hatten verderben lassen, verliefen lachend und scherzend den

Bangraum, den ein wahrer Nebel von Tabaksqualm anfüllte.

„Herr Wetter, o Herr Wetter,
Was ist das für ein Wetter!“

stimmte alsbald der erste Ausgestiegene an mit herrlich klingendem Tenor und

„Das ist ein Wetter, recht gemacht,
Daß man so hinhockt Tag und Nacht,
Und hegt sich
Und pflegt sich
Beim Gläslein Wein.
Und läßt das Wetter draußen sein!“

fielen alsbald die beiden anderen Passagiere im ersten und zweiten Paß ein, daß der Wirth, der mit dem nationalen rothen Regenschirm herbeigeeilt war, um die Gäste „trocken“ in's Haus zu geleiten, ganz verwundert dreinschaute und mit freundlichem Lächeln sprach:

„Daran werden Sie wohl thun, meine Herren; denn Wein werden Sie bei mir finden, wie nirgends auf dem Schwarzwalde, — der beste Marktgräser —“

„'s ist Wasser, 's ist Wasser!“

sang wieder der erste Tenor und alsbald fielen die beiden andern Stimmen ein:

„Mit Wasser bleibt mir ferne,
Das trink' ich gar nicht gerne!
Wein muß es sein
Vom Rhein!“

„O, ich habe auch Rheinwein, meine Herren“, sprach der Wirth schmunzelnd, „echten Rauenthaler!“

„Dann thu' dich auf, du stille Klausel,
Denn — wir bleiben in dem Hause!“

deklamierte in hochtragischem Pathos der erste Paß, indem er den Wirth unter dem Arm nehmend in die Gaststube trat, in welcher nur ein einziger Gast „wimmelte“, der hinter einem Glase abgestandenen Bieres an einem der langen von hölzernen Stühlen umgebenen

Tische saß und die Ankommenden mit aufmerkamen Blicken musterte.

„Die Herren sind wohl Freiburger Studenten?“ frug jetzt der Wirth, mit verbindlichem Lächeln sein Käppchen in der Hand drehend, den Herrn, der mit ihm in die Stube getreten war.

„Studenten?“ — erwiderte der Angeredete, — „Fahrende Schüler?“ — Nein:

„Ich bin's, den jene Wälder kennen,
Bin's, den Mörder Bruder nennen,
Bin — der Räuber Jaromir!“

Und diese hier sind meine Spieß- oder Speisgesellen: Drum“ — begann er jetzt wieder mit schöner, klangvoller Bassstimme:

„Weil man jezo hier im Hause
Mir gehorchen wird müssen:
So wollen wir, — so wollen wir
Sogleich das Mittagsmahl!“

Der Wirth lachte und sprach: „Ich merke schon, Ihr seid ein paar lustige Vögel, — aber solche Gäste hab' ich gern, die bringen Leben in's Haus, besonders bei einem so heillosen Regenwetter!“

„Glauben Sie wohl, daß der Regen anhält?“ frug jetzt der Tenorist, „oder ist Hoffnung vorhanden, daß es sich bald wieder aufhellt?“

„Einen oder zwei Tage wird's wohl anhalten“, entgegnete der Gasthalter, „wenn's im Gebirg einmal anfängt zu regnen, hört's so schnell nicht wieder auf!“

„Das sind schöne Ausichten!“ sprach verdrücklich der junge Mann, sich zu seinen beiden Reisegefährten wendend. „Mit Euch mache ich noch einmal eine Schwarzwaldbtour!“

„Ruhig Blut, Anton!“ sprach jetzt der erste Paß wieder: „im schlimmsten Falle thun wir, was wir bei solchem Wetter in Karlsruhe auch thun würden, — wir warten ruhig ab bis es besser wird. Doch jetzt vor Allem, Herr Wirth, bringen Sie uns Etwas zu essen, — gut und viel: wir haben Hunger wie die Wölfe!“

„Ein Viertelstündchen müssen Sie sich noch gedulden, meine Herren!“ entgegnete der Wirth. „Unterdessen trinken Sie vielleicht ein Glas Bier? — Ganz frisch angestochen!“

Ein Blick auf die dickflüssige Brühe in dem Glase des im Zimmer noch anwesenden Gastes genügte den drei Touristen, auf diesen Genuß zu verzichten; sie lehnten das Anerbieten des Wirthes ab und setzten sich an einen Tisch, um sich die Zeit mit launigen Gesprächen, Scherzen und Neckereien zu vertreiben.

Wir haben inzwischen Gelegenheit, uns die Gäste etwas näher zu betrachten.

Der erste der drei Touristen, der Tenorist, war ein etwa dreißig Jahre zählender Mann mit schönen, ausdrucksvollen Gesichtszügen, blondem, lockigem Haare, einem wohlgepflegten Vollbarte von derselben Farbe und einem Paar sprechender, in munterer Lebenslust strahlender blauer Augen. Von Statur klein und für sein Alter ungewöhnlich stark beleibt, schien er etwas phlegmatisch und bequem zu sein, was seinen beiden Begleitern Veranlassung zu verschiedenen Witzeleien bot, die er jedoch alle mit Gemüthsruhe hinnahm.

Der Zweite, der erste Paß, war das gerade Gegentheil des Tenoristen. Etwas älter, als der Letztere, war er eher mager als beleibt, mit einem schwarzge- lockten Murillo-Kopfe, großen, runden, wickprühenden Augen, immer beweglich, froh gelaunt und „zu jeglicher Schandthat bereit“, wie er selbst mit schallendem Lachen von sich behauptete.

Der Dritte endlich war der weitaus am wenigsten

schöne und interessante Mann, denn — Bescheidenheit ziert — ich selbst war der Dritte, von dem ich bisher als „Zweiter Bass“ gesprochen, obwohl auch die Stimme im Vergleich zu den herrlichen Tönen des Tenoristen und dem klangvollen, sonoren Organ des Murillotopfes nur sehr unbedeutend erschien. An Humor aber — dies werde ich, ohne unbescheiden zu sein — feck von mir behaupten dürfen — blieb der Zweite nicht hinter dem Ersten Bass zurück.

Auch den Mann hinter dem Bierglase müssen wir uns betrachten, denn auch er spielt in unserer kleinen Geschichte eine und nicht die unbedeutendste Rolle. Er war ein Mann von etwa fünfzig Jahren, ziemlich „abgerissen“, der jedoch, seines innern Werthes wohl bewußt, eine gewisse Würde zur Schau trug. Er betheiligte sich natürlich an den Spässen der ihm fremden Herren nicht, war jedoch ein aufmerksamer Zuhörer und machte bei jeder neuen Scherzrede ein Gesicht, das deutlich seinen innersten Gedanken aussprach: „Den Wiß will ich mir merken, um ihn gelegentlich als eigenes Fabrikat zu verwerthen.“

Nach einer Weile kehrte der Wirth, der wohl, um nach dem Essen zu sehen, die Stube verlassen hatte, zurück, ein dickes Buch unter dem Arme und Feder und Tinte in der Hand. So trat er an den Tisch der Dreien und dem Tenoristen das aufgeschlagene Buch vorlegend, sprach er: „Meine Herren, da Sie besseres Wetter in meinem Hause abzuwarten gedenken, so darf ich Sie wohl bitten, Ihren Namen und Stand hier einzutragen: die Polizei ist streng!“

„Da, ha!“ lachte der Erste Bass „genau wie in Minna von Barnhelm: es fehlte nur, daß Sie Billig hießen und es auch in Ihren Rechnungen wären!“

„Dies bin ich, mein Herr“, erwiderte der Wirth. „Auf dem Schwarzwalde muß man dies sein, — Sie werden sich davon überzeugen.“

Unter dessen hatte der Tenorist seinen Namen eingetragen und das Buch seinem Nachbar zugeschoben, der ein Gleiches that und dann die Feder mir überreichte. Auch ich genügte der Anordnung der Polizei und las dann mechanisch die unmittelbar vorher im Buche stehenden Namen der durchpassirten oder noch im Städtchen weilenden Gäste. „Halloh!“ rief ich da, als ich plötzlich auf den Namen „Bitter, Theaterdirektor mit Gesellschaft“ stieß, „Freunde, für unser Sonntagsvergnügen ist gesorgt: Ihr findet Kollegen in F. . . . die Gesellschaft Bitter ist hier. Wenn dies derselbe Bitter ist, den ich im vorigen Jahre in Raftatt sah, so mag es morgen immerhin regnen, — die Truppe ist gar nicht übel!“

„Es ist derselbe“, sprach da der Mann hinter dem Bierglase, indem er sich erhob und an unseren Tisch schritt, „und da Sie, wie ich eben hörte, Kollegen sind, so habe ich die Ehre, mich Ihnen vorzustellen: Ich bin Bitter.“

Mit komischer Rührung erfaßte da unser lustiger Basso-Bruffo des Theaterdirektors Hand und mit den

Worten des Bruder Martin sprach er: „Ich danke dir, Gott, daß du mich ihn hast sehen lassen, diesen Mann, den die Fürsten hassen, und zu dem die Bedrängten sich wenden! Laßt mir diese Hand, laßt mich sie küssen!“

Bitter machte ein kuriozes Gesicht; er mochte wohl noch nicht viel von Göthe's „Göth von Verlichingen“ gehört haben, — bis zu solcher Höhe verstieg sich seine Kunst nicht.

„Die Bedrängten?“ frug er aufmerksam. — „Suchen Sie vielleicht Engagement? In dem Falle wäre ich nicht abgeneigt — Sie haben eine passable Stimme und scheinen auch Talent zu haben —“

„Zu viel Güte —“ erwiderte unser Gefährte, sich tief verbeugend und uns zugleich durch ein Zeichen zum Stillschweigen auffordernd, während wir kaum das Lachen verbeißen konnten.

„Ihr Name?“ frug Bitter wieder in der Haltung eines Königs.

„Franz Mayerhofer!“ antwortete der lustige Karlsruher Künstler in einem Tone, als ob er den Namen eines Choristen nenne.

Bitter machte ein Gesicht, als ob er über den schon gehörten Namen nachsinne. „Und Ihr College hier?“ frug er, auf den Tenoristen deutend.

„Wilhelm Brandes!“ war die in demselben Tone gegebene Antwort Mayerhofers. „Der dort!“ — fuhr er auf mich zeigend fort — „gehört nicht zur Kunst, er ist nur — Statist!“

Der berühmte Tenorist und meine Wenigkeit verbeugten sich vor dem Direktor, dessen königliche Miene plötzlich den Ausdruck sehr unförmlicher Verlegenheit annahm. „Brandes?“ sprach er, unwillkürlich einen Schritt zurücktretend — „das ist ja der Name — des ersten Tenoristen an der Karlsruher Hof-

bühne — und auch — Mayerhofer — — auch entschuldigen Sie, meine Herren, — Sie haben zu scherzen beliebt, — entschuldigen Sie, — entschuldigen Sie!“

Das Armesünder-Gesicht des guten Wanderschauspiel-Direktors, der zwei der bedeutendsten Karlsruher-Künstler hatte engagieren wollen, war zu komisch, als daß wir unsere Dackluft hätten länger unterdrücken können. Wie auf ein gegebenes Signal plähten wir los, wodurch Bitter's Verlegenheit nur noch mehr gesteigert wurde. Als bald aber kam ihm Mayerhofer zu Hilfe, der nicht nur die lustigste, sondern auch die gutmüthigste Haut war, in welcher jemals eine geniale Künstlerseele wohnte.

„Na, — darum keine Feindschaft nich!“ rief er munter und Bitter die Hand haltend: „Kommen Sie, mein Vetter, wir wollen die Rollen tauschen, — lassen Sie sich von mir engagiren und seien Sie mein Gast bei Tische! — Wollen Sie? — Eingeschlagen, Direktor!“

Um des „Abgerissenen“ Mundwinkel zuckte es wie Sonnenschein; seine grauen Augenlein strahlten vergnüglich und sprachen deutlich den Vorsatz aus, — sich wieder einmal recht satt essen zu wollen. Verschämt, wie eine Jungfrau, der zum ersten Male eine Liebeserklärung gemacht wird, legte er seine Hand in die des stürmischen Wetzbers und mit züchtigem Erröthen flüsterte er sein „Ja!“



Daran werden Sie wohl thun, meine Herren, sprach der mit einem Regenschirm herbeigeilte Wirth.

„So bist du mein, du zarte Blume!“ sang Mayerhofer mit unnachahmlichem Humor, und da in diesem Augenblicke eine stämmige Schwarzwälderin, eine große Suppensüßel tragend, unter der Thüre erschien, so nahm er Bitter's Arm unter den feinigten und führte den hochbeglückten Direktor des Wander-Musentempels mit „Siegesfestmarsch-Schritten“ zu dem mittlerweile hergerichteten Tische, an welchem wir uns alle „zur heiligen Handlung bereit“ niederließen.

Wir ließen uns das herbe, aber gut zubereitete Mahl trefflich munden, — am besten freilich der ausgehungerte Direktor — und mit manchem Schluck „Marktgräblers“ befeuchteten wir das nationale Sauerkraut und die hiezu gehörige „Schweinelei.“ Bitter taute auf beiden Seiten und seine Wanglein färbten sich bald mit jenem Incarnat, das schon der alte Weise Sokrates „die Leibfarbe der Tugend“ genannt hatte, obwohl er die Anwendung dieses Ausspruches für den jetzigen Fall nicht ganz gebilligt haben dürfte. — Die ungebundenste Fröhlichkeit herrschte an unserer kleinen Tafel und namentlich war es Mayerhofer, der „zu allen Humoren aufgelegt“ war, und mit manchem feinen, häufiger aber derben Witzwort unser Mahl würzte. Daß der wackere Direktor wieder als Zielscheibe herhalten mußte, ist wohl

selbstverständlich; doch der Gute ließ Alles über sich ergehen und — taute weiter.

Nach dem Essen, beim „Tischeln“ kam natürlicherweise auch die Rede auf die Kunst und die Kunstleistungen der Bitter'schen Truppe und der Direktor erzählte mit Stolz und Selbstgefühl, daß er gegenwärtig im Stande sei, nicht nur Schau- und Lustspiele, sondern auch Operetten und selbst kleinere Opern aufzuführen, da er

jetzt ein eigenes Orchester besitze, das freilich den Anforderungen der Zeit nicht vollständig entspreche, denn es bestehe nur aus einem Klavier, Violine, Viola, Clarinette, Waldhorn und Contra-Baß, je einfach besetzt unter dem Direktoratium eines früheren Schulmeisters, der zugleich auch als Schauspieler thätig sei. Beim Engagement seiner Gesellschafts-Mitglieder habe er darauf Rücksicht genommen, nur solche „Künstler“ anzunehmen, die zugleich im Schauspiel und der Oper mitwirken könnten. Die Liebhaberin sei zugleich die Primadonna, der Liebhaber zugleich der Tenor, seine eigene Frau gebe die Rollen der Anstandsdamen, Mütter und vertrete zugleich in der Oper das Fach der Sourette. Er selbst endlich sei Komiker, Charakter-Darsteller, Intrigant und Basso-Buffo; der Chor bestehe aus dem Reste der Gesellschaft und — den Kindern, womit verschiedene Mitglieder ziemlich reichlich gesegnet seien. So sei es ihm — natürlich mit verschiedenen Strichen — möglich gewesen, einige Singspiele und sogar „Czaar und Zimmermann“ aufzuführen unter „dankebarer Anerkennung“ des Publikums, wie sich die Herren hoffentlich morgen selbst überzeugen könnten, denn morgen sei — „Der Freischütz.“

„O heiliger Weber!“ rief Brandes da aus. „Aber

die Aufführung dieser Oper erfordert gute und namentlich geschulte Stimmen, wenn sie nicht zur Karrikatur werden soll, — haben Sie denn solche?“

„Nun freilich, wie in Karlsruhe“ antwortete Bitter, „können wir die Oper nicht darstellen. Die schwierigsten Nummern sind gestrichen oder in „Prosa“ übersetzt nach meinem Arrangement“, fügte er selbstbewußt mit dem Kopfe nickend bei.

„Aber die großartigen Scenerieen?“ frug Mayerhofer dazwischen. „Haben Sie denn eine Wolfschlucht?“ „Wir spielen ohne Wolfschlucht“, antwortete der Direktor; „wir lassen Kaspar und Max ihre Kugeln in einer alten Purguine gießen.“

„Aber die Teufels-Erscheinungen?“ frug Mayerhofer weiter.

Samuel schaut durch ein zerfallenes Fenster den Sießenden zu.“

„Bravo, bravo, Direktor!“ lachte Mayerhofer. „Aber wie halten Sie es mit den feuerspeienden Thieren und dem wilden Heer?“

„Die feuerspeienden Thiere sind gestrichen“, antwortete Bitter ruhig: „Das ist zu feuergefährlich und — zu kostspielig. Das wilde Heer aber stellen nhere Buben hinter der Scene trefflich dar, mit Heßpeitichen und Geschrei. Mein Pudel wirkt auch dabei mit, denn er wird

so lange in den Schwanz gekneipt, bis er heult und bellt.“

„Das ist köstlich!“ lachte Brandes auf.

„Aber die schönen Chöre, — der Vittoria-Chor beim Steruschießen, — der Spottchor, — der Jägerchor?“

„Sind alle gestrichen“, sprach Bitter mit unerschütterlicher Ruhe. „Nach dem glücklichen Schusse Kilians schreien die Bauern tüchtig: Vit-

toria!“, befränzen den Schützenkönig, und dieser singt sein „Schau der Herr mich an als König“, wobei das spottende Lachen des Chors freilich nicht gesungen, sondern eben einfach nur gelacht wird. Es macht aber auch so außerordentlichen Effekt. — Die große Arie der Agathe ist in Prosa übersetzt, mit Ausnahme des „Leise, leise“, das unsere Darstellerin recht hübsch singt. Die Arie des Max „Durch die Wälder, durch die Auen“ ist gestrichen, wie ein großer Theil des Duetts: „Schelm, halt fest!“

„Aber um Gotteswillen“, rief Brandes da entsetzt, „was bleibt denn da noch übrig?“

„O es wird noch genug gesungen“, sprach der Direktor kaltblütig: „recht hübsche Nummern, — Der Jungfernkranz —“

„Teufel!“ rief Mayerhofer boshaft, „ich dachte schon, der wäre aus Mangel an Jungfrauen ebenfalls gestrichen!“

„Bewahre, — bewahre!“ sprach Bitter fast entrüstet. „Die kleine Tochter der Agathe — das heißt, der Darstellerin der Agathe — singt das Solo, und sechs andere kleine Mädchen, wovon zwar die Hälfte als Mädchen gekleidete Buben sind, fallen ein mit dem Refrain: „Schöner, grüner Jungfernkranz.“



„Na, — darum keine Feindschaft nich!“ rief Mayerhofer dem Direktor die Hand hinhaltend.

„Famos, famos!“ jubelte Mayerhofer, während Brandes sich kaum enthalten konnte, seine Entrüstung über solche Profanation der herrlichen Tondichtung auszusprechen.

„O meine Herren“, sprach Bitter jetzt mit Selbstgefühl, „ich hoffe, Sie werden mir morgen die Ehrenschenken, meine Aufführung zu besuchen. Sie werden sich überzeugen, daß man den ‚Freischütz‘ auch ohne Arien geben kann und daß er — was die Hauptsache ist — bei dichtbestem Hause vortrefflich gefällt!“

„Ich komme, — bei Agathe's Tochter, — bei des Zauberers Hirngebein, ich komme!“ rief Mayerhofer, fröhlich lachend bei dem in Aussicht stehenden „sonderbaren“ Kunstgenuß. Brandes aber erhob sich und schritt zum Fenster. „Ich hoffe, es heißt sich auf“, sprach er, „und wir können unsere Tour fortsetzen.“

„O Herr Brandes“, sprach Bitter vorwurfsvoll, „das wäre mir sehr leid, — ich zähle fest auf die Ehre Ihres Besuches — —“

„Ich verspreche Nichts, Herr Bitter“, entgegnete Brandes, „es kommt auf das Wetter an!“

„So will ich zu Gott bitten, daß er morgen noch regnen läßt“, sprach der Direktor verbindlich lächelnd. „Auf Wiedersehen, meine Herren!“

Mit diesen Worten verabschiedete sich der Direktor des wandernden Kunsttempels.

„Das fehlte mir noch“, sprach Brandes ärgerlich: „nicht zehn Pferde sollen mich zu dieser Scheuernpurzerei bringen, — das ist ja ein Standal!“

„Im Gegentheil“, rief Mayerhofer lustig lachend, „keine zehn Pferde bringen mich von hier fort. ohne daß ich diese Freischütz-Aufführung gesehen habe! Ha, ha, ha! das muß köstlich sein, — der Freischütz ohne Arien und Chöre! Ich bitte dich, Freundchen, hast du je etwas Aehnliches erlebt? — Max, bleibe bei mir, — geh' nicht von mir, Max,“ deklamirte er schon in komischem Ernste, „Sieh', ich kann's und will's nicht glauben, daß mich der Max verlassen kann!“

„Du bist ein Narr!“ sprach Brandes unwillkürlich lachend.

„Ich bin nur toll bei Nord-Nordwest!“ parodirte Mayerhofer im ernsthaftesten Tone, „wenn der Wind — aus dem Regenloche pfeift, greife ich mit zehn Fingern nach allem, was wie Unterhaltung aussieht, um die Vangeweile, — die schwarze, herzzerfressende — fern zu halten. Munter, Freund, — wir sehen morgen den Freischütz nach — Bitter'schen Heften!“

„Unser Herrgott hat kein Einsehen“, sprach Brandes am andern Morgen, als er nach dem Wetter sah: „es regnet so dicht wie Bindfaden, — in meinem Leben mache ich keine Schwarzwalddtour mehr!“

„Denn der Regen, der regnet jeglichen Tag“, sang Mayerhofer lustig. „Das ist recht“, rief er sodann, „das ist gutes Theaterwetter: Bitter wird eine gute Einnahme haben!“

„Der Teufel hole den alten Narren!“ rief Brandes ärgerlich. „Ich wollte, wir wären zu Hause geblieben!“

„Warum nicht gar!“ entgegnete Mayerhofer, „dann entginge uns ja der heutige Kunstgenuß!“

„Kunstgenuß?! — Kerl, ist dir denn gar nichts heilig?“ rief Brandes. „Ich für meinen Theil erkläre mit aller Bestimmtheit, daß ich unter keiner Bedingung dieser Aufführung — —“

„Herein!“ unterbrach Mayerhofer den Sprechenden, denn ein schüchternes Pochen an der Thüre ließ sich hören. Sie öffnete sich und mit kummervollem Antlit trat — Bitter ein.

„Was willst du, Fernando, so trüb und so bleich?“ rief ihm Mayerhofer entgegen.

„Ach, meine Herren!“ entgegnete Bitter zernüchert. „Du bringst mir traurige Mähr?“ fuhr Mayerhofer fort, indem er auf den unglücklichen Theater-Direktor zuschritt.

„Ach, leider ja — ja!“ sprach Bitter schmerzlich, — „der Freischütz kann nicht gegeben werden!“

„Wie? — Was?! — Entsetzen!“ intonirte Mayerhofer.

„Ha, — es giebt noch Gerechtigkeit auf dieser Welt!“ rief Brandes lachend.

„Ja, das hoffe auch ich“, entgegnete Bitter, den Sinn dieses Aufrufs mißverstehend, „das Gericht soll mir helfen!“

„Aber was ist denn geschehen?“ frug ich dazwischen. „Was vereitelt denn die Aufführung?“

„Ist Agathe vielleicht gar — in die Wochen gekommen?“ frug Mayerhofer.

„O, wenn es nur das wäre!“ klagte der Direktor: „Der Darsteller des ‚Max‘ ist durchgebrannt und ‚Kaspar‘ ist so heiß, daß er kein lautes Wort sprechen, geschweige denn singen kann. O mein Gott, — mein Gott!“

„Nun da geben Sie eben ein anderes Stück, — ein Lustspiel!“ sprach Brandes tröstend.

„Leider kann ich dies nicht, — der Durchgegangene, Herr Franzmüller, war ja auch mein Liebhaber!“

„O der Treulose!“ rief Mayerhofer in Tönen der herbsten Wehmuth. „Franz — heißt die Canaille?“

„Franzmüller, Herr Mayerhofer, — eigentlich Franz Müller, aber sein Künstlername ist Franzmüller“, explicirte Bitter.

„Sieh diesen Todten mir heraus, — ich muß ihn wieder haben!“ tönte die Grabesstimme Mayerhofers.

„Ach, — ach!“ rief der unglückliche Direktor wieder, „fast die Hälfte sämmtlicher Plätze war schon verkauft, — das Publikum wird durchaus den Freischütz haben wollen!“

„Nun so streichen Sie einfach die Rollen des Max und des Kaspar!“ höhnte Brandes.

„Meinen Sie?“ entgegnete Bitter, diesen Gedanken offenbar als ernstlich gemeint erwägend, — „aber nein, — das wäre denn doch zu viel, — das ginge unmöglich!“

„Je nun, ein bißchen mehr oder weniger gestrichen schadet doch dem Ganzen nicht: es bleibt ja immer noch der Jungfernkranz!“ lachte Brandes.

„O, Sie können scherzen“, sprach Bitter mit gerungenen Händen, — „und ich — ich bin verloren, — ich bin ruinirt! Das Publikum wird sein Geld wieder haben wollen und ich — habe bereits die rückständigen Wochen-Gagen davon bezahlt: gütiger Himmel, was fange ich an!“

Und wie verzweifeln ließ sich der unglückliche Theater-Direktor in den nächsten Stuhl fallen und bedeckte das Gesicht mit den Händen.

„Armer Teufel!“ sprach da zu mir gewendet Brandes leise, der gutherzig, wie Mayerhofer, nun inniges Mitleid mit dem Jammer des Direktors hatte.

„Ich bin ruinirt!“ heulte Bitter.

„Wie hoch beläuft sich denn die Summe der verausgabten Einnahme?“ frug Brandes.

„Vierzig Gulden!“ war die Antwort. „Ich vermag das Geld nicht wieder aufzutreiben, — man wird mich einen Betrüger, — einen Dieb nennen!“

„Armer Teufel!“ wiederholte Brandes leise, indem er in die Tasche griff, in der Absicht, einen Theil seiner Reisetasche auf den Altar der — Collegialität niederzulegen.

„Ach, ich wollte, ich wäre todt!“ jammerte Bitter wieder.

„Todt! Was, todt?“ rief da Mayerhofer mit furchtbarer Stimme. — „Erlogen, sag' ich — gebt acht, wie hurtig er auf die Beine springt! — He du! — Ich habe — einen Max für dich!“

Wie elektrisirt sprang da Bitter in die Höhe. „Einen Max?“ frug er mit strahlendem Blick.

Mayerhofer nickte. „Der da“ — sprach er auf Brandes deutend — „wird den Max singen!“

„Bist du toll?“ brauste Brandes auf, dessen Künstlerstolz sich bei diesem Gedanken empörte.

„Und ich selbst“ — fuhr Mayerhofer ruhig fort — „werde den Kaspar singen!“

„Du wärst's im Stande!“ rief Brandes zornig. „Kerl, ich glaube, du wärst capabel — als feuerpeiende wilde Sau über die Bühne zu rennen!“

„Warum denn nicht?“ lachte Mayerhofer. „Arm in Arm mit dir zur Hölle! Es soll mich kitzeln, Bube, mit dir — auf Bitter's Bühne zu rivalisiren!“

Unwillig riß sich Brandes los aus dem Arme Mayerhofers, den dieser um ihn geschlungen hatte, und sprach zum Fenster tretend:

„Wache, was du willst, — ich werde unter keiner Bedingung auf dieses Ansinnen eingehen!“

„Du wirst, Freundschen“, sprach Mayerhofer, „denn — dem Manne soll geholfen werden!“

„Nein, nein!“ entgegnete Brandes, „ich gebe mich dazu nicht her!“

„Du wirst, Freundschen“, wiederholte Mayerhofer ernst, — „oder bei Gott, — ich verbunze dir dein nächstes Auftreten in Karlsruhe, — ich brülle dich zu todt!“ —

„Mache keine schlechten Witze!“ sprach Brandes fast erschreckt; denn er kannte Mayerhofer viel zu genau, als daß er ihn nicht für fähig gehalten hätte, seine Drohung auszuführen.

„Gut“, entgegnete Mayerhofer, „also laß uns ernsthaft reden: Es gilt ein gutes Werk, Freund, — die Rettung eines Ertrinkenden! Mit ein paar Arien kannst du ihn — über Wasser halten: wirst du's über's Herz bringen können, nicht zu helfen, den Armen nicht zu retten, bloß weil es deinem Künstlerstolze widerstrebt, auf einer Bühne so untergeordneten Ranges aufzutreten? Wahrlich, Brandes, — deinem Künstlerstolze wird es keinen Eintrag thun, wenn du deine Kunst aus Mitleid übst, im Gegentheil, dies wird ihn noch vermehren, denn überall, wo man den Namen Brandes kennt und verehrt, wird man sagen: „Er ist nicht nur ein großer Künstler, sondern auch ein wackerer, edler Mensch. Drum, Freund, zeige, daß du ein Herz in der Brust hast und mehr bist, als eine — Singmaschine, die nur tönt, wenn man ihr eine Hand voll Gold vorhält. Willige ein: singe den Max!“

„Thu's, Brandes“, rebete jetzt auch ich dem Künstler zu, — „du wirst diesen Plagegeist sonst nicht los!“ fügte ich, auf Mayerhofer zeigend, bei.

„Der arme Kerl — dauert mich freilich!“ entgegnete der Sänger.

„Was nützt ihm dein Bedauern?“ drängte Mayerhofer wieder: „hilf ihm!“

„Wenn es wenigstens eine anständige Aufführung wäre, — ohne diese kolossalen Striche und Ueberfegungen in Prosa — —“

„Wenn du den Max singst, wird wenigstens diese Parthie unbeschnitten vorgetragen werden“, warf ich ein.

„O Herr Brandes — —“ flüsterte bittend Bitter.

„Und wenn ich wüßte, wie die übrigen — Darsteller singen“, fuhr Brandes zögernd fort.

„O, Sie sollen Alle sogleich — wenn Sie es wünschen — in einer Probe zu hören bekommen, hochgeehrter Herr Brandes!“ rief Bitter aus, der jetzt den Gedanken dieses improvisirten Gastspiels als seine einzige Rettung ansah. „Alle meine Künstler sollen Sie hören und — gesungen soll werden, was Sie nur immer wünschen!“

„Nun — mehr kannst du doch nicht verlangen, alte — Singmaschine!“ scherzte Mayerhofer.

„Gib nach, Freund“, — bat auch ich — „sing und rette den armen Kerl!“

„Nun denn — in Gottesnamen!“ sprach Brandes seufzend. „Mögen mir die Manen Webers verzeihen! — Trommeln Sie Ihre — Künstler und Ihr Orchester zusammen, Bitter, — wir wollen in einer Stunde Probe halten!“

„O, Dank, — Dank, Herr Brandes!“ rief da der Theaterdirektor in tausend Aengsten, indem er des wackeren Sängers Hand ergriff und einen Versuch machte, sie zu küssen: „ich bin ge —“

„Gerettet, Frau von Matschvogel!“ schrie Mayerhofer jubelnd.

„Fort jetzt, alter Knaube, ohne Zeitverlust: Herbei mit deinen Künstlern zur Probe!“



Wachend ergriff Mayerhofer den Adler und sprach: „Siehst Du, Freundschen!“

Mit hoher obrigkeitlicher Bewilligung

Sonntag, den 5. August 1862:

Einziges Gastspiel der Herren Wilhelm Brandes und Franz Mayerhofer, Großherzogliche Hofopernsänger von Karlsruhe.

„Der Freischütz.“

Romantische Oper in 3 Aufzügen von Kind, Musik von K. M. v. Weber.

I. Platz 24 Kreuzer, II. Platz 12 Kreuzer. Anfang 6 Uhr.

Zu dieser Vorstellung, die allen Verehrern und Kennern wahrer Kunst einen seltenen Genuß bereiten wird, ladet ein hochgeehrtes kunstsinnes Publikum ganz ergebenst zu recht zahlreichem Besuche ein, mit dem Bemerkten, daß die Kasse von 4 Uhr an geöffnet ist.

Bitter.

Solche Zettel, die der Theaterdirektor mit einigen „federtundigen“ Gliedern seiner Truppe in größter Eile geschrieben hatte, trug des Nachmittags der Zettelträger und Souffleur von Haus zu Haus, nicht verfehlend, noch mündlich zu zahlreichem Erscheinen aufzufordern,

denn — „so Etwas sei in F . . . noch nicht dagesewen.“ —

Und die beiden berühmten Namen an der Spitze des Zettels thaten ihre Schuldbigkeit. Jung und Alt strömte zur Kasse Bitters, der an diesem Tage eine Einnahme machte, wie sie in seinen Annalen noch nicht verzeichnet gewesen. Schon zwei Stunden vor der Aufführungszeit war der ziemlich geräumige Saal dicht mit harrenden Zuschauern angefüllt und die Späterkommenden hoben die Thüren aus und nahmen auf dem Flur Platz. „Ich glaub's nicht, daß sie's sind!“ behaupteten zwar einige Zweifler.

„Ich kenne Beide, — ich hörte sie schon im Karlsruher Theater!“ versicherte ein Weitgereister. „Wenn sie's nicht sind“, schwor wieder ein Anderer, „so lassen wir uns unser Geld herausgeben!“

Als aber der Vorhang endlich nach zweistündiger Geduldsprobe emporrollte und der dem Weitgereisten wohlbekannte Brandes wirklich auf dem Stuhle am Tische saß, da brach ein Sturm des Beifalls los — und zwar aus Schwarzwälder-Kehlen —, wie ihn der gefeierte Künstler vielleicht noch nie geerntet hatte. Und als mit dem den Oberförster darstellenden Bitter auch der wirkliche und leibhaftige Mayerhofer als Kaspar erschien, da brach derselbe Jubel nochmals los und löste sich endlich in ein dreifaches „Hoch!“ zu Ehren beider Sänger auf, als der „Schulmeister-Dirigent“ seinem Orchester das Zeichen zu einem festlichen Tusch gab.

Endlich war die Ruhe wieder hergestellt und Max begann das

„O diese Sonne,
Furchtbar steigt sie mir empor!“

Neuer Beifall, neuer Jubel brach los bei diesen ungewohnten herrlichen Tönen, und als gar Bitter statt der tröstenden Worte

„Reid oder Wonne,
Beides ruht in deinem Rohr!“

extemporirend antwortete:

„Du bist wie die Sonne,
Strahlest hell aus uns hervor!“

da erbebte das Haus von Neuem unter den Beifalls-Salben der Zuhörer, daß Kaspar kaum „Fortunas Kugel“ rollen lassen konnte. Doch beim ersten Ton, den er mit seinem mächtigen Organ loslieh, verstummte der Lärm wie abgeschnitten, um auf's Neue donnernd zu erbrausen, als Mayerhofer seinen kurzen Zwischenfaß beendete hatte.

So ging es den ganzen Abend von Anfang bis Ende der herrlichen vollstümlichen Oper fort. Natürlich fehlte es auch nicht an komischen Intermezzos, denn Mayerhofer fand reichliche Gelegenheit, seiner Neigung „zu ulken“ die Kügel schießen zu lassen. So z. B. in der Scene, da Max mit der Freitugel den Steinadler aus den Wolken zu schießen hat. Die alte Flinte versagte nämlich unglücklicherweise; da rief Mayerhofer rasch entschlossen mit dröhnender Stimme „Bumm!“ und — plau! lag der Adler zu seinen Füßen. Lachend ergriff er ihn und sprach: „Siehst du, Freundchen, — das nenne ich einen Schuß: die Flinte hat zwar versagt, — aber dennoch ist der Adler getroffen!“ — Dann zeigte er das herabgestürzte Ungethüm — einen ausgestopften Hasenbalg mit angenähten Gänseflügeln — dem Publikum, worüber natürlich ein schallendes Gelächter ausbrach. Ebenso später in der Scene des Kugelgießens. Kaspar warf nämlich bei dieser Gelegenheit sehr sonderbare Ingredienzen in den Schmelztiegel: Glas von zerbrochenen „Rüchfenstern“, — „zwei Zentner“ Quecksilber, — das rechte Auge eines „Wienerhopsers“ (statt Wiedehopfes), — das linke „wäre Lurus“ (statt: das linke

eines Buchses) u. s. w. — Den Kugelgießen endlich verletzerte er gleichfalls in einer Weise, daß der kolossalste Blödsinn daraus wurde. Er sprach nämlich:

„Schüße, der im Schlafe wacht,
Samiel, Samiel, gut' Nacht:
Steh' mir bei mit deiner Magd,
Bis der Jocus ist vollbracht!
Salbe mir das Kraut im Brei,
Segne sieben, neun und drei,
Daß die Kugel eckig sei!
Samiel, Samiel — herbei!“

Natürlich rief auch dieser krasse Unsinn wieder ungeheure Heiterkeit hervor.

Alle Gesangsnummern Kaspars dagegen — namentlich das herrliche „Schweig', Schweig', damit dich Niemand warnt“, sang Mayerhofer unvergleichlich schön; desgleichen das unter dem „Karlsruher“ Kriegsvolke erlernte Schelmenlied: „Hier im ird'schen Jammerthal“, so daß er, wie Brandes, mit Beifall förmlich überschüttet wurde. Endlich aber, nachdem „das Scheusal die Wolfschlucht gestürzt war“, mußte dieses sofort wieder seine Auferstehung feiern und vor dem jubelnden Publikum erscheinen. Er sowohl wie Brandes bekamen deshalb einen sehr ausgedehnten Begriff von der Dankbarkeit der Schwarzwälder, von welcher auch bisweilen für Bitter „einige Brosamen“ abfielen, denn auch er wurde mit Applaus belohnt, weniger für seine gesanglichen und darstellerischen Leistungen, als dafür, daß er als Direktor dies vorzügliche „Gastspiel“ ermöglicht hatte.

Nach der Vorstellung aber, als wir auf unferer gemeinschaftlichen Stube in Gesellschaft des dankbaren Bitter unser Abendbrod aßen, vernahmen wir plötzlich das Brausen einer sich nahenden Volksmenge; heller Facesschein leuchtete zu unseren Fenstern herein und — „Schon die Abendglocken klangen“, erkönte in kräftigem Männerchor. Es war der Gesangverein des Städtchens, der die beiden Künstler mit einem Abendständchen ehrte. —

Am andern Morgen stieg die Sonne wieder schön und glänzend empor; in heiterster Stimmung bestiegen wir den Eilwagen, um unsere Tour fortzusetzen. Der tiefgerührte, dankbare Bitter hatte bei dieser Gelegenheit sich nicht versagen können, — wie er mit Thränen in den Augen den beiden Künstlern versicherte —, seinen „lieben Collegen“ und Kettern aus der Noth eine Ovation darzubringen. Im schwarzen Bühnen-Frad, weißer Halsbinde, zwei mächtige Blumensträuße in den baumwollbehandschuhten Händen, fand er sich an der Spitze seiner sämtlichen festlich gekleideten Gesellschafts-Mitglieder — Agathens kleine Tochter und den vollzähligen Jungfernfranz mit eingerechnet — vor der Post ein und nach einigen wohlgelesenen Dankesworten überreichte er „Max“ und „Kaspar“ die beiden Sträuße als „Honorar“ und unter den Hochrufen der männlichen, weiblichen und kindlichen Stimmen rollte unser Wagen durch das Städtchen, verfolgt von zahllosen Abschiedsgrüßen, die den scheidenden Künstlern aus den geöffneten Fenstern nachgewinkt und gerufen wurden.

„Nun Freund“ — frug Mayerhofer da seinen freudig erregten Collegen — „reut's dich, daß du dich zu dem improvisirten Gastspiel bereden ließeßt?“

Lachend reichte Brandes ihm die Hand und sprach: „Bei Gott, nein, — der gestrige Abend freut mich mehr, als wenn ich vor einem Parterre von Königen gesungen hätte: ich danke dir dafür!“

Beide Künstler sind leider mittlerweile der Kunst, ihren Familien und ihren zahllosen Freunden und Ver-

ehrn durch einen allzufrühen Tod entriſſen worden. Beide ſchlummern auf dem Karlsruher Friedhofe.

In der Erinnerung Aller aber, die Zeugen ihres ruhmreichen Wirkens auf der Bühne waren, werden ſie noch lange fortleben, in dem Andenken Vieler, die ihnen befreundet waren, in den dankbaren Herzen Mancher, denen ſie ſich gefällig erwieſen.

Von Einem wenigſtens iſt dies letztere gewiß. Der alte Wanderdirektor Bitter gedenkt oft und gerne in dankbarſter Erinnerung der Hilfe aus der Noth, welche ihm durch die beiden berühmten Künſtler zutheil wurde, und nie befindet er ſich in heiterem gefelligen Kreiſe, ohne die Erzählung von deren Auftreten auf ſeiner Bühne zum Beſten zu geben, die er regelmäßig mit den Worten beginnt: „Als Brandes und Mayerhofer auf meiner Bühne im ‚Freiſchütz‘ gaſtirten.“ Der Schluß derſelben aber lautet gewöhnlich: „Gott habe ſie ſelig, ſie waren große Künſtler und wackere, großherzige Menſchen!“

Darauf läßt er ſeine Müze und trinkt ein Gläschen zu ihrem Andenken.



Ende

Fürst Bismarck in Reichenhall.

Es war im Sommer 1871, daß Fürst Bismarck mit ſeiner Familie auf einige Wochen nach Reichenhall zum Kurgebrauch kam und dort eine Villa bewohnte. Kurz nach ſeiner Ankuft wurde ihm ein Ständchen gebracht mit Muſik und Vivatruſen, das ihn wohl mehr geſtört als überrascht haben mochte. Er erſchien nach einigem Zögern am Fenſter und ſprach einige Worte des Dankes, die zögernd und ſtockend hervorkamen, ſeiner Gewohnheit gemäß, als wolle er jedes Wort, das die Grenze ſeiner Zähne paſſirt, wägen und ſtempeln. Eben ſchickte er ſich an, ſich wieder zurückzuziehen, da erhob ſich plötzlich aus der Menge eine Stimme, um dem Fürſten eine Huldigung zu bringen. Fürſt Bismarck ſtutzte, man ſah, wie er immer aufmerkſamer zuhörte, wie ſich ſeine ganze Figur hob bei den wohlgeſetzten, klangvollen Worten, der feurig patriotiſchen Rede

des Mannes, die wie ein Feuerſtrom geſchmolzenen Goldes dahinfloß.

Die Anſprache war zu Ende. Die Anweſenden brachen in ſtürmiſche Zurufe aus. Da griff Fürſt Bismarck plötzlich nach ſeinem Schlapphut und eilte herunter mitten unter die Menge. Bei ſeinem Erſcheinen wich Alles ehrfürchtſvoll bei Seite, während er laut fragte: „Wer hat ſoeben geſprochen?“

Da ſtellte ſich ihm in beſcheidener Haltung ein junger Mann von etwa 30 Jahren vor. Fürſt Bismarck dankte ihm aufs Wärmſte, ſichtlich erregt von den gehörten Worten, und fragte: „Wer ſind Sie?“ „Ein Schulmeiſter aus den — ruffiſchen Oſtſeeprovinzen“, war die Antwort.



Lina: Aber Dinchen, warum eilst du denn gar ſo ſehr?

Dinchen: Ja, weiſt du, Mama wünſcht, daß ich bald wiederkomme, denn heute morgen hat uns der Storch ein kleines Brüderchen gebracht. Denke dir Lina, der Papa war gerade verreist, zum Glück war aber wenigſtens die Mama zu Hauſe.

Etwas von J. P. Hebel, dem Schulmeister.

Joh. P. Hebel war zeitlebens mehr Schulmeister als Pfarrer und Kirchenmann. Schon in Lörrach, in der hochwichtigen Stellung eines „Präceptoratsvicari“ mit einer Besoldung nicht zum Leben und nicht zum Sterben, war seine Hauptaufgabe, die Rolle eines „Präceptors“ zu spielen. Nach Karlsruhe wurde er unter dem bescheidenen Titel eines Subdiaconus, eines Unterhelfers in erster Linie am Gymnasium als Lehrer beschäftigt und das Predigen lief nur so nebenher. Zuerst unterrichtete er im Lateinischen und Griechischen in den unteren Klassen, was er mit solchem Erfolg that, daß er, der als „ein fleißiger und geschickter

Mann“ sich bewährt habe, wie das Zeugniß seiner Obern sagt, schon nach einem halben Jahr zum Hofdiaconus ernannt wurde. Seit 1798 hatte er den Titel Professor u. später wurde er bekanntlich Direktor des Gymnasiums. Unzweifelhaft lag seine eigentliche Begabung in dem Geschick, mit der Jugend zu verkehren und durch sein ebenso gemüthvolles, als sinn-

niges Wesen dieselbe an sich zu fesseln und für höhere Ziele zu begeistern. Die Zahl Derer, welche bei Hebel noch in die Schule gegangen sind, ist klein und sie schrumpft mit jedem Jahre mehr zusammen.

Ein solcher Schüler und Freund Hebels, der später sogar sein Nachfolger in der höchsten kirchlichen Würde wurde, aber vor sieben Jahren auch heimgegangen ist, hat dem Hausfreund in einigen Zügen erzählt, wie es in den Hebel'schen Unterrichtsstunden manchmal zugegangen ist.

Es war Frühjahr 1811, erzählt unser Gewährsmann, als ich in meinem siebenten Jahre Hebel zum erstenmal sah. Er war damals Direktor am Gymnasium und ich sollte in die Vorschule auf-

genommen werden. Hebel las gerade die Zeitung. Als mein Vater sein Anliegen vorgebracht hatte, gab mir Hebel die Zeitung und ließ mich zwei oder drei Sätze daraus vorlesen. Dann riß er einen schmalen Streifen von der Zeitung ab, gab mir ihn sammt einem Bleistift und sagte: „Schreib' einmal Sauerkraut!“ Damit war die Aufnahmezeremonie vollendet und ich war wohlbestallter Schüler der Vorschule des Gymnasium illustre.

Haben wir hier die Unmittelbarkeit Hebels zu verzeichnen, der es an Auskunftsmitteln in jeder Lage nicht leicht mangelt, so mögen die folgenden Züge zeigen, welch' freien Lauf Hebel dem Humor auch in der Schule mitten unter seinen Zöglingen gestattete. „Eine unserer annehmlichsten Stunden“,



Johann Peter Hebel als Schulmeister.

berichtet unser Gewährsmann weiter, „war die Rhetorik, der Unterricht im Abfassen und Vortragen von deutschen Aufsätzen. Während uns jedes Anstreifen an Stoffe, die auch auf der Kanzel behandelt wurden, oder jede Nachäffung der Geistlichen aufs strengste untersagt war, war uns in anderer Weise große Freiheit gestattet. So duldete er es, daß unter uns die Annahme sich festsetzte, wir bildeten eine kleine Republik; und wir durften in unsern Reden und Gegenreden für die Interessen dieses Staates eintreten. Als einmal die Lehre von den Tropen oder Redefiguren verhandelt wurde, kam Hebel — es war gerade an einem schönen Frühlingsmorgen — lächelnd in die Klasse und erzählte: „Heute früh sagte mir mein Barbier: in Folge des hellen Wetters werde ich um drei Bärte früher fertig als sonst. Meine Herren, was ist das für ein Tropus?“ — Seit dem Jahre 1798 hatte Hebel den angehenden Theologen auch den Unterricht im Hebräischen zu theilen. Er war von vornherein nie ein Gelehrter gewesen, und namentlich im Hebräischen mußte er

sich Stunde um Stunde, noch Jahrelang nach der Uebnahme des Unterrichts mühevoll vorbereiten. Das unterließ er nun zuweilen oder war durch anderweitige Geschäfte verhindert, es zu thun, und da gabs meist die lustigsten Stunden. So kam er einmal in die am Nachmittag stattfindende hebräische Stunde und erzählte: er habe heute im Erbprinzen mit einem Herrn zu Mittag gegessen, der sich für einen Malteser Ritter ausgab und behauptete, daß er lange auf Malta gelebt habe. Auf seine Frage, was man denn auf Malta für eine Sprache rede und wie Wein, Schweinefleisch u. s. w. auf maltesisch heiße, habe ihm der Fremde allerlei seltsame Worte und Laute gesagt, die er (Hebel) sich das Vergnügen machte, aus dem Hebräischen zu erklären, und er habe daraus den Schluß gezogen, daß man auf Malta

hebräisch spreche. Nun fing Hebel an, uns Proben davon zu geben. Wir versuchten ähnliche Ableitungen, stöberten die verwandten hebräischen Namen auf und wiederholten auf diese Weise eine Menge hebräischer Wörter. — Ein andermal schlug er uns vor

— offenbar als er nicht ganz vorbereitet war — das Linnésche Pflanzensystem ins Hebräische zu übersetzen. Nun mußte zuerst ausgemacht werden, was auf hebräisch Staubfaden heißt; da gabs ein langes Hin- und Herreden, bis endlich ein Wort gewählt wurde, das eben Faden heißt. Nun wurden mit diesem die hebräischen Zahlwörter verbunden und wir repetirten auf diese Weise mit vielem Spaß diese Wortklasse. Bloßer Spaß war's aber nie, setzt unser Gewährsmann hinzu, es wurde immer etwas dabei erreicht."

Hebel hatte auch sonst manche Eigenheiten beim Unterrichten. Er kam besonders in der späteren Zeit regelmäßig mit einem Stock in die Stunde, mit dem er dann während des Vortrags lebhaft gestikulirte, ihn wohl auch öfter in die Decke bohrte. Noch als Mitglied der Oberschulbehörde, wo er die höheren Lehranstalten visitiren mußte, hatte er die Gewohnheit, mit der einen Hand in der Hosentasche im Gelde oder mit den Schlüsseln zu klingeln. Natürlich eilte die Kunde von einer

solchen Eigenthümlichkeit dem Visitator jeweils an seinen neuen Prüfungsort voraus und sie wurde noch auf der letzten Visitationsreise, auf der er in Schwetzingen starb, mit Heiterkeit von den Schülern beobachtet.

Die Schulmänner und Schulbehörden der Gegenwart würden freilich zu solchen Dingen ein schiefes, vielleicht sogar bitter-saures Gesicht machen, und zum Theil mit Recht; denn hier gilt das Wort: Zeitlich, sittlich und Eines schickt sich nicht für Alle; was für den Peter paßt und ihm gut steht, kann den Hans lächerlich machen und in den Augen der Leute heruntersetzen. Dem Schulmeister Hebel aber haben solche seltsamen Züge weder damals bei seinen Schülern, noch unter den späteren Geschlechtern etwas an seinem Ruhm und Ansehen geschadet.

Der Handschuhhändler.

(Aus Hebels ungedruckten Papieren.)



Ich geb' Euch 220 Franken dafür.

Ein Handschuhhändler, welcher eine Kiste voll seiner Handschuhe aus Frankreich nach Deutschland bringen wollte, gebrauchte folgende List. Nämlich, es war ein Gesetz an den französischen Zollstätten, daß, wer mit einer Waare hinüber oder herüber will, der muß angeben, „wie hoch schätzt du sie“ wegen dem Zoll. Schätzt er sie nun, daß es gehen u.

stehen mag, gut, so zahlt er den Zoll so viel oder so wenig. Sieht aber das Zollgericht, daß der Kaufmann oder der Krämer seine Waare viel zu gering anschlägt, damit er nicht viel dafür entrichten muß, so darf der Zollgardist sagen: „Gut, ich gebe dir so viel dafür, ich geb' dir auch zehn Prozent mehr“, so muß sich's dann der Krämer gefallen lassen. Der Krämer bekommt das Geld und das Zollgericht behält die Waare, die alsdann versteigert wird in Colmar oder Straßburg oder sonstwo. Solches ist listig ausgedacht, und man kann nichts dagegen sagen. Aber der Listigste findet seinen Meister. Unser Kaufmann, welcher zwei Kisten Handschuhe über den Rhein bringen wollte, verabredete zuerst etwas mit seinem Freunde. Alsdann legte er in die erste Kiste lauter rechte Handschuhe, nämlich für die rechte Hand, je zwei und zwei, in die

andere lauter linke. Die linken schmuggelte er bei Nacht und Nebel herüber. Siehst du nichts, merkst du nichts? Mit den andern kam er an der Zollstätte an.

„Was habt ihr in eurer Kiste?“ „Pariser Handschuhe.“ „Wie hoch schlägt ihr sie an?“ „Zweihundert Franken.“ Der Zollgardist betastete die Handschuhe; zart war das Leder, fest war es auch, fein die Naht, kurz sie waren 400 Franken werth zwischen Brüdern. „Ich geb' euch 220 Franken dafür, sagte der Zollgardist, sie sind mein.“ Der Krämer sagte: „Sind sie euer, so sind sie mein gewesen. Zehn Prozent sind auch Profit.“ Also nahm er 220 Franken und ließ die Kiste im Stich. Freitags darauf in Speier im Kaufhaus, es war noch in der alten Zeit, kamen die Handschuhe zur Steigerung.

„Wer gibt mehr als zweihundert und zwanzig?“ Die Liebhaber besichtigten die Waare. „Es scheint“, sagte der Freund des Krämers, „die linken seien etwas rar.“ „Par bleu,“ sagte ein anderer, „es sind lauter rechte.“ Kein Mensch that ein Gebot. „Wer giebt zweihundert? — hundertundfünfzig? — hundert? — Wer giebt achtzig? — Kein Gebot.“ „Wißt ihr was“, sagte endlich der Freund des Krämers, „es kommen vielleicht viel Leute mit einzechten Armen aus dem Feld zurück.“ Es war anno 13. „Ich geb' 60 Franken!“ sagte er. Wem zugeschlagen wurde, war er. Wer vor Zorn des Henkers hätte werden mögen, war der überrheinische Zollgardist. Der angestellte Käufer aber hat hernach die rechten Handschuhe ebenfalls über den Rhein geschmuggelt. — Siehst du nichts, merkst du nichts, und hat sie in Waldangelloch mit seinem Freund wieder zusammen separirt, je einen linken und einen rechten, und haben sie in Frankfurt auf der Messe für ein theures Geld verkauft. An dem Zollgericht aber hat der Krämer gewonnen 140 Franken und den Zoll. Item, wie sagt die Schrift? „Ich wußte nichts von der Lust, so das Geseß nicht hätte gesagt, laß dich nicht gelüsten!“

Kaiser Wilhelm und der Humersalat.

Es war kurz nach dem großen Kriege, da Kaiser Wilhelm im Herbst in Baden-Baden sich aufhielt und einmal auch bei einer hohen Persönlichkeit speiste. Der Kaiser ist bekanntlich ein großer Liebhaber von Humersalat, der denn auch da nicht fehlte. Sein Leibarzt aber schreitet stets dagegen ein, wenn der hohe Herr durch zuviel von einer Speise sich schaden könnte. Heute nun schmeckte Sr. Majestät der Humersalat ganz vortrefflich und er wollte eben ein zweites Mal sich vorlegen lassen, als er zuvor noch einen fragenden Blick auf seinen unten an der Tafel sitzenden

Leibarzt warf, der sofort ein abwehrendes Zeichen machte. Der Kaiser lehnte nun ab. Die Dame zu seiner Rechten nahm sich ein Herz und frug den greisen Monarchen, warum denn der Leibarzt ihm diesen Genuß versage. „Meine Gnädige“, entgegnete der Kaiser lächelnd, „ich habe ihm versprochen, daß, wenn er mich auf 80 Jahre bringe, er von mir ein schönes Landgut erhalten soll — jetzt glaubt er immer, er komme d'rum!“

Kein Hexenmeister.

Ende des vorigen Jahrhunderts war ein israelitischer Handelsmann vor den bischöflich Mainz'schen Amtmann des Taubergrundes wegen verschiedener Anklagen geladen. Der Amtmann nahm ihn über die einzelnen Untersuchungsgegenstände zu Protokoll und fügte als letzten noch bei:

Des fernern, Hirsch, sagen die Leute von euch, ihr treibet verbotene Künste ihr wäret ein Hexenmeister



Hirsch: Was glauben's Herr Amtmann, was d' Leut' von Ihnen sagen?

Amtmann: Nun, was sagen sie über mich?

Hirsch: Wenn ich's darf sagen ohne Straf', Herr Amtmann, will ich's erzählen.

Amtmann: Es geschieht dir nichts, Hirsch, heraus damit.

Hirsch: Die Leute sagen, der Herr Amtmann sei ka Hexenmeister.

Gustav von Stöffer,

Geheimer Referendar im Ministerium des Innern.

Unter den höheren Verwaltungsbeamten unseres Landes ist der Mann, dessen Bild wir unten unseren Lesern vorführen, einer der bekanntesten und beliebtesten, und darum eine Lebensbeschreibung desselben in einem Volkskalender wohl am Platze.

Gustav von Stöffer ist am 21. Septbr. 1826 zu Emmendingen geboren, wo sein 1874 in Karlsruhe als Geheimerath verstorbenen Vater damals Amtsvorstand war. Bei dessen 1834 erfolgter Versetzung in das Ministerium des Innern trat Gustav v. Stöffer aus der Volksschule zu Emmendingen in das Karlsruher Lyceum über, welches er im Spätjahr 1844 mit dem Zeugniß der Reife verließ. Hierauf studirte er die Rechte an den Universitäten zu Freiburg, München und Heidelberg. Nachdem er 1850

die erste Staatsprüfung mit gutem Erfolge bestanden hatte, brachte er die nächsten Jahre zum Zwecke seiner praktischen Ausbildung bei verschiedenen Gerichts- und Verwaltungsbehörden zu. In Berücksichtigung der hierbei an den Tag gelegten tüchtigen

Kenntnisse und vorzüglichen Leistungen wurde er 1854 von Ablegung der zweiten Staatsprüfung entbunden und im folgenden Jahre in das Sekretariat des Ministeriums des Innern berufen. 1857 erhielt er seine erste Anstellung als Ministerialsekretär,

wurde 1859 als zweiter Beamter dem Bezirksamt Mannheim beigegeben und 1861 zum Amtsvorstand in Meßkirch ernannt. Die nunmehr erlangte

vollständige Selbständigkeit benützte v. Stöffer zur Entfaltung einer umfassenden Thätigkeit auf allen Gebieten der Verwaltung. Da in dem kleinen Bezirke die eigentliche Polizei und die Aufsicht auf die Gemeindeadministration seine außergewöhnliche Arbeitskraft nicht vollständig in Anspruch nahmen, widmete er sich mit verdoppeltem Eifer der Anregung und Durchführung gemeinnütziger, den geistigen und materiellen Interessen der Bezirkseinwohner dienlicher Unternehmungen. In richtiger Erkenntniß der Hauptnahrungsquellen seines Bezirkes richtete, er sein Augenmerk in erster Linie auf Hebung und Verbesserung von Ackerbau und Viehzucht. Er übernahm die Vorstandsstelle des landwirthschaftlichen Bezirksvereins, wußte unter der Mitarbeit der angesehensten und erfahrensten Landwirthe des Bezirkes für rationellere Methoden des Betriebs zu intereffiren, und erreichte so, daß der Bezirk Meßkirch in landwirthschaftlichen Dingen Muster und Vorbild für

Sebald Rheinländischer Hausfreund.

die Bevölkerung der ganzen Umgegend wurde. Auf gewerblichem Gebiete ließ er es sich angelegen sein, nach Aufhebung der Zünfte (1862) die Gewerbetreibenden in neue, den geänderten Verhältnissen entsprechende Organisationen überzuleiten. Zu diesem Behufe rief er in der Amtsstadt einen Gewerbeverein und einen Arbeiterfortbildungsverein ins Leben, welche unter der thätigen Mitarbeit des Amtsvorstandes eine sehr gedeihliche Wirksamkeit entfalteten. Von den wohlthätigsten Folgen, namentlich für die ärmeren und mittleren Klassen der Bevölkerung, waren ferner die beiden Vorschußvereine zu Meßkirch u. Stetten, welche v. Stöffer zu einer Zeit, als das Genossenschaftswesen in Baden sich noch in den ersten Anfängen befand, nicht allein begründete, sondern auch durch seine andauernde rege Fürsorge derart förderte, daß sie bald fast alle ähnlichen Vereine des Kreises überflügelten. In Anerkennung dieser Verdienste gedachte später der

Ausschuß des Vorschußvereins in Meßkirch, dessen Vorsitzender v. Stöffer war, diesem mit Zustimmung sämmtlicher

Vereinsmitglieder ein kostbares Ehrengeschenk zu überreichen, mußte jedoch wegen des für aktive Beamte allgemein bestehenden Verbotes der Annahme solcher Geschenke von seinem Vorhaben absehen.

Bei so aufrichtigem, nachhaltigem und erfolgreichem Streben für Vermehrung der Wohlfahrt des ihm übertragenen Bezirkes konnte es nicht fehlen, daß v. Stöffer sich bald des Vertrauens der Bezirksbewohner, u. zwar aller Schichten derselben, in hervorragendem Maße erfreute. In einem Visitationsberichte, der in das Jahr 1863 zurückreicht und welcher sich über das Ver-

fahren des Amtsvorstandes im eigentlichen Dienste dahin äußert, daß sich dasselbe bei aller Energie durch Takt und Wohlwollen und bei aller Raschheit durch Ruhe und Gründlichkeit auszeichne, wird bereits jenes schöne Vertrauensverhältniß rühmend hervorgehoben: im ganzen Bezirk — so bemerkt wörtlich der Visitator — sei nirgends auch nur eine Andeutung von Mißstimmung über irgend eine Diensthandlung des Staatsverwaltungsbeamten wahrzunehmen gewesen.

Der Amtsbezirk Meßkirch empfand es deshalb als einen schweren Verlust, als v. Stöffer im Oktbr. 1867 auf die Amtsvorstandsstelle in Waldshut versetzt wurde. Obgleich bei dem Umfange des neuen Bezirkes die amtliche Thätigkeit v. Stöffer's eine sehr viel ausgebehntere und angestrengttere wurde, zögerte er doch nicht, auch hier seine reichen volkswirthschaftlichen Kenntnisse und Erfahrungen soweit als thunlich für die Allgemeinheit nutzbar zu machen, indem er die Leitung des landwirth-



schaftlichen Bezirksvereins, des Vorschußvereins und des Arbeiterfortbildungsvereins in die Hand nahm.

Seine Wirksamkeit in diesem Bezirke war jedoch nur von kurzer Dauer, denn schon im Februar des Jahres 1871 wurde v. Stöffer, dessen hervorragende Befähigung auf volkswirtschaftlichem Gebiete an leitender Stelle längst gewürdigt worden war, als Collegialmitglied in das Handelsministerium berufen, in welchem ihm zunächst die Geschäfte des Rechtsreferenten zufielen. Eine der wichtigsten Aufgaben dieser ersten Zeit war die Ueberleitung des badiischen Post- und Telegraphenwesens an das Reich, welche die neue Organisation der badiischen Eisenbahnverwaltung mit der Generaldirektion der Gr. Staatseisenbahnen an der Spitze in Gefolge hatte. Aus der im Jahre 1872 erfolgten Aufhebung des Landesgestütts erwuchs die Nothwendigkeit eines anderweiten Modus für die staatliche Beförderung der Pferdezuucht; die in dieser Richtung dormalen bestehende Organisation ist im Wesentlichen das Werk v. Stöffer's.

Nach Ernennung Turban's zum Ministerialpräsidenten (1872) wurde v. Stöffer dessen Nachfolger im Respicat des Gewerbewesens. Später besorgte er auch eine Zeit lang das Respicat für Landwirtschaft und in Verbindung hiermit die Leitung der Ministerialkommission für Feldbereinigung bis zu deren zu Anfang des Jahres 1878 erfolgtem Uebergang auf die Oberdirektion des Wasser- und Straßenbaues. Von 1872 an bekleidete er überdies das Amt des zweiten Präsidenten der landw. Centralstelle, bei dessen Niederlegung i. J. 1875 ihm das Ehrendiplom verliehen wurde.

Am umfassendsten und bedeutungsvollsten ist die Thätigkeit v. Stöffer's auf den Gebieten des Gewerbes, der Industrie und des Handels geworden. Das gewerbliche Unterrichtswesen fand an ihm einen verständniß- und hingebungsvollen Förderer und Organisator. Ihm hat die Kunstgewerbeschule in Karlsruhe ihre den Ausgangspunkt des jetzigen blühenden Standes bildende Erweiterung, die Uhrmacherschule in Furtwangen ihre Wiederherstellung auf veränderter Grundlage, die Schnitzerschule daselbst ihre Entstehung zu verdanken. Durch Heranziehung künstlerisch gebildeter und zugleich mit den Bedürfnissen des praktischen Lebens vertrauter Lehrkräfte für diese Unterrichtsanstalten hat das badiische Kunstgewerbe einen bedeutenden Aufschwung genommen, welcher ganz besonders der durch ausländische Concurrnz schwerbedrängten Uhrenindustrie des Schwarzwaldes zu Statten gekommen ist. Als Commissär für die Landesgewerbehalle in Karlsruhe und deren Filiale in Furtwangen sorgte v. Stöffer durch Einsetzung eines technischen Beiraths für zweckentsprechendere Gestaltung dieser ständigen Ausstellungen von vorbildlichen Erzeugnissen heimischen und fremden Gewerfleißes. Auf dem Gebiete des Ausstellungswesens bildete er sich überhaupt sehr bald zu einem Spezialisten von anerkanntem Rufe heraus. Bei der Wiener Weltausstellung (1873) fungirte er als Leiter der badiischen Landes- und als Mitglied der deutschen Reichscommission, in welcher letzterer Eigenschaft er von S. Maj. dem deutschen Kaiser durch Verleihung des preussischen Kronenordens II. Klasse ausgezeichnet wurde. Bei den Ausstellungen zu Heidelberg (1876), Karlsruhe (1877) und Mannheim (1879) war ihm das verantwortungsvolle Amt eines Vorsitzenden des Preisgerichts übertragen.

Während der Verdienste hat sich v. Stöffer ferner durch seine erfolgreichen Bemühungen für eine den modernen Verhältnissen entsprechende Organisation der Handels- und Gewerbe-Interessenten erworben. Das von ihm ausgearbeitete Gesetz über die Handelskammern

vom Jahre 1878 hat die Bedeutung und Leistungsfähigkeit dieser Vertretungskörper wesentlich gehoben. Für die Gewerbevereine blieb v. Stöffer ein allezeit bereitwilliger Berather und Förderer; zur Stärkung der einzelnen Glieder führte er im Jahre 1877 die Gründung eines Landesverbandes herbei und sorgte dafür, daß denjenigen Vereinen, welche sich diesem Verbands angeschlossen, auf Staatskosten über wichtige nationalökonomische und technische Fragen von berufenen Männern der Wissenschaft belehrende und anregende Vorträge gehalten wurden. In demselben Jahre wurde der aus Vertretern der Handelskammern und Gewerbevereine zusammengesetzte ständige Ausschuß der Landesgewerbehalle eingerichtet, um als offizielles Organ unter Mitwirkung von regierungsseitig zugezogenen Sachverständigen periodisch über wichtigere Angelegenheiten der Industrie und des Gewerbes in Berathung zu treten. Fügen wir noch hinzu, daß v. Stöffer seit 1879 auch als Mitglied und zeitweiliger Vorsitzender der Centralcommission für die Rheinschiffahrt Gelegenheit fand, eine für die heimischen Handelsinteressen förderliche Thätigkeit zu entwickeln, so vervollständigt dies das Bild des Mannes, der, nachdem er zunächst im engeren Kreise der Bezirksverwaltung seine Kräfte erprobt und seine reichen theoretischen Kenntnisse durch die Erfahrungen des praktischen Lebens vertieft und erweitert hatte, seit Beginn des vorigen Jahrzehnts den vielseitigsten und vortheilhaftesten Einfluß auf die wirtschaftliche Entwicklung des badiischen Landes gewonnen hat.

Was dieser seiner Wirksamkeit vor Allem den Erfolg sicherte, das war der volkfreundliche, von bürokratischen Anwandlungen vollkommen freie Grundzug seines Wesens. Nicht vom grünen Tische aus, sondern wo nur immer möglich im mündlichen Verkehr mit den Betheiligten machte sich v. Stöffer mit den Bedürfnissen des geschäftlichen Lebens vertraut, gab er seine Anregungen, ertheilte er seine Rathschläge. Dabei war er stets bemüht, als obersten Grundsatz die Erkenntniß zu verbreiten, daß das wirtschaftliche Wohl des Einzelnen wie ganzer Berufsweige nicht durch Maßnahmen der Staatshilfe, sondern in der Hauptfache immer nur durch freie Selbstthätigkeit der Betheiligten, durch Streben nach Fortschritt und Vervollkommnung im wirtschaftlichen Gebahren gefestigt und gefördert werden könne.

Als im Jahre 1881 die Aufhebung des Handelsministeriums erfolgte, trat Gustav v. Stöffer, der bereits 1879 zum Geheimen Referendär ernannt worden war, unter Beibehaltung des bisherigen Respicats in das Ministerium des Innern über, mit dessen Geschäftskreis die seitherigen Aufgaben des Handelsministeriums (ausgenommen das Post-, Eisenbahn- und Telegraphenwesen) vereinigt wurden. Die damals vielfach gehegte Besorgniß, daß insolge des Wegfalls einer eigens hierfür bestellten Centralbehörde die Pflege der Volkswirtschaft und insbesondere der gewerblichen, industriellen und Handelsinteressen einen Rückgang erfahren werde, hat sich inzwischen als unbegründet erwiesen. Dem früheren Chef des Handelsministeriums, Staatsminister Turban, kann die Anerkennung nicht versagt werden, daß er, unterstützt von seinem langjährigen treuen Mitarbeiter Geh. Referendär v. Stöffer und den übrigen Räten, welche ihm in das Ministerium des Innern gefolgt sind (Ministerialräthe Dr. Schenkel und Buchenberger), es verstanden hat, die vor drei Jahren erfolgte Vereinfachung der Behördenorganisation ohne sachliche Nachtheile zur Durchführung zu bringen

Geburtsdagsiweraschung.

Humoreske in Pfälzer Mundart von M. Barad.
(Aus dem Badischen Landeskalender.)

Es Geburtsdagsbräsent is for gewöhnlich was recht angenehms for den wo's tricht, dann mehrschdendheels is's was brattisch's, wo mar esse odber sunschd gud brauche kann, zum Beischbiel e feini Worscht, e Gänselewerbaschdeet, e Rischdel Sigarre odber was annerschd's, wo Gem Bläfir macht. In der Regel werd's dann als eso eingericht, daß der odber die Geburtsdäglern iwerascht werd mit dem Bräsent, des heeßt: mar schdest's 'm heemlicherweis in sein Schdub un legt e saunwer uf Babier g'schriwenes schön's Versche d'rzu, zum Beischbiel zu ere Worscht:

Hoscht du Hunger: ess' die Worscht,
Un hoscht du verleicht aach Dorocht:
Drink' d'rzu e Schöbbche Gude,
Des is gud for's Naseblude!

odber zu ere Gänselewer-
baschdeet:

Alles vergeht!
Gänselewerbaschdeet
Is was for e Mädche
Wivat unfer Rätche!

odber mit eme Rischdel
Sigarre:

Der is d'r nor 'n rechder
Mann,
Wo drinke, schnubbe,
raache kann:
Drum Wivat hoch der
Chrischdian!

un so weider un so weider:
ich könnt' noch viel so Vers-
cher anschre, awer 's g'hört
jo eegentlich nit doher, un
wer geern noch mehnder!)
so Dingelcher for de eegene
Gebrauch have möcht', der
braucht sich nor beim Cun-
didder Thraner for zwanzig
Penning Babbiljobde zu
saase: do sin d'r drin for
Jung un Alt, for Manns-
leit un Weibslait, — Ens
schöner, wie's Anner. For
die G'schicht awer, wo ich
jeß verzähle will, is's genug
an bene drei, dann ich hab'
d'rborch nor beweise wolle, daß's in der Palz der Brauch
is, Gen uf sein Geburtsdag mit so 'me Bräsentche zu
iwerasche. Wahrscheinlich dhut mar des zwar aach in
annere Gegende; ob mar dort awer aach so schöne geesch-
reiche Verscher d'rzu macht, möcht' ich doch bezweifle: des
bringt mar nor in der Palz ferdig, dann die Pälzer
in gar helle Köpp. — Jeder is 'n geborner Dichder!
Wer's nit glaabt, kann jo hingehst un sich iwerzeige!
— Jezund awer zu meiner G'schicht.

Der Kentjeh un Hausbesitzer Schmerbauch in Heedel-
berg is 'n ganz braver un rechtlicher Mann gewest in
soweid, un 's hot 'm keen Mensch niz rebudierlich's
noochsage könne, dann daß er als Dwend's hie un da
'n Horwel mitheemgebroscht hot, is noch lang niz re-
budierlich's: des kann Gem bassire, wo Fraa un Kinner
d'rheem hot, un er werd derntwege doch iverall als
'n Chremann aig'sebe. Fraa un Kinner awer hot der
Herr Schmerbauch nit emol g'hätt: also vun wege
warum hätt' er sich's bei sein schöne Vermöge nit

1) mehr.

gunne solle, sich als emol Gen anzuduble, wann's 'm
Bergniege gemacht hot, odber vor wem hätt' er sich
schenire solle, wann er als Dwend's in dem Zuschband
beemkumme is? Vor seiner Haushälter'n, der Freele
Rätche? Die is schon draß gewehnt un zudem zu dere
Zeit aach mehrschdendheels schon in ihrem Bett gewest,
wann er die Schdieg rufg'schdolbert un wedber ihr
Dhir gebumbst is, — dann an dere hot er verbei ge-
müht — un derntwege hot se 's aach jedesmol ganz
gud merke könne, wann er Gen g'hätt hot, un hot sich
mit keem Nag mehr blide losse, wann des vorkumme
is. Also frog' ich nochemol: vor wem hätt' er sich
schenire solle? — Der Herr Schmerbauch hot Recht
g'hätt, daß er sich Gen aig'schnallt hot, wann's 'm
drumgewest is: ich dhät's als aach, — wann ich leddbig
wär!

Derntwege also muß mar mit Fug un Recht sage,
der Herr Kentjeh Schmerbauch sei 'n braver Mann

gewest un wer mit 'm in
nähere Berührung kumme is,
hot 'n geern g'hätt, — b'sun-
ders die Freele Rätche. Die
wär dorch's Feier gange for
'n un hot 'm gebhätt, was
se 'm an de Lage hot absehe
können, — wann er nit woll
gewest is nämlich, dann in
dem Zuschband hot se sich,
wie schon g'sagt, nit blide
losse. Die Freele Rätche hot
gewiß, daß der Mensch,
wann er 'n Rausch hot, bis-
weile unmanierlich is, un
— des muß mar sage — sie
hot was g'halte uf sich.
Derntwege have se sich aach
ganz gud zamme verdrage
un sin schon seit zehñ Johr
alsfort gud mitnanner aus-
kumme. Der Herr Schmer-
bauch is glücklich un zufriede
gewest un hot aach die Freele
Rätche recht geern g'hätt,
dann se is e saunweri Person
gewest in soweid, kaum drei-
zig Johr alt — so hot se
wenigschdens g'sagt — un e
famoße Köchin, so daß der
ald' Jungg'sell, der — newe-

bei g'sagt — uf gud Esse un Drinte was g'halte
hot, schon e paarmol drangedenkt hot, die Rätche, nor
um se for immer an sich zu binne, zu heiradhe, —
dann daß se recht geern Madam Schmerbauch werre
dhät, hot er schon recht gud merke könne, — awer
wann er sich's d'rhernoochder als recht iwerlegt hot,
hot er's alsfort widder bleiwe losse, dann er hot ge-
denkt: „Gud is gud, un besser is besser!“

Dod'rmit is awer der Freele Rätche nit gebient ge-
west, dann die hot halt aach gedent: „Besser is
besser!“ un hot derntwege mit 're wahre Esels-
— wollt sage Engelsgeduld gewaart un gewaart un hot
gedent: „der recht Moment werd schon emol kumme,
wo ich 'n draßtrich!“ Die Zeit is 'r freilich e Bissel
lang worre d'rbei un derntwege hot se zwischeneiß emol
gedent, se wollt'n e Bissel uffschdacheeze!) un hot zu 'm
g'sagt, se hätt 'n Heiradhsandrag vume¹⁾ vermögliche
Seesefieder un möcht de Herr Schmerbauch g'fälligst

1) Aufstacheln.
2) Von einem.



Un wisse Se, — ich bin noch nit so ald, — ich hab' aach e Herz.

um sein Rath gebidd have, ob se 'n nemme sollt odder nit. Do is der ald' Knopp doch e Bissel verschrode un hot 'r halt abgerebb' so viel er nor könnt hot. „Niewi Freele Rätche,“ hot er zu'r g'sagt, „losse Se des Ding bleiwe, sag ich Ihne: Heiradhe is der dimmscht Schdrech, den der Mensch begehñ kann! Warum sollte Se dann heiradhe un Ihne Ihr goldeni Freiheit verlaaße wolle? Nix geht iver die Freiheit, sag' ich Ihne!“

„Ja Sie have gud rebde, lieber Herr Schmerbauch,“ hot do die Freele g'sagt, „Sie sin e Mann, — un Ihne geht nix ab: ich awer bin e Mädche un — mein Freiheit is grad nit so arg goldig, daß ich se nit geern ufgeve dhät for — for —“

„Noñ for was?“ — Was geht dann Ihne ab bei mir?“ hot jek der Herr Schmerbauch g'sagt. „Sin se in mein Haus nit g'halte, grad als wie wann Se mein Fraa wäre?“

„Neñ“ — sächt se un zuppt verlege an ihrem Schorzbandel — „des grad doch nit ganz, — Sie sin halt doch nit mein Mann, — un wisse Se, — ich bin noch nit so ald, — ich hab' aach e Herz —“

„O mein, freilich!“ sächt er do un lacht, „e Herz hot e Jebi, — aach e Leyer un e Lung', — awer was wolle Se dann dob'rmit?“

„Noñ,“ — sächt se — un fereens hot doch aach sein eeñsane Schdunde, wo — mar sich Gedanke macht un —

Verlange hot, sich an e anners gleichgeschdimmes Herz anzuschließe —

„Sooo?“ — sächt er, — „noñ, des könnte Se jo aach in mein Haus have!“

„Wieso?“ frogat se do ganz hoffnungsfredig.

„Noñ, unfer Schduwemädche, die Binche,“ hot er g'sagt, „is doch aach e ganz ordnlich' Person un hot verleicht aach hie und da so e Bedirfnis —“

„Herr Schmerbauch,“ hot jek die Freele Rätche ganz beleebigt g'sagt, „ich hab' Ihne um 'n gude Rath gebidd als e alleensichbehends unferfahres Mädche, — nit awer, daß Se mich uhze solle: ich dank' Ihne, Herr Schmerbauch, — ich werr' aach so wisse, was ich zu dhun hab!“

Dob'rmit macht se de Dhir uf un schiebt ab. Mein Schmerbauch awer schdeht ganz verblifft do un denkt: „Jesses, die werd doch nit Ernst mache un den schdinkige Seesefieder heiradhe, — des wär' m'r was schön's! Was dhät' dann ich d'rhernoochber anfangen, wann ich die Rätche nit mehr hätt'?! — Neñ, eh' daß des g'schieht, — heirath' ich se lieber selwer, — awer d'rersch will ich's doch nochemol browire, ob ich's nit billiger have lann!“

So denkt er un laast 'r halt g'schwind nooch in ihr Schdub, for um nochemol mit 'r zu rebde. „Höre Se, niewi Freele Rätche,“ hot er zu 'r g'sagt, „seine Se?“ g'scheidt un mache Se keñ Dummheete: losse Se den Seesefieder in Gottsname fahre, — was hätte Se dann vun'm? — Seef' könne Se bei mir aach have, so viel Se wolle! Derntwege bleiwe Se do un verlosse Se mich nit: ich wikt jo gar nit, was anfangen, wann mein Freele Rätche vun m'r gehñ dhät!“

„Ja, lieber Herr Schmerbauch,“ hot se do g'sagt un sich die Lage gewischt, „glaawe Se dann, daß mir's nit aach schwer falle d'hät, mich vun Ihne zu trenne? Sie sin jo so 'n guder Herr un ich — hab Sie jo — so arg geern, daß m'r mein Herz blude dhät, wann ich fort vun Ihne gehñ mißt, awer der Mensch muß aach an sein Zukunft denke, — un bei dem Seesefieder wär' ich — so viel Thräne mich's aach loschde dhät — halt doch versorgt —“

1) Ordentlich.

2) Seien Sie.

„O niewi Freele Rätche,“ hot der Schmerbauch do g'sagt, „wann 's Ihne nor um e Versorgung zu dhun is, — die lann ich Ihne doch aach biete —“

„Sie, — Herr — Schmerbauch?“ sächt se jek ganz verschämt un denkt: „Aha, jek schießt er endlich los, der ald' Kracher!“ — Se hot sich awer ihr heemlich' Freed un Bläfir nit anmerke losse un hot ganz leis mit 're Fleteschdim'm' g'sagt: „Ja, wie — soll ich dann — des — verschdehñ?“

„Jek bräucht' ich nor sage: Willsch' mich? — jo hätt' ich se!“ hot er do gedenkt. Awer er hot sich g'schiddelt wie 'n nasser Puddel un hot endlich g'sagt: „Wie Se des verschdehñ solle, Rätche? des will ich Ihne sage: Gude Se, — ich fang an ald zu werre —“

„O Herr Schmerbauch, — ganz un gar nit —“ „Gehne Se m'r weg, — ich weeb's: mit dreifufzig Johr is mar keñ heiriger Hal' mehr un lann jeden Dag schderwe —“

„O — wo denke Se hin?“ hot jek die Freele Rätche widder g'sagt un hot 'n ganz zärdlich anquett d'rbei: „Eh' daß mer an's Schderwe denke, wolle mer doch noch recht glidlich mitnanner lewe!“

„Ja sell' hoff' ich aach,“ sächt do der Herr Schmerbauch un schiddelt sich nochemol, „awer uf jeden Fall,“ — fahrt er fort — „wann ich for Ihne Ihr Zukunft sorge will, haw' ich keñ Zeit zu verliere —“

„Ach Gott, — Herr Schmerbauch —“

„Un derntwege will ich mich heit noch mit Ihne —“

„Ach Gott!“ seigt do die Rätche nochemol ganz verschämt, dann se hot gemeent, er dhät se jek in Arm nemme un sage, er wollt' sich heit noch mit 'r draue losse. Awer se hot sich unesunscht paradg'schdelst, dann der Herr Schmerbauch hot sich nor emol geräuschbert un fahrt dann fort:

— „zume Nodbar versiege, — for um mein Teschdament zu mache!“

„Was?“ freischt do die Rätche, dann 's is 'r grad gewest, wie wann se aus 'm fiewete Himmel runnerg'falle wär' —

Ihne Ihr Teschdament?“

„Ja freilich, Rätche,“ — sächt er, — „un ich werr' Ihne gud drin bedenke: Zehñtausend Mark als Grundschdod solle Se have un for e jed' Johr, wo Se vun heit an noch bei m'r bleiwe, nochemol tausend Mark. Uf die Art, meen' ich, is for Ihne Ihr Zukunft g'sorgt, wann ich dot bin —“

„Ach Gott, Herr Schmerbauch, — Se sin jo gar zu gidig!“ sächt do die Rätche un denkt: „Guck emol den alde Knicker: Zweemolhunnerttausend Mark Vermöge hot er uf's wenigschd un will sich so lumbig abfinne mit m'r! Neñ, Alderche, so hammer nit gewedd mitnanner: heit is der recht Moment noch nit gewest, for um dich dranzukriechen, — awer er werd schon noch kumme. E Fraa will ich sein, — 'n Mann will ich have un derntwege muß er mich heiradhe, der ald' Hannebambel: besser den, als gar keñ!“

So hot se gedenkt un hot sich halt bis dortnaus bedankt bei „ihrem lieve gude Herr“ un hot g'sagt, daß se selbstverschdändlich den Heirathsantrag — wo se nadierlich gar nit g'hatt hot — ablehne dhät unner dene Umschdänd, nit wege dere lumbige Erbschaft, neñ, Gott bewahr', nor weil se 's halt nit iver 's Herz bringe könnt', sich vun 'm zu drenne. „Die Erbschaft“ — hot se g'sagt — „werr' ich hoffentlich gar nie andredde misse: luntträr, lieber Herr Schmerbauch, ich will Ihne so gud pflege, daß Se hunnert Johr ald werre!“

So hot se g'sagt un vun der Schdub an aach gebhän.

3) Contraktion von „baselbe“.

Al' sein Dieblingsschleife hot se'm gekocht un ganz alleen hot er se esse misse, chuder hot se keen Ruh gewe. Sein Kleeder sin alsefort in muscherhafter Ordnung gewest un nie hot keen Knopp draß g'fehlt odber is emol e Noht draß ufgedrennt gewest: neen wie aus 'm Schächdele is alsefort Alles gewest un keen Unbhädele draß. Jeden aach unäusg'schbrochene Wunsch hot se verrotz: un — am annere Dag hot er 's g'hatt, so daß er e Lewe g'fihrt hot wie'n Ferscht un for gar nix zu forge hot brauche.

Des Alles awer hot die Rätche nor aus Volidit gedhaß, dann se hot gedent: der Schwellkopp soll nor emol merke, was er an m'r hot un was er an m'r verliere dhät, wann ich emol widder kumme un sage dhät, ich hätt 'n Heiratsandrag, — dann des iwer Korz odber Lang nochemol zu dhun, hot se sich feschit vorgeumm.

So is der Winter un 's Fröhjohr vergange un der Summer is kumme un e fercherlich Hix d'rau, so daß der Herr Schmerbauch als erschrecklich hot schwiße misse un weck keen Mensch wie oft zu der Rätche g'sagt hot: „Rätche, Jesses was is des for e Hix: ich wollt', der

Neder dhät dorch mein Schdub laafe, daß ich mich de ganze Dag neinsehe könnt!“

Des is wie 'n Wink des Schicksals gewest for die Rätche „Er soll 'n hawe in seiner Schdub, de Neder,“ hot se gedent, „als e Gebortsdagswerraschung soll er 'n hawe: die Rätche bringt aach des noch ferdig!“

Des hot sich die Rätche acht Dag vor 'm Hr. Schmerbauch sein Gebortsdog vorgeumm, dann der is uf de verte Juli g'falle — mitte in die allerärgsch Hix neen. Der aarm Mann hot sich derntwege aach in dere Zeit fofcht nit zu helpe gewist for Schwitze un Dorcht un is vum frihe Morge bis in die sinkend' Nacht im Werthshaus g'hoct, for um zu lösche, un wann er am Else odber Zwölfe als heemgange is, do is er halt regelmäsig wedder der Freele Rätche ihr Dhir gebumbst, daß die als glei gedent hot: „Aha, heit hot er widder Gen; noß waart' nor, alder Zappe, wammir¹⁾ emol Mann un Graa sin, do gewehn' ich d'r dein Saufe schun ab, — ich bin d'r gud d'rfor!“

Inzwische awer, weil der Herr Schmerbauch fofcht de ganze Dag nit d'rheem gewest is, hot se brächdig Zeit g'hatt, ihr Gebortsdagswerraschung herrliche zu losse. Heemlich un in aller Schbill' hot se vum der Rich aus e Rohr vum der Nederwasserleedung in's Vorzimmer vum Herr Schmerbauch seiner Schlosschdub fihre losse, dann des — hot se gedent — mißt die Badschdub werre, daß er 's so bequem hätt, wie nor möglich. D'rhernoochder, wie des Rohr ferdig is un 'n schöner Messinghahne draß, daß se nor 's Wasser hot laafe losse brauche, hot se e Badwann gelaast, — die grösch, wo se hot kriche könne, — hot se am Gebortsdags-Vorwend in die nei Badschdub schdelle un mit Wasser fille losse, so daß der Herr Schmerbauch

am annere Morge nor hätt' neinshdeige brauche. Zu guderletscht awer, wie aach des gemacht is, seht se sich aach noch hin, for um e Bersche zu ihrer Gebortsdagswerraschung zu dichte, — dann aach des hot die Rätche gekönt un zwar famos in eem Hui, daß mar sich nor hot wunnere misse; derntwege hot's aach nit lang ang'schdanne, so is se schun ferdig gewest d'rmit un sauwer g'schriwe uf eme Blättche Voischbabier is g'schdanne:

Nichts Bess' res giebt's bei dieser Hixen,
Als in dem kühlen Bad zu siken,
Drum labe dich recht oft darin
Und denk' dabei der Spenderin,
Denk' an das sorgsam treue Mädchen
Dein ewig dir ergebnes Rätchen!

So hot des Bersche g'heeke. Die Rätche hot's mit 're Schbell¹⁾ neue de Messinghahne an die Dabeed g'schdeckt un is d'rhernoochder ganz vergniecht in ihr Bett gange, dann se hot gedent: „Des werd emol 'n Effekt mache, — der Ald' werd' sein Nage ufreike: hoffentlich badd's mich aach was!“

Mit dem Gedanke legt se sich uf ihr een Dhr un schloft halt ein. Awer kaum e halb Schbindche mag se gelege un sib gedraimt hawe, do uf eemol werd se widder unäusg'fawekt, dann „Bums!“ macht's an ihrer Dhir un nochemol „Bums!“ daß se meent, die Bredder breche dorch. „Jesses, de siecht's gud aus,“ hot se de gedent: „heut hot er emol Gen, der schreibt sich ‚von‘! Wann nor der Schmerbauch aach gliedlich sein Bett find' un nit vor meiner Dhir liche bleibt: was dhät dann do die Schduwemaß denke, wann se 'n morge fröh do finne dhät?!“

Wie se sich so Gedanke macht un simulirt, was dann do zu mache wär, hört se 'n uf eemal sich drauge widder ufrabble, iwer de Vorblaz niwerdorkle un neinshdolbere in die Bad-

schdub. „Gott sei Dank, daß er gliedlich drin is,“ hot se do gedent, „jek kann er meinderwege aach hünshderze un liche bleiwe; mir dhät er lang gud liche!“

So dentt se un legt sich halt widder uf ihr een Dhr, awer jek uf eemol dhut's in der Badschdub 'n fercherliche Schlag, un wie se uffahrt un niwerhorcht, do geht drinne 'n Mordschbedakel los. „Hilfe, — Hilfe!“ hört se de Herr Schmerbauch kreische, „Rätche — zu Hilf' — — g'schwind ich versau — —“

„Jesses, Jesses, was is dann jek do los?!“ dentt die Rätche. „Er werd m'r doch nit in die Badwann

g'schwind macht se Licht, fahrt in gröschter Eil in 'n Unnerock un nix wie niwer an die Badschduwedhir, Vorsichdig schdrekt se de Arm mit 'm Licht un aach de Kopp dorch de Dhirschbalt un — richdig: do liegt er längelang mitsammit de Kleeder in der Badwann drinn, — nor die Fiß sin 'm owedriwer rausgehambelt,



„Ach lieber Gott, was is dann mit Ihne, Herr Schmerbauch!“

1) Stecknadel.

1) Wenn wir.

„Ach du lieber Gott,“ kreischt do die Rätche, „was is dann mit Ihne, Herr Schmerbauch?!“

„Zu Hilf, Rätche!“ kreischt er jeh: „ich verkauf’ — ich bin in de Neger g’falle!“

„Ach neen,“ säch die Rätche, „des is der Neger nit, — des is jo nor Ihne Ihr nei Badwann’, wo ich Ihne zum Gebortsdag hab’ mache losse!“

„Sooo — — mein Badwann?!“

„Ja freilich!“ säch die Rätche widder, — „schbeige Se doch nor raus!“

„Ich kann jo nit!“ kreischt do der voll Zappe ganz beschberat: „ich kann jo mein Händ’ nit loslosse, — sunscht kummt m’r der Kopp unner’s Wasser! — Ach Rätche, — lievi Rätche, kumme Se doch rein un ziehe Se mich raus!“

Do zukt’s der Rätche dorch de Kopp wie ’n Blizschdrahl: „Jeh is der recht’ Moment do, — jeh frich ich ’n dran!“

So denkt se un säch ganz verschämt: „Ach Gott, ich dhät’s jo gern, — awer ich kumm jo grad aus meim Bett, — — „ich bin jo — gar nit aufgezoze —“

„Noß was liegt dann do dran? Ich schenir mich derntwege nit — —“

„Awer ich schenir mich derntwege, Hr. Schmerbauch ich kann mich doch so nit — vor Ihne — sehe losse!“

„Ja wann ich Ihne Ihr Fraa wär’ — —“

„Ach Rätche, — liebschdi Rätche,“ kreischt er jeh in Dodesängschde, „b’finne Se sich doch nit so lang — ich kann mich jo fascht nit mehr hewe!“

„Ja kumme Se dann for ganz gewiß nit alleen raus?“

„Neen, — for ganz gewiß nit, Rätche!“

„Un könne Se — sich werlich aach nit mehr hewe?“

„Neen, — ach Gott neen: nor g’schwind, Rätche!“

„Ja — dann — dhut — m’rs — leed for Ihne, lieber Herr Schmerbauch!“

säch die Rätche jeh un dhut dergleiche, wie wann se fort in ihr Schdub gehn wollt.

„D’rhernoochder misse Se halt waarte, bis ich mich aufgezoze hab’ — —“

„Um Gotteswille neen, Rätche,“ kreischt er do — „bis dohin wär’ ich jo schon zehämol versoffe! Ach ziehe Se mich doch raus, ich bit Ihne!“

„Ja, — wann ich nor Ihne Ihr Fraa wär’ — — awer jo bin ich halt zu arg schenirt — —“

„Ich drit’ for ganz gewiß die Nage zu — —“

„Neen, — neen!“ säch se do: „Sie könnte jo blinzle! — — Ich könnt’ mich nor d’rzu verschdehn,“ fahrt se d’rhernoochder fort, „wann Se — mich — zu Ihne Ihr — Fraa nemme dhäte — —“

„Ich nemm’ dich, liebschdi Rätche, helf’ m’r nor!“

„Is des Ihne Ihr werkllicher Ernst?“

„Gewiß un wahrhaftig!“

„Sage Se: uf Ehr’ un Seligkeit!“

„Uf Ehr’ un Seligkeit, — awer mach’ g’schwind, sunscht bin ich be Radde!“

„Noß wann des is,“ säch die Rätche jeh — „dann in Gottsname will ich’s iwer mich g’winne: sei ruhig, liebschder Schmerbauch, — ich kumm’, ich rett’ dich!“

So säch se un im nächschde Magedlick hot se den volle Kerl am Krage, zerrt ’n raus aus dere Bris’ un schbellt ’n — freilich mit großer Mäh’ — uf sein eegene Fiß.

„Gott sei Dank,“ säch se d’rhernoochder, „des wär’ b’forgt: — wann b’schbellst dann des Ufgebodd?“

Un der Schmerbauch schepft dief Ohdem, dann dorch des unfreiwilig kalt’ Bad is er faschtgar widder nichdern worre: „des Ufgebodd?!“ säch er un schidbelt sich: „noß dod’rmit werd’s doch nit so bressire, — ich mein’, mer könnte d’rersch e Jöhreer zwee — drei de Brautschdand geniehe — —“

„Neen, Liebschder, wo denkscht dann hin!“ säch do die Rätche un legt ’m verschämt de Kopp an die nass’ Brust: „so lang könne mer doch nit — als Brautleit beisamme wohne!“

„Nit?“ säch jeh der Schmerbauch, — „ja vun wege warum dann nit?“

„Weil — — noß weil’s ewe nit schidlich wär’: was dhäte dann — die Leit — dod’rzu sage — —“

„Jaso, — die Leit’ — — ja, was merre die d’rzu sage!“

„Derntwege“ — säch jeh die resoluud Braut —

„muscht du uns glei morge frih am Rothhaus ufhenke lpfse — —“

„Morge schun? — — Jesses, Jesses!“

„Un in acht Däg misse mer Mann un Fraa sein!“

„Was?!“ kreischt der Schmerbauch, „inacht Däg?!“

des is jo gar nit möglich, — ich hab’ jo noch gar keen Hochzichfrad!“

„D den“ — säch die Rätche mit ’me glückseliae Lächle —

„kaafe mer ferdig beim Kessler *): Derntwege soll sich unfer Glük nit verzögere — —“

„Nit?“ säch der Schmerbauch mit eme Seifzer un schidbelt sich wieder wie ’n Puddel.

„Gell, du friersch, liebschder Christdian!“ säch do

die Rätche besorgt. „Geh’ jeh nor g’schwind in dein Bett, daß du dich nit verkälte dhusch: gud’ Nacht, — mein sifer Schmerbauch!“

„Gud’ — Nacht — — Rätche!“

„Halt, — noch Gens!“ säch se jeh un schlingt ’m ihr zwee Aerm um sein Hals: „du böser Mann — du hoscht m’r jo noch nit emol — de Verlovungstuf gewe — —“

„Sooo — noch nit?“ säch er: „Noß, in Gottsname, — so kumm’ halt emol her!“

„Dob’rmit nemmt er se in sein Aerm un driekt ’r een nuf, daß ’s g’schmakt hot. Die Rätche awer bukt sich ’s Maul ab — dann der Ruß hot e Bissel arg noch Wein g’schmeekt — un säch: „So, Liebschder, — jeh gud’ Nacht!“

„So säch se, reißt sich los vun seiner nasse Brust un nix wie raus zum Tempel, fort niwer in ihr Schdub. Kaum hot se awer die Dhir hinner sich zugemacht un de Schlüssel rumgedreht, so fangt se an in der Schdub

*) Name der Firma des ersten Herrenbekleidungs-Geschäfts in Heidelberg.



„Gute Morge, liebschder Schmerbauch!“

die Rätche besorgt. „Geh’ jeh nor g’schwind in dein Bett, daß du dich nit verkälte dhusch: gud’ Nacht, — mein sifer Schmerbauch!“

„Gud’ — Nacht — — Rätche!“

„Halt, — noch Gens!“ säch se jeh un schlingt ’m ihr zwee Aerm um sein Hals: „du böser Mann — du hoscht m’r jo noch nit emol — de Verlovungstuf gewe — —“

„Sooo — noch nit?“ säch er: „Noß, in Gottsname, — so kumm’ halt emol her!“

„Dob’rmit nemmt er se in sein Aerm un driekt ’r een nuf, daß ’s g’schmakt hot. Die Rätche awer bukt sich ’s Maul ab — dann der Ruß hot e Bissel arg noch Wein g’schmeekt — un säch: „So, Liebschder, — jeh gud’ Nacht!“

„So säch se, reißt sich los vun seiner nasse Brust un nix wie raus zum Tempel, fort niwer in ihr Schdub. Kaum hot se awer die Dhir hinner sich zugemacht un de Schlüssel rumgedreht, so fangt se an in der Schdub

*) Name der Firma des ersten Herrenbekleidungs-Geschäfts in Heidelberg.

rumzubanze un halblaut zu freische; „Zuchhe, gewunne: Alderche, dich han' ich und dich hew' ich, — Zuchhe, Zuchhe, — in acht Däg bin ich e Fraa un — Herr im Haus, — Zuchhe!!“

Un ganz vergnuecht fahrt se widder in ihr Bett, bloost ihr Biecht aus un draimt mit offene Nage noch länger als zwee Schbund vun ihrem kinsdige Glic, bis se endlich einschloft.

Zu der nämliche Zeit hot sich aach der Schmerbauch in sein Bett falle losse, nachdem er die längsch Zeit sich d'rmit abgeploogt hot, sich die nasse Kleeber vum Leib zu schaffe. „Wann nor e Dunnerwedder die verflammt Badwann verschlage dhät,“ hot er dann g'sagt, wie er endlich gliedlich liegt: „do bin ich emol schön reing'falle!“

Zwee Minutte druf hot er g'schlofe wie 'n Sack un g'schnarcht wie e Schreinerfäg'.

Am annere Morge awer, in aller Frih', wie er noch schloft, do klopp't's an seiner Dhir un wie er noch halwer im Schlof „Herein!“ sächt, do kummt die Kätche rein

mit eme großmächtige Blumeschraub, fallt 'm mirniz dirniz um de Hals un sächt: „Gude Morge, liebschder Christbrian, — ich gradelir d'r zu beim Gebortsdag!“

Do hot der Schmerbauch e Bissel e dumms G'sicht gemacht un hot ganz verwunnert g'sagt: „Ja Kätche, was fällt dann Ihne ein?“

Do fangt die Kätche an helluf zu lache: „Ich glaab' gar, du hoscht's schon widder ganz un gar vergesse, was heit Nacht Alles bassirt is: daß du in die Badwann' g'falle bist, — daß ich dich rausgezoge hab' un — daß mir uns d'rher-noochder feierlich mitnanner verlobt hawe! Denkt d'r 's dann nit mehr, wie Du m'r de Verlovungstuz gewe hoscht? Guet, do liche jo noch all' dein nasse Kleeber!“

„Jez, wie er sein Rock un Hoffe un sein Hemm mitte in ere große Lach' uf 'm Bodde liche siecht, kummt's m dann nach un nooch widder un endlich fallt'm Alles ein, wie 's gewest is: daß er „uf Ehr' un Seligkeit“ g'sagt hot in seiner Noth un sogar uf den Kuz hot er sich b'sinne könne. „Jesses,“ sächt er, „'s is jo wahr!“

„Gell, liebschder,“ lacht do die Kätche, „jekerinnerst dich widder, daß du iver Nacht e Braut tricht hoscht: ja, ja, — so kanns gehn! Awer jez und“ — fahrt se fort un holt 'm aus seim Kummödde frisch's Weizzeig un aus seim Schant sein Sunndagskleeber raus — „jekund muscht uf'schbehn, dann wann heit iver acht Däg die Hochzich sein soll —“

„Heit iver acht Däg?“ sächt er do un b'sinnt sich widder e Bissel, — richtig ja, — vun wege de Zeit — gell?“

„Ja freilich!“ sächt se, „un derntwege misse m'r glei mitnanner uf's Rothhaus gehn!“

„Noi, — des kann ich doch — alleen b'sorge,“ — meent er jez — „do brauchst du jo nit d'rbei zu sein!“ „Liebschder neen,“ sächt se do, „'s is besser, ich bin d'rbei — for de Fall, daß mar mich was froge will, — gell, Alderche?“

„Noi, — wann du — meenscht —“ „Noi nadierlich!“ sächt se. „Un zudem“ — fahrt se fort un lacht 'n ganz verflart an — „mdcht' ich mich doch aach uf der Gass' geern Arm in Arm mit d'r sehe losse, — gell, du doch aach?“

„Jeh?“ sächt er un macht widder e Bissel e dumms G'sicht, — noi freilich!“

„Noi also,“ — sächt die Kätche jez, — „do wolle mer glei nach 'm Kaffee gehn mitnanner. Gil' dich e Bissel, — er is schon angericht un e grozi merwi Brehel haw ich hote losse d'rzu: mar muß doch wisse, daß heit dein Gebortsdag un — unser Verlovungsdag is!“

Do'rmit schiebt se ab un meim Schmerbauch is nig inwig geblive als ufzutschbehn, for um mit 'r zu gehn uf's Rothhaus. „In Gottsname,“ hot er gedent, „ich will neißbeize in den saure Appel un will se heiradde. Verleicht“ — so tröschert er sich in Gedanke — „is er nit emol so sauer, — der Appel, un uf jeden Fall haw ich's d'rher-noochder ganz sicher, daß se bei m'r bleibt for ihr Lebtag!“

Derntwege is er also richtig nach 'm Kaffee Arm in Arm mit 'r uf's Schbandesamt gange un hot sich verkinne losse. Acht Däg druf ist die Hochzich gewest.



Scheintodt.

Daß es immer schwieriger wird, sein ehrliches Auskommen in der Welt zu finden, hört man überall klagen. Kein Wunder, wenn da und dort Einer denkt: „Num

gehts nicht ehrlich, so gehts vielleicht anders. Noth bricht Eisen; sie wird auch ein altes verrostetes Gewissen bringen!“ Und so kommt es denn, daß sich unsere Industrie täglich mit neuen Erwerbsquellen bereichert, von denen man in der guten alten Zeit keine Ahnung hatte. Schade nur, daß die Polizei oft das Handwerk legt, noch ehe es sich völlig rentirt hat. Doch zur Sache!

In W. existirt ein Frauenverein, der das schöne Wort „Mildthätigkeit“ auf seine Fahne geschrieben. Eines Tages erscheint bei der Vorsitzenden ein armes abgehärmtes Weib mit einem Kinde auf dem Arm und bittet thränenvoll um Unterstützung. All ihre Habe sei gepfändet; ihr Mann, der den ganzen Sommer krank gelegen,

fei heute Nacht gestorben und sie habe keinen Pfennig, ihn beerdigen zu lassen. Das rührte die gute Frau Vorsteherin fast selber zu Thränen; sie langte aus der Privattasche ein Zehnmarkstück hervor und sprach tröstend zu dem unglücklichen Weibe: „Nehmet einstweilen diese kleine Gabe; morgen werde ich im Ausschuss eine größere Summe für Euch beantragen; denn wo die Noth am höchsten, da ist Frauenhilfe am nächsten. Damit aber kein Verzug in den Geschäftsgang komme, will ich Euch schon früh 10 Uhr das Geld selber bringen; drum saget mir, wo Ihr wohnt?“

„In der Kaggasse Nr. 199, Gott vergelts Ihnen tausendfach, Adieu!“

Und des andern Tags, pünktlich um 10 Uhr erschien die Frau Vorsteherin bei dem trostbedürftigen Weibe auf Nr. 199. Das war eine ärmliche Dachwohnung, ein enges Stübchen mit angrenzender Kammer, wo, mit einem Leichentuch überdeckt, der Verewigte lag. Klagen, Thränen u. Trost worte begleiteten die hilfreiche Spende von 40 Mark in blankem Silber, und die weichherzige Wohlthäterin stellte beim Abschiede noch weitere Unterstützung in Aussicht.

Es war ein regnerischer Dezembertag Als die Vorsteherin ins Freie trat, gewahrte sie, daß sie ihren Schirm im Trauerhause vergessen habe. Flugs eilte sie die Treppe hinauf und öffnete, ohne auf das „Derein“ zu warten, die Thüre der Wohnstube. Doch welch ein Anblick! Entsetzt fuhr sie zurück; denn der Verstorbene war lebhaftig von den Todten auferstanden und zählte, vom Leichentuch umwallt, mit seiner Frau am Tische vergnüglich den baaren Geldbetrag seiner Beerdigung. —

Wortlos ergriff die edle Geberin ihren Schirm und verfügte sich auf die Polizeist.

Schade, daß diese das einträgliche Handwerk legte, noch ehe es sich völlig rentirt hatte!

In W..... sitzt nämlich ein Gericht, das keinen Spaß versteht und wäre der Spaß auch noch so ernsthaft angelegt. Das saubere Ehepaar wurde 14 Tage hinter Schloß und Riegel begraben und mußte nach seiner Auferstehung noch obendrein die eigenen „Bestattungskosten“ bezahlen.

Ich merk's.

Der gestrenge Herr Amtmann hatte erst kurze Zeit seinen neuen Amtsort bezogen und saß auf seinem Bureau, in übelster Laune an den hinterlassenen Rückständen seines Vorgängers arbeitend. Es klopfte an und herein trat ein Wälderweibli, das verzagt an der Thüre stehen blieb.

„Gute Morge, Herr Amtmann!“

„Guten Morgen — was soll's?“

„I hätt au e Anliege.“

„Was für ein's — 'raus, ich hab' keine überflüssige Zeit. Verstanden!“

„So — i hett en Suh'n und der sott zum Milidär. Nu bin i aber e armi Wittib un ha numme den eini erwachse, der ander goht no in d'Schuel und d'Maidli sind au no g'ring. Wann jetzt mi Urbeli irucke mueß, gings ganz Weseli z'Grund. So möcht i schön bitte, daß Se en B'richt machet, daß er nit usg'hobe wird!“

„Ja, Frau, das ist ja viel zu spät, da hättet ihr früher dazu thun müssen. Die Oberersatzcommission war schon längst beisammen. Aber ihr Bauern lest Nichts, da mag man ausschreiben, was man will. Warum ist sie nicht früher gekommen — hee?“

„De — i bin jo do g'fi bim frühere Amtmann. Sella hot g'sait, i sott später kumme und hot mi

no withig a'g'schnauzt!“

„Was?“ brüllte der Amtmann, „das verbitt' ich mir — bei uns wird Niemand angeschauzt! Versteht sie!“

„So — i merk's“, sagte das Wibli und trollte sich.“

Naturgeschichtliches.

Im Thiergarten zu Berlin stund neulich vor dem Elephantenkäfig ein ländliches Ehepaar mit weit geöffneten Sinnen, just zur Zeit, wo das kluge Rüsselthier gefüttert wurde. „Du“, sprach der Gemahl zu seiner besseren Hälfte und stieß ihr sanft mit dem Ellenbogen in die Rippen, „du, das ist doch ein gespassiges Vieh, das frisst ja mit dem Schwanz.“



reich
fruch
der
verle
heim
Lebe
der
Trau
feine
Lebe
da
thrä
gelie
ewig
unte
gef
Wer
in d
bens
gerit
that
freu
ist e
stral
Sim
hoch
nied
I
jeine
in g
Zög
nars
scha
auf
als
tete,
jorg
Mit
lid
eben
ner
woll
hab
scha
begn
Zeh
geif
aus
freit
in
abg
Sch
bert
men
fach
und
arti
fam
schä
ehrl
lofe
zog
une
lern
reid

† Seminardirektor Dr. W. Berger.

Im vorigen Jahr hat Baden einen seiner ausgezeichnetsten Schulmänner, Deutschlands Lehrerschaft einen fruchtbarsten hervorragenden pädagogischen Schriftsteller, den Hausfreund aber einen theuren Freund u. Mitarbeiter verloren: Seminardirektor Dr. W. Berger ist am 5. Juli heimgegangen zur ewigen Ruhe. — Wenn ein junges Leben, das kaum das Licht der Welt erblickt hat, wieder erlischt, so mag das den Elternherzen eine tiefe Trauerwunde schlagen; aber dieser Schmerz schlägt keine Wellen in die Ferne. Wenn ein Greis am späten Lebensabende müde heimkehrt zur langersehnten Ruhe, da mögen viele Trauernde den Sarg umstehen und thränenvoll zurückblicken auf den Segen eines langen geliebten Lebens; aber Jeder fühlt: die Natur hat ihr ewiges Recht geltend gemacht, und der reife Halm fiel unter der Sichel des gott-

gesandten Schnitters. Wenn aber ein Mann in der Vollkraft des Lebens dahinsinkt, herausgerissen mitten aus einem thatenreichen, schaffensfreudigen Wirken: dann ist es wie wenn ein Blüthstrahl aus wolkenlosem Himmel unversehens die hochhinanstrebende Eiche niederschmettert.

Dr. Berger war, wie seiner Familie, so fast in gleichem Maße den Böglingen seines Seminars, denen er in wissenschaftlichem Streben und aufopfernder Pflichttreue als Vorbild voranleuchtete, ein liebevoller, fürsorgender Vater. Seinen Mitarbeitern im beruflichen Wirken war er ebenso wohl ein erfahrener Berather, als wohlwollender Freund. Alle haben an ihm hinaufgeschaut als an einem gottbegnadigten Erzieher und Lehrer der Jugend und geistige Nahrung gezogen aus dem idealen Ideenreife des geistvollen überlegenen Mannes. Wer immer in Berger's Nähe kam, mußte die Wucht dieses in sich abgeschlossenen Charakters empfinden. Da gab es kein Schwanken in der Weltanschauung, kein unsicheres Umhertasten in erzieherischen Grundfragen, keine verschwommene Ansicht über diese und jene Erscheinung auf dem sachlichen Gebiete: Alles war geklärt, gesichtet, befestigt und wohlbegründet. Neben dieser fast schroffen Eigenartigkeit war er jedoch der liebenswürdigste und duldsamste Anhörer und Beurtheiler fremder Ansichten. Er schätzte die Ueberzeugung Andersdenkender, wo immer sie ehrlich hervortrat; aber gegen Halbwahrheiten, grundlose Behauptungen oder Verdrehungen der Wahrheit zog er in den Kampf mit der ganzen Energie seines unerbittlichen, aber edlen Willens.

Wer Berger in seinem geistigen Schaffen schätzen lernen will, der lese seine Schriften, die immerhin zahlreich sind in Anbetracht, daß der Mann den Schwer-

punkt seines Wirkens in die zeit- und kraustraubende Lehrthätigkeit verlegte und ihm nur in seltenen Mußestunden vergönnt war, zur Feder zu greifen. Ja, dieser schriftstellerischen Thätigkeit, die sich nicht bloß auf Fachschriften, sondern auch auf wissenschaftliche und unterhaltende Stoffe verschiedener Art bezog (seine letzte Arbeit für den Hausfreund findet sich auf Seite 41), ist es zuzuschreiben, daß sein Name nicht bloß innerhalb der Grenzen unseres engeren Vaterlandes mit hoher Achtung genannt wird, sondern auch mit bestem Klange in den Kreisen der pädagogischen Schriftsteller und Lehrer des ganzen Deutschen Reiches bekannt ist.

Da dürfte denn für alle Jene, die dem Manne persönlich ferne gestanden, eine Skizze aus seinem Leben nicht unwillkommen sein.

Dr. Wilh. Berger wurde am 13. April 1832 zu Karlsruhe geboren, wo sein Vater Buchdrucker war. An dem jungen Berger bewährte sich die Wahrheit des Wortes, daß der Knabe der Vater des Mannes ist, denn als einer der ersten Schüler der Volksschule erwarb er sich die Liebe seiner Lehrer, die ihn zum Studium ermunterten, und als ihm seine Eltern frühe durch den Tod entrißen wurden, lernte er bald die Noth des Lebens kennen, und im Strom der Welt gewann sein Charakter jene Festigkeit u. Zähigkeit, die ihm das ganze Leben hindurch verblieben ist. Und einer der Ersten ist er geblieben sowohl auf den Gymnasien zu Karlsruhe und Freiburg, welche er von 1845 bis 1852 besuchte, wie auch auf der Universität, wo er es an Fleiß und Ausdauer seinen Kommilitonen vorzuzog. Das Studium der Theologie, welchem er sich in Freiburg widmete, hatte ihn wohl anfangs mächtig angezogen, zu-

mal er auch hier mit den hervorragenden Lehrern bald in ein persönliches Verhältniß trat. Da er aber neben dem eigentlichen Berufsfach auch philologische und historische Studien betrieb, und da ihm der Gedanke, Dozent zu werden, nahe gelegt wurde, so verlegte er sich später ausschließlich auf diese Fächer und bestand nach nur dreijährigem Universitätsstudium im Dezember 1855 die philologische Staatsprüfung, auch hier der Erste unter 8 Kandidaten.

Damals hatte unser Land eher Ueberfluß als Mangel an Philologen, und so kam es, daß Kandidat Berger eine Stelle im Auslande suchen mußte, welche er auch bei dem Grafen Segur in Oesterreich fand. Fünf Jahre wirkte er in dem gräflichen Hause als Lehrer und Erzieher, dabei sich selbst weiterbildend und auch um sich schauend und die Sitten und Gewohnheiten des niederösterreichischen Volkes kennen lernend. Wie gerne erzählte Berger Ernstes und Heiteres aus seinem Leben



Seminardirektor Dr. W. Berger.

in Oesterreich, welsch' treues Gedächtniß bewahrte er der gräßlichen Familie, die ihm für seine erfolgreiche Thätigkeit nicht genug danken konnte! Zurückgekehrt in die Heimath, erwarb er sich im Jahre 1860 an der Universität Heidelberg den philosophischen Dokortitel mit der ersten Note.

Im April 1861 erhielt Dr. Berger die Stelle eines Bibliothekars an der Universität Freiburg, worauf er sich mit Fräulein Emilie Lubberger aus Karlsruhe vermählte, aus welsch glücklicher Ehe neun Kinder hervorgingen, denen er ein treuer, unermülich sorgender Vater gewesen. Neben seiner Berufsarbeit widmete sich Berger hauptsächlich geschichtlichen Studien, und, bei einem Gehalte von 800 Gulden, nöthigte ihn die Fürsorge für seine Familie, Privatunterricht zu ertheilen. Während dieser anstrengenden Thätigkeit mag er wohl den Keim zu seiner späteren Todeskrankheit gelegt haben.

Im Oktober 1869 übernahm Dr. Berger die Stelle eines Professors an dem Progymnasium zu Donaueschingen, dessen Schüler ihrem anregenden Lehrer ein dankbares Gedächtniß bewahren, obwohl er nur kurze Zeit daselbst thätig war. Hier reifte auch die erste Frucht seiner geschichtlichen Studien in dem Buche: „Johannes Huz und König Sigmund“, worin der Verfasser über das Verhältniß Sigmunds zu Huz nach den Quellen Licht verbreitete.

Im Dezbr. 1871 folgte Professor Dr. Berger einem Rufe der Reichsregierung in's Elsaß, wo er die Stelle des Direktors am Lehrerseminar in Strassburg erhielt. Die Uebernahme dieser Stelle war ein Wagniß, denn die Verhältnisse in dem zurückgewonnenen Lande waren schwierig, der Seminardienst war dem neuen Leiter der Anstalt fremd, das Lehrerkollegium bestand aus Altdeutschen und aus Elsässern, die Zöglinge waren der Mehrzahl nach Elsässer, die übrigen waren aus Preußen: da bedurfte es denn eines Mannes, der Allen Alles werden konnte, ohne auch im Geringsten seiner Ueberzeugung und seinem Charakter etwas zu vergeben. Und dieser Mann war Berger. Mit einer seltenen Energie des Geistes arbeitete er sich in die neuen Verhältnisse ein; er setzte sich in die Seminarschule und lernte von den Lehrern, wobei sein Scharfblick ihn bald erkennen ließ, wo es fehlte, er trat den Zöglingen als ein liebevoller, strenger, aber gerechter Vater gegenüber, berechnigte Eigentümlichkeiten schonend, Unberechtigtes energisch abweisend. So kam es denn, daß er auch hier bald Meister wurde in jeder Beziehung, und als Berger im April 1873 in Folge von Organisationsänderungen zum Direktor des einen der Lehrerseminare in Kolmar ernannt wurde, konnte er alsbald dieser Anstalt seinen Geist und seine Weise aufprägen. Zum ersten Mal ist unter seiner Direktion in Kolmar am Kaisertage das gewaltige „Macte caesar imperator“ von den Seminaristen gesungen worden, einen mächtigen Eindruck sowohl auf die bei der Feier anwesenden Altdeutschen, als auch auf die Elsässer machend. In der reichsländischen Bevölkerung erkannte er bald die urwüchsige deutsche Natur, und die Frucht seiner Beobachtungen zeitigte er in dem Buche: „Aus dem Elsaß. Alte Geschichten für das Volk erzählt von einem elsässischen Schulmeister“, worin in echt hebel'scher Sprache, die dem Verfasser eigen war, das Leben der linksrheinischen Bevölkerung geschildert wird.

Die Liebe zur Heimath führte Direktor Dr. Berger im April 1875 nach Baden zurück, wo er die Stelle des Direktors an dem neu gegründeten Lehrerseminar II. in Karlsruhe erhielt. Leider sollte diese seine letzte Thätigkeit im öffentlichen Dienste nur ebenso lange währen, als die erste, aber er hat in den acht Jahren seines Wirkens in Karlsruhe Erfolgreiches geleistet

und Bleibendes geschaffen. Vor Allem war es seine Aufgabe, die neue Anstalt einzurichten und organisch zu gestalten. Hierbei kamen ihm die elsässischen Erfahrungen sehr zu Statten. Es gelang ihm bald, der Wahrheit des Wortes „Aller Anfang ist schwer“ das Herbe zu nehmen, wenn es ihn auch manche Selbstüberwindung kostete, da der damals herrschende Lehrermangel die Aufnahme verschiedener Elemente ermöglichte, die dem Lehrerberuf besser fern geblieben wären. Es gelang ihm, auch hier der Anstalt seinen Geist aufzuprägen und derselben den Charakter einer Fachschule zu geben, die eben Lehrer und nichts als tüchtige Lehrer zu bilden habe, zu Ruh und Frommen der badischen Schuljugend und damit des ganzen Volkes. — Und lieber Leser, wenn Du das wohlgelungene Bildniß des Verewigten betrachtest, wirst Du Dich des Eindruckes nicht erwehren können, daß Du eine außergewöhnliche Erscheinung vor Dir hast, einen Mann, der auch in Gestalt und Miene Achtung zu gebieten und Vertrauen zu erwecken vermochte.

Nachdem der neuen Anstalt die Organisation gegeben war, konnte Direktor Berger sich auch wieder der literarischen Thätigkeit zuwenden. Er war Mitarbeiter an den „Erläuterungen zum bad. Volksschullesebuch“ III. Theil, welche im Jahr 1877 erschienen sind, während er die beiden ersten Theile allein bearbeitete und unter seinem Namen erscheinen ließ. In der Vorrede spricht der Verfasser sich klar und deutlich über die Bedeutung unserer Muttersprache und deren richtige Pflege in der Schule aus, und er hat damit den Lehrern ungemein gute und praktische Fingerzeige gegeben, namentlich hinsichtlich der formalen Bildung. Im Jahr 1878 gab Dr. Berger eine „Deutsche Schreib- und Lesebibel mit vielen Bildern“ heraus, die in vielen Schulen in und außerhalb des Landes Eingang fand. Im Jahr 1879 erschien die erste und leider einzige Lieferung seiner „Beiträge zum Muttersprachunterricht in der Elementarschule“, worin er beherzigenswerthe Winke für die Behandlung der Schüler im ersten Schuljahre giebt. 1881 erschienen die „Erzählungen aus der Weltgeschichte, ein Lehr- und Lesebuch, für die Schule bearbeitet“, mit schön abgerundeten Bildern aus der allgemeinen, der deutschen und der badischen Geschichte, dem bald darauf eine Tabelle der wichtigsten Geschichtszahlen folgte.

Und wenn wir am Schlusse dieses Lebensabrisses die Bedeutung des zu früh Geschiedenen zusammenfassen, so glauben wir das nicht besser thun zu können, als daß wir des Briefes Sr. königlichen Hoheit des Großherzogs, der den Entschlafenen im Jahre 1881 durch Verleihung des Ritterkreuzes I. Klasse vom Züringer Löwen auszeichnete, erwähnen, welchen er an die Hinterbliebenen richtete, und worin der Fürst es ausspricht, daß er „das Ableben des Gatten und Vaters aufrichtig beklagt und in vollem Maße den schweren Verlust empfindet, welchen die von dem Verstorbenen geleitete Anstalt, sowie überhaupt das Schulwesen im Lande durch das so frühzeitige Abscheiden dieses ausgezeichneten Lehrers und Pädagogen erlitten haben.“

Ein langer Zug Leidtragender geleitete am 7. Juni 1883 die irdische Hülle Dr. Berger's zu Grabe; aus allen Theilen des Landes und aus dem Elsaß waren Schüler und Freunde des Entschlafenen herbeigeeilt, um ihm die letzte Ehre zu erweisen. Die Liebe derselben hat die Grabstätte mit einem Denkmal geschmückt und eine „Bergerstiftung“ geschaffen, deren Zinsen tüchtigen Zöglingen seiner Anstalt, des „Bergerseminars“ zu Theil werden sollen. So ist sein Andenken mit diesem Seminar für die Zeit seines Bestehens verknüpft.

Der Menschenfreund.



An einem sehr heißen Augustnachmittag lag auf einer Bank in einer öffentlichen Anlage ein schmutziger, verlumpfter Kerl, der schwer schnarchend seinen sonntäglichen Brummkater ausschließte, wozu er das vollste Recht hatte, denn es war Montag und zwar natürlich ein blauer. Da stolperte ein ganz ähnlich kostümierter Kollege vorbei, der aber noch nicht in's Katerstadium gelangt, sondern noch im Vollbesitze seines im Tage vor-

her erworbenen Brummers war. Er blieb stehen, betrachtete eine Zeit lang den Schlafenden, trat dann wankenden Schrittes auf ihn zu u. versetzte ihm einen derben Rippenstoß.

Ein in der Nähe befindlicher Schutzmann eilte herbei:

„Was haben Sie mit dem Manne da, kennen Sie ihn?“

„Kenne — nee — kenne duh ich en nit!“

„Warum mißhandeln Sie ihn denn?“

„Mißhandle — neen — keen Schpur vun Mißhandle — puri Menschenfreundlichkeit. Ich hab' gedenkt, der arm' Deibel kennt Dorcht kriecht hawwe in der Hitz' — do muß mer'n doch ufwecke wammer e Menschenfreund is.“

Was Alles von einem Kammerdiener verlangt wird.

Der junge Graf Bodo v. Tipfelshausen hielt nach der Tafel

seine Mittagsruhe in dem prächtigen Gartenjalon seines Schlosses. Nachlässig in einen amerikanischen Schaukelstuhl hingestreckt, blies er behaglich verdauend die aromatisch duftenden Rauchringel seiner Havannah in die Luft. In der einen Hand hielt er den neuesten Roman von Zola, während er die andere über die Fensterbrüstung hinaus ins Freie hängen ließ. Jean, der Kammerdiener, machte sich möglichst geräuschlos an dem Kaffeetisch zu schaffen, als plötzlich ferner Donner den edlen Grafen aus seinem süßen Dahinträumen aufschreckte. Er blickte zum Fenster hinaus und bemerkte jetzt erst, daß sich am Himmel graue Gewitterwolken drohend zusammenballten. Müde wendete er das wohlfrisierte duftende Haupt: „Jean“, rief er mit matter Stimme, „Jean, er wird anfangs doch zu nachlässig; hört er nicht, daß es donnert und sieht er die Wolken nicht am Himmel, er alter Esel? Soll ich mich vielleicht erkälten? — Nehm' er mir den Arm herein — er unaufmerksamer Mensch!“

Zwei Schädel.

In einer Raritätensammlung von Alterthümern zeigt man auch zwei historisch merkwürdige Schädel, welche der Museumsdiener dem Besucher mit den Worten erklärt: „Der eine ist der Schädel des Kaisers Augustus“. Fragt man aber nach dem andern, so lautet die Antwort: „Das ist auch der Schädel des Kaisers Augustus, aber als er noch jünger war“.

Durstige Seelen.



In München dort im Bayernland
Ist Toleranz zu Haus:
Das Hofgebräu treibt jedem
Stand
Den Hochmuthsteufel aus.

Denn ist bis zu dem ärmsten
Mann,
Ein Jeder voll und satt,
Setzt Gambrin seinen Hobel an
Und hobelt Alle glatt!

Weltbegebenheiten.

Wenn der Hausfreund dem 88er Jahre gerade nicht viel Gutes nachrühmen konnte, so befindet er sich jetzt in einer günstigeren Lage. Freilich sind auch in dem abgelaufenen Jahre nicht alle Wünsche erfüllt worden; wie wäre das auch möglich? Braucht der Eine den goldenen Sonnenschein, so wünscht der Andere einen gesunden Regen; - will der Eine den Wind von Norden, so paßt das dem Andern nicht, der ihn gerade jetzt von Süden brauchen könnte. Also, es allen Menschen recht zu machen, gelingt selbst dem lieben Herrgott nicht, dem doch eigentlich nichts unmöglich ist. So ging es auch im Jahre 1884. Was jedoch Petrus seiner Zeit von dem sich an der Himmelspforte meldenden Todtnauer Bürstenbinder sagte: „He, er isch zwar so so la la g'si — aber im Ganze doch e ordlicher Burscht“ — das kann der Hausfreund auch vom abgelaufenen Jahre sagen, wenn er's so im Gauzen nimmt, vorab in Bezug auf unser liebes

Deutschland.

Das letzte Viertel des Jahres 1883 brachte noch festliche Tage, die herrlich Zeugniß ablegten von der Größe und Macht des deutschen Vaterlandes und weitere Bürgschaft brachten für die Erhaltung des Friedens in unserm alten Europa. Es ist ja die schönste Aufgabe des waffenmächtigen deutschen Reiches, den Frieden zu sichern, die politischen Weg durch seinen nachdrücklichen Rath glatt zu erhalten und jedem Störer der Völkerruhe ein donnerndes „Hand weg“ zuzurufen, welches dieser nicht mißverstehen kann.

Zur weiteren Befestigung des engen Bündnisses kam unser Kaiser Wilhelm mit dem Kaiser von Oesterreich, seinem hohen Allirten, zusammen, und bald darauf auch der unermüdlige

Reichskanzler Fürst Bismarck mit dem österreichischen Minister Kalnoki. Es wurde dort der Grund gelegt zu einem etwas weiter gefaßten stillen Friedensbunde, dem noch Italien, Spanien, Rumänien und Serbien beitraten. Der Zweck dieser Vereinigung ist die Erhaltung des Friedens in Europa. — Wen's angeht, der mag sich's merken.

Wie seiner Zeit der alte Napoleon in Erfurt sein „Parterre von Königen“ um sich sah, so versammelte unser Kaiser — jedoch in besserem Sinne — bei der Kaiserparade bei Homburg v. d. H. eine Reihe von Fürstlichkeiten in seiner Umgebung: Die Könige von Spanien, Sachsen, Serbien, den Kronprinz von England, den Großherzog von Hessen und Sachsen-Weimar, u. a. m.

Am 28. Sept. fand in Gegenwart des Kaisers und vieler Tausende das Fest der Einweihung des Niedertalwaldentmals statt: „Den Gefallenen zum Gedächtniß, den kommenden Geschlechtern zur Nachahmung“ — wie die herrlichen Kaiserworte lauteten.

Gleichsam zur Fortsetzung der Fürstenzusammenkünfte machte das junge österreichische Kronprinzenpaar seinen Besuch in Berlin und am 16. Novbr. ging der Kronprinz des deutschen Reiches nach Spanien, dessen König in Paris auf das schmächtigste beleidigt worden war. In Genua erwartete den hohen Reisenden eine stolze Zahl deutscher Schiffe und eine russische Flottenabtheilung kam ihn zu begrüßen. Ein russischer Gruß! — Wertst Du was? — In Valencia von der spanischen Flotte bewillkommt, ging der Kronprinz nach Madrid,

wo ihm der festlichste Empfang bereitet wurde. Paraden, Schauspiele, Bälle, Diners, Jagden und natürlich auch Stiergefechte, ohne die es in Spanien nun einmal nicht abgeht, folgten einander in rascher Folge, sodaß es Einem schon von der Aufzählung schwindelig wird.

Auf dem Rückweg von Spanien besuchte unser Fritz auch den König von Italien und — was manchen eine Ueberraschung, vielen aber Freude bereitete — den Papst. Auch ein Friedenszeichen und nicht das geringste!

Wenn wir noch beifügen, daß die Kaiserin von Rußland auf der Rückreise von den Hochzeitsfeierlichkeiten in Berlin vorsprach, der russische Kriegsminister Wannowsky in Berlin seine Aufwartung machte und der deutschfreundliche Orlow in Berlin Gesandter wurde, so sehen wir, daß die russische Freundschaft, wenn auch noch nicht thurmhoch, so doch wieder im Wachsen begriffen ist, wie wir auch später, bei dem Kapitel „Rußland“ noch zeigen werden.



Denkmal auf dem Niedertalwalde.

„Ich sei's, gewährt mir die Bitte,
In euerm Bunde der Dritte!“

Nun, dem Hausfreund soll's lieb sein, wenn auch sein Caviarverbrauch äußerst gering ist.

In vielen deutschen Städten wurde das 400jährige Fest der Geburt Luther's gefeiert und in seiner Geburtsstadt Eisleben dessen Bildsäule aufgestellt.

Leider fanden in Deutschland verschiedene schreckliche Verbrechen und Verbrechenversuche statt, die auf Rechnung der Anarchisten geschrieben werden müssen. So wurde in Straßburg der Apotheker Vinhard ermordet und beraubt und ein Wachposten, Soldat Adels, meuchlings getödtet.

In Stuttgart wurde ein Raubmordversuch gegen Bankier Heilbronner ausgeführt, und der Pfandleiher

Meinhard auf grausame Weise erschlagen. Es ist nachgewiesen, daß der Verhaftete Kumiſch und die Anarchiſten Camerer und Stellmacher mit dieſen Verbrechen in Verbindung ſtehen.

In dem Gebäude des Polizeipräſidiums in Frankfurt fand eine Dynamitexploſion ſtatt und auch bei der Einweihung des Siegesdenkmals ward ein ſchmähliches Attentat mittelſt Dynamit gegen den Kaiſer geplant. Die Unterſuchung ſchwebt noch u. ſollen bereits Geſtändniſſe vorliegen.

In politiſcher Beziehung iſt, wenn auch nicht Alles ſo ganz glatt abging, doch Manches zu Stande gebracht worden. So wurde der ſpaniſch-deutſche Handelsvertrag nach mancherlei Hinderniſſen abgeſchloſſen, das Sozialiſtengeſetz verlängert und das Unfallverſicherungsgesetz vom Reichstage angenommen.

In Preußen wurde der Staatsrath wieder ins Leben gerufen und der Kronprinz mit dem Vorſitze betraut. Der Biſchof Blum von Limburg wurde begnadigt und iſt nun in den Biſthümern Culm, Ermland, Hildesheim und Münſter der normale Zuſtand wieder eingetreten, ſodaß nur Köln und Poſen noch ausſtehen.

Der weſtafrikanische Haſen Angra Pequenna mit zugehörigem Territorium etwas größer als das Großherzogthum Heſſen, wurde unter den Schutz des Reiches geſtellt u. die deutſche Flagge dort entfaltete. — England ſcheint anfangs mit dem Vorgehen der deutſch. Regierung nicht einverſtanden geweſen zu ſein, hat ſich aber gefügt.

Ein Geſekentwurf, die Beſchränkung des Lehrlingshaltens betreffend, ging im Reichstage durch, dagegen blieben das Militärpenſionsgeſetz, der Börſenſteuergeſetz,

der Entwurf, die Subvention für überſeeiſche Dampfer theils unerledigt, theils wurden ſie abgelehnt. Die Vereinigung der Sezefſionisten mit der Fortſchrittspartei hat eine Verſchiebung der parlamentariſchen Verhältniſſe zur Folge gehabt.

Am 12. Juni 1884 fand in feierlicher Weiſe die Grundſteinlegung des Reichstagsgebäudes durch den Kaiſer ſtatt. — Der Herr laſſe es ein Haus des Friedens ſein und ſchütze es vor allem Unfall!

Unter den Opfern, welche der unerbittliche Tod gefordert, ſeien beſonders hervorgehoben: Der im Jahre 1808 zu Bühl geborene geiſtliche Rath und Profeſſor Alban Stolz,

einer der populärſten katholiſchen Schriftſteller, welcher viele Jahre hindurch den beſannten Kalender für Zeit u. Ewigkeit verfaßte. Stolz, ein wahrhaft frommer und äußerſt milthätiger Mann, ſtarb am 16. Oktbr. 1883 in Freiburg in Baden.

Ed. Laſter, der deutſche Parlamentarier und Politiker, geb. 1829 zu Jarotſchin in Poſen, ſtarb am 5. Jan. 1884 zu Newyork. Er war der Einladung Villards zur Einweihung der Northern-Pacifiſcheiſenbahn gefolgt, hatte

den Todeskeim von Europa mit hinübergebracht und erlag dort den Anſtrengungen. Der Verſtorbene hatte ſ. Z. einen höchſt bedeutenden Einfluß auf die Entwicklung des deutſchen Verfaſſungswefens ausgeübt und ſein Tod hat, veranlaßt durch die nicht ganz diplomatiſche Beileidsbezeugung des amerikaniſchen Repräſentantenhaufes den Grund zu mancherlei politiſchen Streitfragen gelegt, welche mit dem Weggang des amerikaniſchen Geſandten Sargent in Berlin und des deutſchen Geſandten Eiſendecker in Newyork ihren Abſchluß fanden.

Am 6. April 1884 ſtarb der im Jahre 1815 zu Lübeck geborene Dyrker Emanuel Geibel. Er war ein Lieblingsdichter der deutſchen Nation und — was ja wenigen Dichtern zu Theil ward — er fand die volle Anerkennung noch zu ſeinen Lebzeiten. Was er in einem ſeiner hinterlaſſenen Gedichte ſagt, möge ihm zu Theil werden.

Da ſchwebt ein bleicher Engel
Ueber die fernern Höh'n,
Sein Auge iſt blau und heilig,
Sein Antliß lilienſchön.



Papst Leo empfängt den deutschen Kronprinzen.



Alban Stolz.



Eduard Laſter.

Den armen, milden Menschen
Lächelt er freundlich zu,
Und wo er Thränen siehet,
Da bringt er süße Ruh'.

Die kranken Herzen alle
Singt er in Schlummer ein
Und wenn sie wieder erwachen,
Ruh' es im Himmel sein.

Am 19. Juni 1884 starb Dr. Ludwig Adrian Richter, Professor an der Dresdener Kunstakademie. Richter, im Jahre 1803 in Dresden geboren, war ein tüchtiger Landschaftsmaler, besonders aber durch seine Bilder aus dem Volks- und Kinderleben und seine Holzschnitt-illustrationen zur deutschen Nationalliteratur und vielen Kinderbüchern allgemein geschätzt und beliebt.



Emanuel Geibel.

Der berühmte Aegyptologe Carl Richard Lepsius, 1810 zu Raumburg geboren, Mitglied der Academie in Berlin, bekannt als Leiter der von Friedrich IV. nach Aegypten geschickten Commission, durch seine Arbeiten über Hieroglyphen und durch die Herausgabe des Prachtwerkes: „Denkmale aus Aegypten u. Antiochien“, starb den 11. Juli in Berlin.

Baden.

Am 20. November 1883 wurden die Kammern eröffnet und schon die Adressdebatte zeigte, daß eine verständlichere Stimmung Platz gegriffen. Der Sohn des Großherzogs, Prinz Ludwig, der eine größere Reise gemacht, besuchte auch den Papst, bei welcher Gelegenheit sich letzterer höchst anerkennend über die weise Mäßigung des Großherzogs aussprach, weil dadurch der Friede zwischen der katholischen Kirche und der Regierung wieder hergestellt sei. Auch des Erzbischofs Orbin erwähnte der Papst unter hohen Lobsprüchen.

Im Lande fand eine mit großem Fleiße gemachte Erhebung über die Landwirtschaft statt, deren Ergebnis zeigte, daß die Lage der ländlichen Bevölkerung, wenn auch nicht vollständig befriedigend, dennoch keine unverbesserliche sei. Verschiedene Maßregeln, darunter eine Ermäßigung der Grundsteuer durch anderweitige Verteilung der Steuerlast, wurde angebahnt.

Am 30. Mai wurde der Erbgroßherzog von S. Maj. dem Kaiser zum Major ernannt. Der Großherzog wurde durch die Geburt eines zweiten Schwed. Entels erfreut.

In unserm Bruderlande

Oesterreich

ging es in dem verfloffenen Jahre nicht ganz so glatt ab. In Ungarn endete der Tysza-Eszlauer Prozeß wegen des Mordes der Esther Solymosy zwar mit der Freisprechung der angeklagten Juden, aber bald da, bald dort loderte die verderbliche Flamme des Judenthums auf und forderte blutige Opfer.

Die Kroaten, gereizt durch die ungarische Mißwirtschaft, rissen die ungarischen Wappenschilder ab, und

nur durch Nachgeben der übermüthigen Magyaren wurde ein Ausgleich zu Stande gebracht.

In dem sogenannten Ochsenkrieg dagegen, d. h. in dem Streit wegen Bescheiden des Wiener Viehmarktes, siegten die Ungarn gegenüber der Regierung diesseits der Leitha.

Ein Scheusal in Menschengestalt, Hugo Schenk, der, ein zweiter Blaubart, mehr als ein halbes Duzend Frauen umgebracht, büßte mit seinem Spießgesellen Schlossarek sein Verbrechen am Galgen.

Die Ermordung der Polizeibeamten Blöck u. Klubel und andere anarchistische Mißthaten veranlaßte die Verhängung des Ausnahmezustandes über Wien. Daß die Verbrecher Stellmacher und Kammerer auch bei den Stuttgarter und Straßburger Mordthaten betheilt waren, hat die gerichtliche Untersuchung festgestellt.

Der Kronprinz besuchte mit seiner jungen Frau den Sultan in Konstantinopel, sowie die Fürsten an der Donau u. wurde überall glänzend aufgenommen. Auch mit Italien herrscht trotz aller Bemühungen der Unversöhnlichsten die herzlichste Freundschaft.



Zieng, chinesischer Gesandte am Berliner Hofe.

Frankreich

hat immer noch mit mancherlei Schwierigkeiten zu kämpfen. Zwar starb am 24. August 1883 der Graf Dieudonné v. Chambord, Sohn der bekannten Herzogin von Berry, — der König der Royalisten, allein der Graf von Paris wurde sofort durch seine Anhänger zum König proklamiert. Der Präsident ist todt — es lebe der Präsident! Zwischen dem Prinzen Napoleon und seinem Sohne Viktor kam es zu händeln und efligen Auseinandersetzungen. Ja, die Royalisten und Bonapartisten lieben die Republik, wie der Taschenspieler die Orangen — um sie hinweg zu eskamotiren. So lange sie aber miteinander und unter sich Händel haben, hat es gute Wege.

Schlummer für die Republik war die pöbelhafte Art und Weise, wie König Alphonso von Spanien im Oktober 1883 als Alanenkönig in Paris ausgepfiffen wurde. Der Kriegsminister Thibaudin mußte als Opfer fallen.

Noch schlimmer haben sich aber die Händel mit China gestaltet. Nachdem der schlaue chinesische Unterhändler Marquis Zieng lange herum diplomatisirt, kam es doch endlich zum Klappen. Die Franzosen erlitten zwar zuerst bei ihrem Vorgehen auf Song-Tay (in Tonking) eine Niederlage, nahmen aber daselbe, nachdem Verstärkungen nachgeschickt waren. Auch Bac-ninh fiel und es kam zum Frieden. Ehe jedoch die Unterzeichnung der Bestimmungen stattfand, überfielen die Chinesen die vorrückenden Franzosen bei Rang-son und brachten ihnen empfindliche Verluste bei. Was jetzt wird, kann der Hausfreund vielleicht das nächste Mal sagen — vielleicht auch nicht.



Dr. Koch.

Im Uebrigen geht in Frankreich Handel und Wandel zurück, und eine große Arbeitseinstellung in Anzin führte zum Aufruhr und schweren Verurtheilungen. In Paris revoltirten viele tausend Lumpensammler und Genossen, die sich durch die Maßnahme des Seinepräfecten beeinträchtigt fühlten, und da und dort spulte das Dynamit.

Zwei bekannte Persönlichkeiten, Rouher, der Vicekaiser, welcher bei uns in Baden nicht einmal Frauen und Kinder schonen wollte, und der von Sedan bekannte General Wimpfen, sind gestorben.

In Cahors wurde unter großem Jubel eine Statue Gambetta's eingeweiht.

Ein unheimlicher Gast wurde auf dem Transportschiff Sarthe in Toulon eingeschleppt — die schwarze Frau — die Cholera. Sie ist auch in Marseille ausgebrochen. Dr. Koch, der verdienstvolle Entdecker des Choleraabacillus, ist von Berlin nach Toulon gegangen, um die Seuche in der Nähe zu betrachten. Hoffentlich bleiben wir verschont.

England.

Aus England ist nicht viel Erfreuliches zu berichten. Der alte Gegner und spätere Schützling Englands, der Zuluönig Cetewayo, hatte mit seinem Feinde Ufibebe schwere Kämpfe zu bestehen; suchte englische Hilfe nach, starb aber am 8. Februar 1884.

Im Hause der Lords wurde auf Antrag der orthodoxen Bischöfe die Bill verworfen, daß ein Mann nach dem Tode seiner Frau deren Schwester heirathen dürfe; — dadurch wurde ein Lieblingswunsch der Königin vereitelt. Ebenso ist durch dasselbe Oberhaus die so nothwendige Wahlreformbill verworfen worden.

Dem Unterhaus machte der Eidverweigerer Bradlaugh manchen Kummer, der, unterstützt durch seine Wähler, nun einmal absolut seinen Sitz einnehmen will. Sonst machten Wasserverheerungen, Arbeitseinstellungen, Agrarverbrechen in Irland, besonders aber zahlreiche Dynamitattentate das Leben ungemüthlich. Bahnhöfe, Regierungsgebäude, besonders aber das königliche Schloß in Windsor werden sorgsam bewacht. Strenge Maßregeln gegen den Verkauf und Besitz von Sprengmitteln sind getroffen, und Alles wird versucht, um Amerika zu Schritten gegen den Dynamithauptling O'Donovan Rossa zu veranlassen.

Vor Allem aber liegt den Engländern das alte Pharaonenland Aegypten wie ein Krokodill im Magen. Dort steht es sehr schlimm, trotzdem der tollkühne Gordon nach Chartum abgeschickt wurde, um dem Vorschreiten des Mahdi oder falschen Propheten Einhalt zu thun (s. Aegypten).

Die Sache steht so übel, daß sie das Ministerium Gladstone schon längst umgeworfen hätte, wenn die gescheiterten Britten nicht fürchteten, es käme was Schlimmeres nach.

Am 28. März starb unerwartet in Cannes der jüngste

Sohn der Königin, der Herzog von Albany, ein stiller, seinen Studien lebender Prinz.

Von der

Schweiz

ist diesmal wenig Neues zu berichten, als daß das Referendum — die zweischneidige Waffe — wieder mehrere Gesetze nachab geschickt hat.

Italien.

Furchtbare Erdbeben verheerten, veranlaßt durch den Vulkan Epomeo, die Insel Ischia; besonders die Bäderstadt Casamicciola hat schwer darunter gelitten, und fielen über 5000 Menschen, darunter viele Badegäste, dem schrecklichen Naturereignisse zum Opfer. In Deutschland wurde für die Verunglückten reichlich beigeuert; der Kaiser gab 50000 Mark.

Spanien.

Dort fanden wieder in Badajoz und Nagera die üblichen Militäraufstände statt. Dieselben wurden unterdrückt und mehrere Offiziere erschossen. Große Erbitterung erregte bei den stolzen Spaniern die Mißhandlung des Königs in Paris. Ein

Ministerwechsel — nichts Seltenes in Spanien — war die mittelbare Folge. Der Besuch unseres Kronprinzen erfreute dagegen das Volk und trug viel dazu bei, beide Nationen einander nahe zu bringen.

Holland.

Ungeheuern Schaden und fürchterlichen Verlust an Menschenleben verursachte in den holländischen Kolonien der Ausbruch des Inselvulkans Kratao, zwischen Sumatra

Sids Pascha.



und Java. Die auch bei uns bemerkte rothe Färbung bei Sonnenauf- und Untergang soll von der, in höhere Luftregionen emporgetriebenen, vulkanischen Asche herühren.

Der holländische Kronprinz — der Prinz von Oranien — ist nach längerem Leiden gestorben, und da kein anderer Prinz vorhanden, ist die Erbfolge nicht gesichert und könnten unter Umständen mancherlei Verwicklungen daraus entstehen.

Schweden.

Die Kronprinzessin von Schweden ist glücklich von einem Prinzen entbunden worden.

Die Differenzen des Königs mit Norwegen sind geschlichtet u. herrscht darüber großer Jubel in Christiania.

Bulgarien

In suchte sich der Fürst Alexander von der etwas beengenden russischen Vormundschaft zu befreien, schickte den von Petersburg importirten Kriegsminister Nediger zurück und rief die bulgarischen Offiziere aus russischem Dienste heim. Zu Grenzstreitigkeiten kam es mit

Serbien,

in welchem ein versuchter Aufstand blutig unterdrückt wurde und dessen Regierung nun durch den Aufenthalt

der entkommenen Flüchtlinge in Bulgarien sich genirt fühlt.

Rußland

hat immer noch an dem Nihilismus zu leiden, der jetzt auch besonders in der Armee spudt. Der Leiter der Petersburger Geheimpolizei, Oberstlieutenant Shubeikin wurde ermordet.

Mit Deutschland hat das Verhältniß sich bedeutend gebessert. Der Großfürst Michael Nicolajewitsch gratulirte an der Spitze einer Militärdeputation unserem Kaiser, der vor 70 Jahren zum Georgenritter ernannt worden war, und zur Großjährigkeitserklärung des Großfürsten Thronfolgers, die mit großem Pompe zu Petersburg gefeiert wurde, erschien als Vertreter des preußischen Königshauses der Prinz Wilhelm von Preußen.

Türkei.

Dort geht die alte Wirthschaft noch immer fort. Midhat Pascha, einer der ehrlichsten Türken, der des Mordes an Abdul Uziz verdächtigt und verbannt worden war, ist in der Verbannung gestorben; — ein häufiges Schicksal der verbannten türkischen Staatsmänner. Ist es sonst in der Türkei stille, so geht es in

Aegypten

um so lustiger zu.

Der Mahdi, der falsche Prophet, macht mit seinen fanatisirten Arabern und Sudanesen gewaltige Fortschritte. Zuerst wurde eine ägyptische Truppenabtheilung unter dem engl. Hauptmann Moncrieff, zwischen Suakim und Kassala niedergemacht. Hids Pascha, ein alter Offizier der englisch-indischen Armee, welcher mit einem ganz anständigen Heere gegen den Mahdi aufgebrosen, wurde nach dreitägigem Kampfe in einem Defilee bei Kaschgate vernichtet. Durst, Hitze und die Feigheit der ägyptischen Truppen veranlaßte seine Niederlage. Vater Pascha, der bekannte englische Reiteroffizier, der i. J. das galante Eisenbahnabenteuer hatte, wurde mit seinen Aegyptern am 4. Febr. bei Totar (75 km. von Suakim) nahe der Quelle des Teb, wo Moncrieff fiel, geschlagen, verlor seine Kameele, Kanonen, Mitrailleur und 2000 Mann — die übrigen liefen davon. Er selbst entkam mit knapper Noth. Nun machten die Engländer Ernst. Gordon proklamirte in Chartum die Freiheit des Sklavenhandels und glaubte dadurch die Häuptlinge zu gewinnen. Der Admiral Hewett besetzte mit Seetruppen Suakim, während Osman Digma, ein Lieutenant des Mahdi, Totar einnahm.

Wir kommen nun zuletzt noch auf

Amerika,

mit dem wir fast wegen der Schweinefleisch-Frage in einen fröhlichen Zollkrieg verwickelt worden wären. Auch die Rücksendung der Resolution des Repräsentantenhauses in Bezug auf Vaster warf einigen Staub auf. Die Sache lief aber gut aus — nur der amerikanische Gesandte Sargent wurde wieder in den Bürgerstand und der deutsche Gesandte Eizendeker nach Karlsruhe versetzt. An Stelle Sargent's kam Casson.

In Amerika hat man derzeit Anderes zu thun; man rüstet sich zu der Präsidenten-Wahl und wir wollen den Amerikanern wünschen, daß sie den rechten Mann finden.

— Zu den nützlichsten Freunden und Schätzen jedes deutschen Hauses gehört **Brockhaus' Conversations-Lexikon**, denn kaum dürfte ein Tag vergehen, an dem sich nicht Veranlassung bietet, aus seinem reichen Wissensborn Rath und Belehrung zu schöpfen. Den Fortschritten der Zeit von Auflage zu Auflage folgend und alle neuen Entdeckungen und Erfahrungen in sich aufnehmend, hat es bereits vier Generationen die trefflichsten Dienste geleistet und trotz seines großen Umfangs in fast einer halben Million Exemplaren, nicht bloß im

Vaterlande, sondern überall wo Deutsche wohnen, Absatz und Verbreitung gefunden. Die gegenwärtig erscheinende 13. Auflage zeigt im Texte selbst sowie in Papier und Druckverrichtung ganz wesentliche Verbesserungen, auch ist sie mit vielen Tausenden, theils auf besonderen Tafeln dargestellten, theils in den Text gedruckten schwarzen und bunten **Abbildungen und Landarten** ausgestattet, ohne daß der ohnehin schon außerordentlich billige Preis von 50 Pfennig für das Heft erhöht wurde.

Der Patent-Athmungs-Apparat für Lungen-Gymnastik

von **C. Bilharz** in **Kitzingen a. M.**

gilt als sicherster Schutz gegen Staubeinathmen und ist ein rationelles Heilverfahren bei Engbrüstigkeit, Chronischem Husten und Lungentuberkeln, ersten Anfängen von Tuberkulose. Durch den Apparat wird mechanisches Erweitern des Athmungsgebietes der Lunge und die Hebung der Herzthätigkeit und Verdauungskraft bewirkt.

Gegen Einzahlung von 10 Mark einschließlich Postfracht. Gebrauchsanweisung und Verpackung bei **Franz Reiffel** in **Weinheim a. d. W.**

Die Conservierung der Früchte

durch Salicylsäure ist als bewährt, bestens zu empfehlen. Früchte, wie Kirchen, Johannisbeeren, Brombeeren, Reineclauden, Pflaumen, Pfirsiche u. werden ohne jeden Wasserzusatz in weithalsige Gläser von etwa 1 Kilo Größe gebracht, eine Schicht Früchte und eine Schicht zerkleinerter Zucker wechseln ab. Die obere Schicht ist wieder Zucker, auf welchen ein Kaffeelöffel voll trodrene crystallisirte Salicylsäure gestreut wird. Hierauf wird das Glas mit Pergamentpapier verbunden und in Wasser gestellt, das 15-30 Minuten, je nach der Größe des Obstes, kochend erhalten wird. Nach dem Erkalten wird noch ein Salicylpapier darüber gegeben. Die Früchte erhalten dann bleibend das Aussehen wie frisch geerntet.

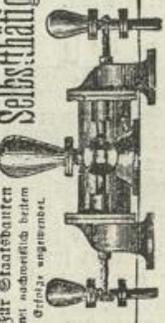
Stollwerck'sche Chocoladen
 a. g. gezeichnet mit 28 Hofdiplomen.
 Niederlagen in allen Städten Deutschlands.
 Nur beste Rohmaterialien werden verarbeitet.

Selbstthätige Wasserpumpen
 für kleinere Städte, Landgemeinden, einzelne Güter, Landhäuser, Fabriken u. s. f. (unter Garantie) selbstthätig arbeitende Wasserpumpen zum Fördern von Wasser auf jede beliebige Höhe und Entfernungen — Leistungsfähigkeit 1000 bis 100,000 Liter pro Tag.

Merkel jun., Dresden
 in 24 Stunden benützlich betriebsfähig, die Dose zu 2 Mark empfiehlt **Schuchmann, Apotheker** in **Chemnitz** u. **Elbst.**

Pilepie (Gallmehl)
 starkpflanzl., erhalt. grät. Gürtelg. nur nach. Geitung von **Dr. philolog. Quante**, Schriftf. in **Waren-dorf**, Weichl. Beförderung, in **all. Verb.**

Ernst Hek, Klingenthal (Sachsen) Accordeons-Fabrik
 Prämirt in **Schney** und **Melbourne**. In Deutschland versende einzelne Stücke zum **Dupendpreise**.



Hebel's Rheinländischen Hausfreund's
Poetisches Schatzkästlein

(Sämtliches Original-Dichtungen, deren Nachdruck nicht erlaubt ist.)

Das Felsenfräulein.

(Eine Felsenpartie beim Hornberger Schloß.)



s sin emol,
 's isch am
 ne Sunn-
 tig g'si,
 D' Schuel-
 meisteri un 's
 Docter's Se-
 peli

Go Hornberg zue
 vo Niederwasser
 her.

— Des Meideli goht nuf in d' Christleher —
 Bim Kai am Rübesbe just z'semmecho,
 Si hensî grüest un 'nander zit abgno.

Die jei seit: Siehst d'ort Steinprinzessin stoh?
 „Herr Jeses jo; sie luegtis weger no!
 Drum allimol, wenn i do füre chum,
 So zieht's mi Blick zum Felsefräuli num
 Un allimol — chum weidli! s' isch nit just,
 Se chunt's mer für, 's biweg si no sie Brust.

's soll no ne Herz im Felsebuse schla,
 So seit mer. Nu, was luegst mi denn so a?
 's hent zwische sellem g'starr'ge Lockehor
 Als Augli glitz, wie dini, frisch un chlor,
 Un menge harte, chezerische To
 Isch fürnehm über selli Lippe cho.

Vor Zite het d'ort ufem Berg im Schloß
 E Ritter g'huuset mit sim Wib un Troß.
 Er het e süfer g'wachsne Fräuli g'ha,
 Hoffertig au un truzig, wie ne Ma,
 Si einzig Chind. Er het's frei schalte lo,
 Drum isch's vur Bosget bis zuem Tütznug cho.

Het d' Mutter g'feit, mer wend in d'Chilche go,
 So het's nu g'lacht un Pfil un Boge g'no

— Me het vor Zite keini Süsi g'ha —
 Un allo! mit viel Hunde vorne'd'ra.
 Goh't in de Wald dur mengi Haberfoot!
 Was chümmert ihn's au 's'rech vertramplet Brod.

Un isch e arme Bur zuem Aetti cho
 Un chlagt „i ha bim Tage Schade g'no“
 Se schlüchtes si bis an de Grate nus
 Un wie mi Bürli chunt, nei 's isch e Grus!
 Git's em e Schuck un g'schwinder, affes blizt,
 So hat 's G'hirn im Felsegrab versprizt.

Druf lacht's un seit: „s chunt uf e Bur nit a.
 „Ne cha do nid'si gnueg so G'sindel ha“
 's verzwislet Wib mit sine Chinderli
 Chunt uisem Fräuli freli nit in Si.
 „Was goht mi ander Lüte Chummer a“
 Seit's „wenn nu i, was Herz begehret, ha.“

's het Alls si zit. Es jagt emol im Wald.
 Druf stigt e Männli ufem Felseg'halt
 Nit wise Locke. 's stüzt si uf si Stab:
 „O Fräuli, nummen au ne chleini Gab!“
 „Glattsufereit! Marsch mit dim Weh un Ach!“
 Un handumcher! se keits en nab in Bach.

Doch eis Ruck's stoht mi Männli wieder uf
 Un wachst in d'Höchi über d'Felse nuf,
 Zum Tremel wird si Stab, Er rührt's mit a:
 „Du witt di Herz für di elleinig ha?
 Se schlag's für ew'ge Zite dir allei.“
 Un sieder g'stablet 's Fräuli zuem ne Stei.

So seit mer, Meideli, verstosch de Si?
 „He s' Männli wird denfwohl d' Vergeltig si;
 „Un witer's: het Bis 's Herz für ihns ellei,
 „Was isch es anders as e halte Stei!“
 De hesch's verrotthe jo un 's fehlt si nit.
 Jez b'hüet di Gott! versum mer d' Christleher nit!

Freiburg.

S. Fehrenbach.

Der Badische Belchen an den Elsäßer Belchen.

Gott grüest di, alter Noochber drüwwe,
 Min Namensbrueder Belche dort!
 Wie ich der Zweit im Schwarzwald hüwwe,
 Bistch du im Wasgau höchster Ort.

Johrtusend lang, uf beide Site,
 Stehn mer so do, un mitte drinn —
 Gedenkt's der noch, wie als vor Zite
 Der Rhin e großer See isch g'sinn?

Verstärkt durch Bäch us Fels un Gletscher,
 Isch er gewachsne wie e Heer
 Unn durchgebrosche mit Geplätscher
 Durch d'Felsewand bis nus an's Meer.

Gedenkt's der noch, wie an sim Ufer
 Lit hem uff Pfähl gebbut ihr Züs
 Unn Jagd gemacht? denn 's isch nit süfer
 Von Ur- un Bäre g'sinn do drüß.

Gedenk'ts der? druff sinn d' Gallier Kumm,
Die d' Sunn, de Bel henn angebett,
Henn unfri Gipfel ingenomme
Dem Bel zuer bluetjen Opferstätt. 1)

Dernoo henn d' Schwowe Sieg gewunne,
Bis ne 2) der Casar nimmt dis Land;
Doch d' Römernacht zerfördre d' Hunne
Unn 's Rhinland blibt in ditscher Land.

Henn au e Zitlang druff d' Franzose
Bis an de Rhin den Arm erstreckt,
Der Ditsch het ne Reträt geblose,
Sin Adler jekt au dich bedeckt.

Sieh drum so finster nit erwüwer,
Als wär dim Volk ebs Uewwels g'schey'n;
I reich der d' Bruederhand druff nüwwer,
Wil mer als Ditsch uns widerseh'n.

Din Völkler isch jo ditsch gebliwwe
In Sprooch, in Sitten unn Gemüeth;
Wie scharf's d' Franzosen au getriwwe,
Wcht ditsch isch doch noch sin Geblüet.

Unn euri Städt- unn Dörfernamme
Von Altkirch bis uff Wiseburj,
D' Familienammen allzifamme -
Sinn sie nit ditsch noch durj unn durj?

Sie redder in dim Sundgau drüwwe
So allemannisch grad wie mier;
Wie unfri Wiesethäler hüwwe,
Verstehn de Hebel ganz au iehr.

Saa, heimelt's di nit an, wenn liebli
Der Hebel singt sin Volksgedicht,
So ditsch fast, wie's im Elsas üebli,
Wie Arnold im Pfingstmontaa spricht?

Wo d' Herze so viel Band verbinde,
Wie's Völkler rechts unn links am Rhin -
Wie könnte sie sich do verfinde?
Nein, Brueder, d' Hand her - schlaauen in!

Dier schick i jede Morje nüwwer
Den erste Sunnestrahl zuem Gruess;
Schick du mer z' Owen 3) au erwüwer
De letschte Strahl als Bruederkuss!

1) Der Name Belchen, zusammengesetzt aus den zwei keltischen Wörtern Bel (Sonnergott) und Ech (Stätte), bedeutet: Bel's Stätte, des Sonnengotts Opferstätte. 2) ne = ihnen. 3) zu Abend.

Mühlhausen.

Adolf Stöber

Wo isch das größte Glück?

Wo isch das größte Glück?
I froge di, isch's dört ächt z'finge,
Wo Hüffe Gald im Chaste Klinge?
I zwysse d'ra; i glaub' es nit,
Wil's no viel öppis Schöner's git
Für üfers Erdeglück.

Wo isch das rächte Glück?
Isch's öppe dört, wo Muul und Nage
Gang hei, so viel d'r Tisch ma trage?
My liebe Fründ, au das isch's nit,
Wil's no viel öppis Schöner's git
Für's rächte-n-Erdeglück.

Wo isch das wahre Glück?
Chasch's öppe dört by Söttig' finge,
Wo über d' Wält d'r Stäcke schwinde?
Au das, my Fründ, das glaub' i nit,
Wil's doch viel öppis Schöner's git
Für's wahre-n-Erdeglück.

Wo isch das größte Glück?
Gib Chummer und gib schwäri Sorge
Und Arbet scho vom früehre Morje,
Wenn g'nüegsam und au z'friede bisch,
Dym erste Ching es Chüßli gisch:
Do isch das größte Glück.

Franz Josef Schild,
Großhätti us 'em Leberberg.

Die Gegend am Blauen.

In de schöne Ländre alle
Thuets mer ebe niene gfall,
Wie dort in mim Heimethland;
Schöneri Lust und freud'ger Lebe
Cha's doch niene sust wo gebe,
Als bim Blaue wohl bekant;
Jo, dört stoht er in der Höchi,
Berg und Thäler in der Nöchi,
Pracht und Sege bis an Rhi;
Un mi Geist mit schnelle Flügle
Fliegt zu selle schöne Hügle
Dört am Blaue freudig hi.
Z' Friburg obe, isch's au prächtig,
Wo der Münsterthurm großmächtig
Luegt e schöni Gegnig a;
Prächtig Land uf alle Site,
Un mi Herz zue alle Site
Het e Freud an Friburg gha.
Au bi Lörrach - Schopfen obe
Mues i's rüehme, mues i's lobe,
s'isch e Lust un isch e Pracht;
Un sel Thal het einer b'funge,
Dem si Lied am beste g'lunge,
Der die schönste Vers het gmacht.
Aber stig jekt uf de Blaue,
Gang au, Badewiler z'bschaue.

Gang uff Lueginland*) au hi,
Gang uff Bürgle, nooch bi Chan-
der,
Bschau dört Alles bi enander,
Sag mer: wo wirde schöner si?
Prächt'ge Rebe, richi Felder,
Schöni Eich- und Tannewälder,
Stolzi Matte, grünen und frisch;
Sini Wi, de Durst au z' stille,
z' Laufe, z' Sulzberg, z' Augge,
z' Mülle,
Weiß nit, wels der fürnehmst isch!
Zoldi Blüemli, prächtig g'kleidet,
Un mi Aug het mengmol g'weidet
Sich an alle Raine dra;
Schöner sind sie niene z'finde,
Uf der Hermatt no dehinte
Triff me vo de schönste a.
Wo me luegt, an allen Ecke,
Us de Bäume, us de Hecke,
Lacht e heiter Lebe dört;
d' Distelzwigli, d' Nachtigalle
Len am Klembach d' Liedli schalle,
Wie so schön i's niene g'hört.

Un dört in de frohe Stunde
Zani no ne Glück nu gfunde,
Das i no im Herze trag.
Gueti Fründ an meng'en Orte,
Die mer lieb un werth sin worde,
Die i nit vergesse mag.
Aber, ach! vo selle Fründe
Sin so mengi nümmi z'finde,
Die mer nümmi wandle sehn;
Jo, sie ruehe tief vergrabe,
Un jekt luege d' Sterne abe
Uf ihr Grab, wo Blueme stehn.
Aber dene, die wo lebe,
Soll mi Lied dur d' Lüfte schwebe,
Sage, was i denke mues.
Was mi Herz thuet tief durchdringe,
Soll mi Lied am Blaue singe,
s'isch e Wunsch un isch e Gruess.
Un mi Gruess heist: „Gottes Segen
Sei bi euch uf eure Wege,
Feste Glaube, frohe Müeth!
Denn das isch bi alle Sache,
Di mer denke, di mer mache,
Allewil no's fürnehmst
Guet.“

*) Anhöhe bei Mühlheim.

Sonntag.